

die ausgabe zum internationalen
feministischen kampf tag

4 193489 605203 60110
€ 5,70 Ausland, € 5,20 Deutschland
Ausgabe Nr. 174
www.taz.de

feministaz 

7. – 13. 3. 2026

Unsere Waffe ist Solidarität!



Brenda (links neben ihrer Mutter), eine Aymara aus La Paz, fährt seit sechs Jahren Skateboard im Frauenkollektiv ImillaSkate Foto: Luisa Dürr

editorial

Die Macht eines solidarischen Netzwerks

Es liegt viel Macht im Wissen über Netzwerke. Wer weiß, wer mit wem verbunden ist, bleibt handlungs- und widerstandsfähig. Sieht Schwachstellen. Steht miteinander im Kontakt. Doch die Netzwerke, die uns am mächtigsten erscheinen, von denen wir tagtäglich auch in dieser Zeitung lesen, sind fast immer die von Männern. Von Milliardären und Techbros, die sich mit Machthabern und rechten Parteien verbünden, von Antifeministen, die im Netz den rechten Backlash vorantreiben. Auf der politischen Bühne sind es US-Präsident Donald Trump, der israelische Ministerpräsident Benjamin Netanjahu, Russlands Präsident Wladimir Putin oder das iranische Mullah-Regime, die gesellschaftlichen Rückschritt im Eiltempo vorantreiben. Es ist nicht das Geschlecht, was diese Männer so gefährlich macht. Es sind ihre patriarchalen Ideologien. Die Rechte von Frauen, trans, inter und nicht-binären Personen werden attackiert und rasant eingeschränkt.

Wenn Kriege und Krisen wie eine Folge von Ereignissen erscheinen, gilt es umso mehr, dem etwas entgegenzusetzen

Gleichzeitig streiten Männer sich, wer die größte Atombombe hat. Wer nur den Schlagzeilen folgt, den ergreift die Ohnmacht. Israel und die USA bombardieren Iran. Russland weiter die Ukraine. Menschen müssen fliehen, die Ölpreise steigen, die AfD profitiert. Es ist die originäre Aufgabe einer Zeitung, den Mächtigen auf die Finger zu schauen, wenn die Regeln des Völkerrechts missachtet werden. Aber ebenso wichtig ist es, die Arbeit derer zu zeigen, die sich den antifeministischen Attacken mit Mut entgegenstellen. In Zeiten, in denen Kriege und Krisen wie eine unausweichliche Folge von Ereignissen erscheinen, gilt es umso mehr, dem etwas entgegenzusetzen und jene Netzwerke zu stärken, die genauso weltumspannend und mächtig sein können. Nur wer vorlebt, wie es anders sein kann, macht Veränderung möglich. In dieser Ausgabe wollen wir deshalb Menschen sichtbar machen, die ihr Wissen, ihre Zeit, ihre Kraft für ein Leben einsetzen, das die Rechte aller achtet. Ihre Netzwerke liegen oft unter der Wahrnehmungsschwelle, aber sie sind da: in aktivistischen Arbeitsgruppen und in der Politik, auf dem Land und in der

Stadt. Wir starten vor unserer eigenen Haustür und begeben uns auf die Suche. Wer lebt und kämpft solidarisch? Wir haben Menschen kennengelernt, die uns bis vor Kurzem völlig fremd waren. Die Hebamme aus Somaliland, die kostenlos Schwangere und Babys auf dem Land versorgt. Die Politikerin aus Uruguay, die sich rechten Kräften entgegenstellt. Die Frau aus Kanada, die für die Zukunft der indigenen Bevölkerung kämpft. Der Zufall hat sie und uns zusammengebracht. Plötzlich wussten wir von ihrem Arbeitsstress, ihren Reisen und Kindern, dem schwierigen Haushalten mit der Zeit. Aber wir durften auch an ihren Erfolgen und Leidenschaften teilhaben. Das Private ist politisch. Dieser feministische Slogan trägt noch immer. Denn das alltägliche Leben findet nicht losgelöst statt von den Krisen dieser Welt. Das, was wir hier „aktuelle Nachrichtenlage“ nennen, bricht brutal in das Leben der Menschen ein, mit denen wir seit Wochen im Kontakt stehen. Einen Tag nachdem das Interview mit einer Frau in Pakistan vereinbart ist, bombardiert Islamabad Kabul. „It is very tense“, schreibt sie uns. Die Lage ist sehr angespannt. Die Angst vor Terroranschlägen ist für sie keine Schlagzeile. Solidarität in Kriegszeiten, ja, auch das ist möglich. Statt das Land zu verlassen, hat Natalia Tetruieva, eine ukrainische Ärztin aus Kyjiw, bewusst entschieden in der Ukraine zu bleiben. Operieren unter Bombenalarm – für sie ist das Alltag im Ausnahmezustand. Der Termin mit dem Reporter findet trotzdem statt. Es gibt auch Pfade, die wir nicht weiter verfolgen können. Frauen, die zunächst dabei sein wollten, steigen dann doch aus – aus Sorge, dass ihnen die Öffentlichkeit schadet. Nicht überall ist es möglich, unbefangen zu sprechen. Eine Italienerin auf dem Land, wo die Forza Italia den Ton angibt, scheut sich, mit Namen und Foto in der Zeitung aufzutreten. Sie wird auch noch vor Ort sein, wenn diese Zeitung längst in der Papiertonne gelandet ist. Feministische Solidarität ist eine Superkraft. „Wenn eine Frau spricht, dann verändert das alles“, sagt Choolwe Nkwemu Jacobs aus Sambia in dieser Ausgabe. Es verändere die Frau selbst und es verändere die anderen. Und feministische Solidarität ist auch eine Waffe, die allen und überall zur Verfügung steht. Sie lebt davon, nicht auf das Trennende zu schauen, sondern auf das Verbindende. Auch deshalb haben wir diese Sonderausgabe von frauentaz in feministaz umbenannt. Ein Netzwerk ist so mächtig wie die Menschen, die sich daran beteiligen. Gerade in Krisenzeiten: Wo Unrecht zu Recht wird, wird Solidarität zur Pflicht.

Das Team der feministaz

Impressum

Projektleitung: Manuela Heim, Jasmin Kalarickal, Raweel Nasir, Amelie Sittenauer, Tanja Tricarico, Sonja Trabant (Art Direction)
Besonderer Dank an: Muna Abdi, Nina Apin, Gemma Teres Arilla, Gereon Asmuth, Tobias Bachmann, Nora Belghaus, Thelka Bethel, Katharina Bigot, Valérie Catil, Bernd Cornely, Petra Dorn, Johannes Drosowski, Anna Fastabend, Anne Fromm, Marco Fründt, Leonie Gubela, Katrin Gottschalk, Lin Hierse, Stefan Hunglinger, Mitsuo Iwamoto, Pauline Jäckels, Matthias Kalle, Susanne Knechten, Jan-Paul Koopmann, Donata Künßberg, Ann-Kathrin Leclère, Tim Lüddemann, Thomas Mauch, Katja Musafiri, Kerstin Noll, Funmi

Olanigan, Judith Poppe, Franziska Schindler, Uta Schleiermacher, Carolina Schwarz, Roland Siefken, Tim Seidel, Franziska Seyboldt, Luise Strothmann, Uwe Strecker, Jens Uthoff, Franziska Özer, und alle anderen, die unterstützt und den Rücken freigehalten haben.
Fotokonzert: Sima Ebrahimi, Erik Irmer
Layout: Sonja Trabant, Carmen Seils
Plakat: Carmen Seils
Online-Specials: Svenja Bednarczyk, Laura Verseck
Podcast „Reingehen“: Sophie Fichtner
Podcast „Fernverbindung“: Anastasia Zejnelli

Am Anfang steht eine Frau

Karin Lücker-Aleman verliert nicht viele Worte. Dafür packt sie umso mehr an. Ihr Leben lang hat sie sich für andere eingesetzt. Heute reicht ihre Solidarität von ihrem Café aus in die ganze Welt

Aus Berlin **Tanja Tricarico**

Karin Lücker-Aleman traut sich. Ständig hat sie in ihrem Leben Entscheidungen getroffen, Experimente gewagt, ist ins Risiko gegangen. Immer im Zeichen der Solidarität mit anderen. Passend also, dass sie nun auch der Anfang einer kleinen feministischen Weltreise ist. Seit 2010 betreibt Lücker-Aleman das Café Madame in Berlin-Kreuzberg. Vor Kurzem hat sie ihren 70. Geburtstag gefeiert. Kaum einer nennt sie bei ihrem Nachnamen, bekannt ist sie als Karin. Täglich kommt sie ins Café, kümmert sich um Bestellungen, die Buchhaltung und um die Gäste natürlich. „Ohne Karin geht hier nichts“, erzählen die Leute, die hinterm Tresen stehen. Und dass sie immer ein offenes Ohr hat, wenn gerade was nicht passt. Selbst für die irrsten Lebenslagen, wenn manchmal einfach gar nichts mehr geht. Ob sie Feministin ist? Den Begriff würde Karin für sich eigentlich nicht benutzen. Sie habe sich nie in die feministische Bewegung eingereiht, sagt sie. „Aber bestimmte Sachen sind einfach klar.“ Gewalt gegen Frauen geht überhaupt nicht. Gleicher Lohn für Frauen und Männer? Muss selbstverständlich sein. Und natürlich soll man all denen zur Seite stehen, die von männlicher Dominanz betroffen sind. „Du agierst, wie du agierst, und überlegst dir nicht – jetzt bin ich solidarisch – sondern du machst halt die Sachen, die du machst“, sagt Karin. Karin braucht keine Begriffe wie Solidarität oder Feminismus. Aber fragt man sie nach Leuten, die sie für solidarisch hält, muss sie nicht lange nachdenken. Da ist die eine, die in Berlin spanischsprachige Menschen unterstützt, damit sie sich in Deutschland gut zurechtfinden. Oder die Frau aus der Nicaragua-Solidarität, die in Berlin immer noch weitermacht. „Das ist lange her“, sagt Karin. Ihre Stimme rau, bestimmt und niemals unfreundlich. Und dann fällt ihr Constanza Moreira ein. Eine Frau, die Karin aus einem ganz anderen Leben kennt. Damals, vor rund 40 Jahren, war Karin zum ersten Mal in Uruguay – später hat sie sogar eine Tango-Bar in der Hauptstadt Montevideo eröffnet. Erst ging es um politische Projekte. Und dann, in der Bar, wollten sie Räume für Diskussionen schaffen, für soziale Gerechtigkeit einstehen – und natürlich Spaß haben nach Feierabend, mit dem sich idealerweise auch noch Geld verdienen lässt. Dort haben sich auch Moreira und Karin getroffen. „Wir haben viel diskutiert. Aber vor allem viel gemacht“, erzählt sie. Constanza Moreira ging schließlich in die Politik, Karin betreibt das Kiezcafé in Kreuzberg. „Ja, das wäre wirklich schön, wenn wir uns wieder treffen würden“, sagt sie, als sie erfährt, dass Moreira durch ihre Empfehlung tatsächlich Teil des Netzwerks geworden ist. „Das war damals eine gute Zeit. Ganz anders als jetzt.“ Warum? „Wir waren jung“, sagt sie, streicht sich die Haare aus dem Gesicht und stützt sich auf dem Tisch ab. Heute schmerzt das Bein mal wieder. Aber jammern ist nicht. Da ist der Betrieb, da sind die Gäste. „So wie immer“, sagt eine Frau Anfang 60. Rosa Hut, geblümter Schal, der Rock reicht ihr bis zum Knöchel. So wie immer, wiederholt Karin leise. Die Frau ist Stammgast im Café Madame. Laut ist sie manchmal, eine DDR-Nostalgikerin, die zu jeder Nachrichtenlage ihre Meinung abgibt. Während sie sich noch über Merz und Trump und überhaupt aufregt, bringt Karin ihr ein gezapftes Bier. So wie immer eben. Dass Karin einmal in der Gastronomie arbeiten würde, war quasi vorbestimmt. Die Eltern betrieben verschiedene Gaststätten in Mülheim an der Ruhr, wo Karin aufgewachsen ist. „Als Kind musst du da auch mithelfen, auch bei diesem komischen Sonntagsfrühschoppen.“ Sie sei damals eher schüchtern gewesen und die Arbeit in der Kneipe

habe ihr eigentlich keinen Spaß gemacht. „Nur abends, da musste ich nicht ins Bett“, sagt sie und lacht. Karin hat viele Sprünge gemacht in ihrem Leben. Nach dem Abitur in Mülheim an der Ruhr wollte sie nicht im Ruhrgebiet bleiben, Bochum war keine Option, also ging es nach Berlin. Mehr Luft zum atmen, weniger Engstirnigkeit als in ihrer Heimat. Sie studierte Politikwissenschaften und ging dann nach Nicaragua zur Brigade, so wie viele aus der linken Lateinamerika-Bewegung in den 1980er Jahren. „Politisiert hat mich der Putsch in Chile“, sagt Karin. Das war am 11. September 1973. Sie war damals 18 Jahre alt. Von Nicaragua nach Uruguay, dann nach Deutschland und wieder zurück. Sie lebte mit dem Vater ihrer beiden Kinder, wurde dann alleinerziehend. Mit einer akademischen Karriere hat sie es auch einmal versucht und eine Doktorarbeit geschrieben, die aber nie veröffentlicht wurde. Und immer wieder hat Karin Projekte gemacht und sich eingesetzt. Zum Beispiel für sinnvolle Arbeitsplätze für Menschen in schwierigen Lebenslagen oder für Lernwerkstätten für Kinder. Und sie hat genossenschaftliche Netzwerke für fairen Handel gegründet. Karins Leben ist voller Aufbrüche, Umbrüche und Neuanfänge. Und bis heute hat sie immer wieder mit Personen zu tun, die irgendwie nicht so richtig passen zu den Anforderungen, die eine neoliberale Leistungsgesellschaft an sie stellt. Ihr ist wichtig, dass diese Menschen wieder spüren, wie wertvoll sie für die Gesellschaft sind. „Das sind Menschen, die irgendwie anders aufgestellt sind und nicht einfach so Karriere machen können“, sagt Karin. „Und die auch bestimmte Vorstellungen von Arbeit haben, von solidarischer Arbeit.“

Am liebsten verbündet sie sich mit ehrlichen Menschen. Und lustig müssen sie sein, nicht so ernst

Weil sie sich politisch engagieren wollte, ist Karin bei den Grünen in Berlin-Schöneberg eingetreten. „War auch eine ganz witzige Erfahrung, wobei ich mich da halt auch nicht so verbiegen kann“, sagt sie heute, und meint damit die Spielregeln der parteipolitischen Machtarbeit. Offiziell bekämpft man den politischen Gegner – aber damit Allianzen entstehen, landet man am Abend nach einer Sitzung dann doch gemeinsam in der Kneipe. Für Karin passt das nicht zusammen. Bei den Grünen ist sie schon lange nicht mehr. Insofern hat Karins Solidarität auch Grenzen. Und die sind für sie heute wie so oft in ihrem Leben ganz praktischer Art. Als kurz vor Weihnachten 2025 ein Markt mit Kunsthandwerk und Kinderkarussell vor ihrem Café aufgebaut wird, ist sie nicht die Erste, die ihre Türen öffnet, um die Standmitarbeiter mit Strom zu versorgen. Jetzt sind mal andere dran, fand Karin. „Mit Soli ist auch mal Schluss.“ Warum? Karin hat mit den Zuständigen des Kiezes mehrfach den Austausch gesucht. Die sind zu bürokratisch, sagt sie, mehr nicht. Vielleicht stimmt die Chemie nicht, oder sie sind nicht in diesem Machermodus, in dem sich Karin Zeit ihres Lebens befindet. Am liebsten verbündet sie sich jedenfalls mit denen, die ehrlich sind. „Und lustig müssen sie sein, nicht so total ernst.“



Deutschland

vernetzt uns
mit Constan-
za Moreira
in Montevideo
10

Uruguay

vernetzt uns
mit einer Frau
in Italien,
die anonym
bleiben will.
Über sie
gelangen
wir an Maria
Caterina
Marra
in Maskat
10

Oman

Manchmal kommt sie auch zum sitzen: Karin Lücker-Aleman, Berlin Foto: Sophie Kirchner

Ihr Café liegt an einem Ort, den viele wohl als Brennpunkt bezeichnen würden. „Wir haben jede Menge Durchgeknallte“, sagt sie. Karin meint das liebevoll, weil sie die Menschen so nimmt, wie sie sind. Da ist die Frau, die regelmäßig in einer Ecke des Cafés einschläft. Oder der Bäcker mit dem Alkoholproblem, der guten Kuchen macht und Bilder malt. „Bisschen düster alles. Aber schön“, sagt Karin.

Hier im Kiez, in den Wohnungen, die von außen alle gleich aussehen, leben viele Menschen aus aller Welt. Und in den Abendstunden messen Jugendliche lautstark ihre Kräfte. Karin kennt viele von ihnen, seit sie klein sind. Manche haben in der Schule Probleme, finden keine Ausbildungsplätze, einige haben Jugendstrafen wegen Drogendelikten. An diesem Abend nimmt eine Gruppe junger Männer johlend einen in den Schwitzkasten, wenige Meter vom Café entfernt. Soll man helfen? „Lass mal“, sagt Karin. „Die kennen sich.“ Karin ist eine Frau, die nicht viele Worte verliert. Und der man irgendwie sofort vertrauen kann. Die jungen Männer laufen später an den Außentischen des Cafés vorbei. Still sind sie und grüßen. Karin nickt ihnen zu und geht

wieder ins Café. Die Buchhaltung muss noch gemacht werden.

Karin ist eine, die gern eingebunden ist, die dabei sein will, wenn Dinge geplant und besprochen werden. Damit sie ihre Türen öffnen kann. Ja, auch für ihre Sache, für ihre Gruppen, denen sie einen Raum geben will. Da ist zum Beispiel die Lateinamerika-Runde, die regelmäßig einen Filmabend anbietet und über Menschenrechte in Chile oder Argentinien diskutiert. Da kann es schon mal hitzig werden. Einig ist man sich in der Sache. Aber wie – aus Berlin heraus – etwas Sinnvolles tun? Widerstand organisieren? Kapitulieren und nie mehr zurückkehren? Karin schreitet nie ein. Die Gespräche entsprechen an vielen Tagen etwa dem, was viele an einem Arbeitstag mitten in der Woche mal brauchen: eine Möglichkeit Dampf abzulassen. Bevor es am nächsten Tag wieder weitergeht. Am Schluss verabschieden sich die Veranstalter mit Küssen von ihr. Vertraut eben. Man wird sich wiedersehen, ziemlich sicher schon in der kommenden Woche.

An einem Abend im Februar stellt Karin ein rotes Schweinchen auf einen Tisch neben der Eingangstür. Spenden für die Veranstalter sol-

len da rein. Es wird Poesie geben, Diskussionen und vor allem viel Schnaps. Den braucht es vielleicht auch gerade, denn es soll an diesem Abend um die Ukraine gehen, um den 4. Jahrestag der russischen Völlinvasion. Doch zunächst herrscht Chaos. Die Technik streikt, die Teilnehmer:innen machen nicht so recht das, was die Moderatorin des Abends will. Etliche Gäste diskutieren lieber draußen über den Krieg und das Leben, als drinnen still auf den Beginn der Reden zu warten. „Wie soll es auch anders sein“, sagt Karin. Während andere in Hektik ausbrechen, bleibt sie ruhig. „Ich stresse mich nicht mehr. Das habe ich mein Leben lang gemacht.“ Und stapelt gleichzeitig ein paar Stühle ab. Die, die müssen, sollen schließlich sitzen können.

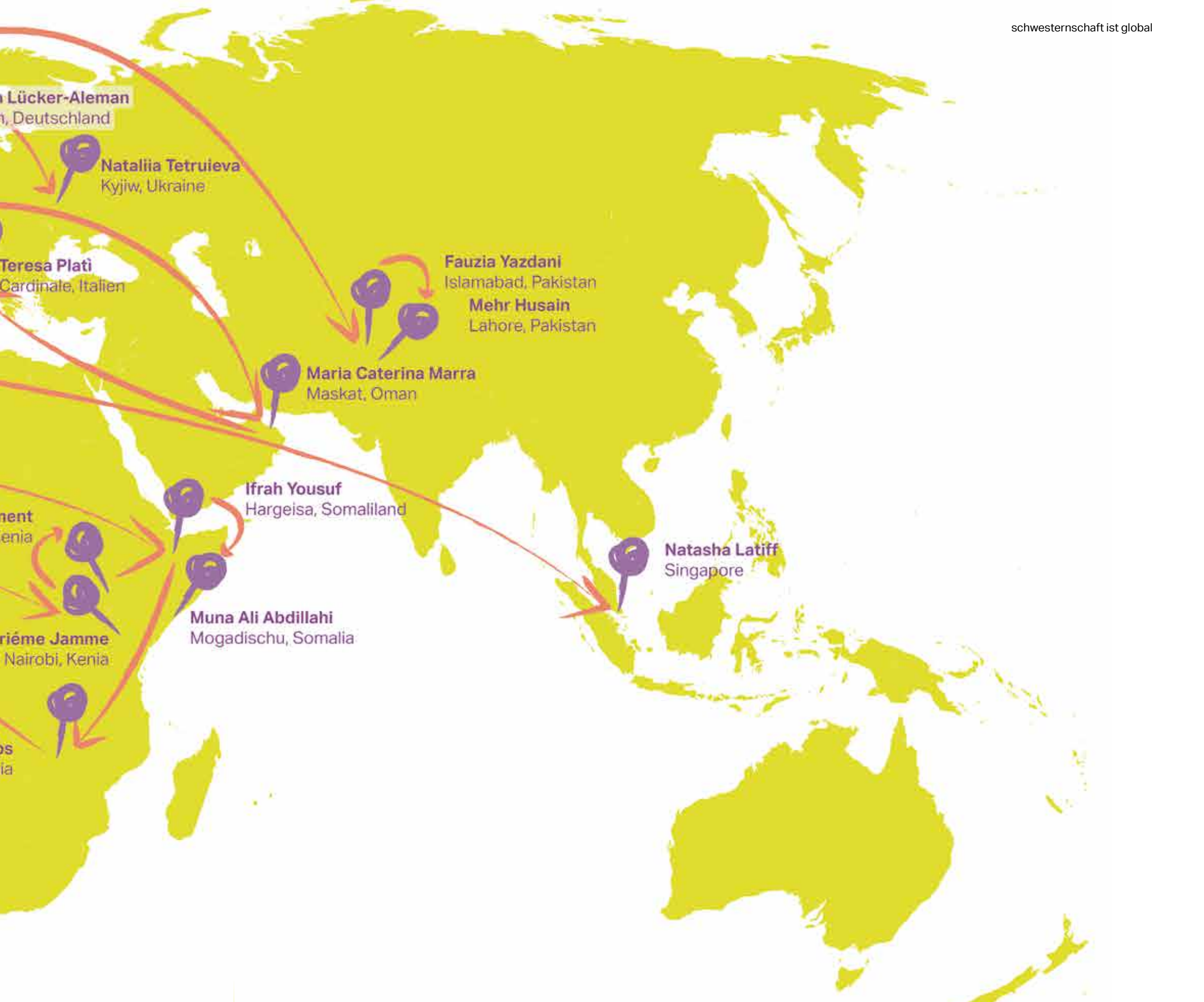
Von Karin aus zieht unser Netzwerk seine Fäden. Wir berichten ihr davon, wie wir per Zufall – so will es das Konzept – bei einer „Superspreaderin“ gelandet sind, einer Person für die Austausch und Verbundenheit zum Job gehört, deren Anliegen es ist, feministische Arbeit sichtbar zu machen. Sambia, Kenia, Kanada sind jetzt mit dabei. Und in Kolumbien sind wir auch schon. Von Kreuzberg aus in die weite Welt. Von Karin aus. Sie lächelt.

„Und wer kommt aus Kolumbien?“, fragt sie. Wir erzählen ihr von einer Ärztin, die sich für das Recht auf Abtreibung einsetzt. „Klar.“

Und dann sprechen wir über Italien und darüber, wie die Frauen in ihrer erweiterten Verwandtschaft eigentlich immer nur ans Putzen denken. Und dass es dort doch vor allem die Frauen sind, die solidarisch im Dorf mit anpacken, wenn es ein Fest gibt, oder die Kinder betreut werden müssen, oder wenn heulende Mütter Trost brauchen, weil es Ärger mit ihrem Mann gab. „Passiert ja alles gleichzeitig“, sagt Karin.

Eben. Eigentlich hat sie sich auch schon verabschiedet. Und taucht dann nach wenigen Minuten doch wieder bei ihren Gästen auf. Der Wohnungsschlüssel fehlt, und das um diese Uhrzeit. Sofort zücken zwei Leute ihre Handys und rufen Bekannte an, die auch zu später Stunde an einem Werktag noch eine Wohnungstür öffnen könnten. „Kein Problem, das kriegen wir hin“, heißt es.

Und so ist es auch. Glücklicherweise taucht der Schlüssel wieder auf. Karin kann sich auf ihre Gäste verlassen. Genau wie andersherum.



bildstrecken

- in turn** Hoda Afshar, Australien/Iran **6–8**
- acompañantas** Mahé Elipe, Mexiko/USA **13–21**
- calendar girls** Julia Gunther, Südafrika **25–31**
- beauty of the burden** Genevieve Cohn, USA **35–43**
- imilla** Luisa Dörr, Bolivien **1, 47–51**

kampferprobt

- philippinen** Cathy Estavillo vertritt ein feministisches Agrarkollektiv **6**
- indien** Sampat Pal Devi hat die Bewegung der pinken Saris gegründet **20**
- deutschland** Anne Wizorek hat digitalen Protest gegen sexualisierte Übergriffe initiiert **25**
- island** Kristín Ástgeirsdóttir war Teil des isländischen Frauenstreiks **37**
- großbritannien** Mike Johnson unterstützte die Proteste der britischen Kohlekumpels **48**

feuer & gefecht

- zusammen** Feministisches Einsteher füreinander – was heißt das eigentlich? Ein philosophischer Essay **6**
- widerständig** Die Frauen in Iran sind das soziale und organisatorische Zentrum der Demokratiebewegung **7**
- aktiv** Brennpunkte, an denen feministische Solidarität gerade besonders gefragt ist **8–9**

körper & kontakt

- leibhaftig** Warum Flinta* Freundschaft mit ihrem Körper schließen müssen **13**
- vernetzt** Wie man sich feministisch im Internet bewegt **14**
- grenzenlos** Wie zivilgesellschaftliche Gruppen für sichere Schwangerschaftsabbrüche kämpfen **14**
- wütend** Das Trauma aus dem Hintern schütteln: ein Besuch bei der „Booty Therapy“ **15**
- queer** Warum Flinta* als Konzept abgeschafft gehört **16**
- unterstützt** Die Ex-Leistungssportlerin Elisa Chirino über Solidarität ohne Behinderungen **17**
- urban** Wie sieht eine Stadtplanung aus, die alle mitdenkt? **18**
- wohnungslos** Dilek erzählt vom Leben ohne feste Bleibe **18**
- alter** In den späten Jahren zeigen sich die Grenzen der Solidarität **20**
- trans** Es ist Zeit, neu über Hormontherapien nachzudenken. Ein Manifest **21**

macht & moneten

- antiimperial** Feminismus muss koloniale Strukturen radikal hinterfragen **25**
- toxisch** Wenn Frauen männliche Muster reproduzieren **26**
- finnisch** Sanna Marin über Feminismus in der Spitzenpolitik **26–27**
- selbstbewusst** Annalena Baerbock über Rechte und Repräsentanz **27**
- richtung** Solidarität muss von unten nach oben gedacht werden **28**
- matriarchalisch?** Warum „Affidamento“ mehr taugt als Frauenherrschaft **28**
- ungerecht** Gibt es ein Gender-Solidarity-Gap? Spoiler: Ja **29**
- ökologisch** Was Klimaschutz mit dem Schutz von Frauen zu tun hat **30**
- antirassistisch** Der Black Feminist Fund finanziert unbürokratisch Widerstand **30**
- karitativ** Wie zeitgemäß sind Kinderpatenschaften? **31**
- spendabel** Frauen überweisen mehr als Männer **31**

zorn & zusammenhalt

- unverschämt** Wo Scham nichts zu suchen hat – und worin ihr Potenzial liegt **35**
- kollektiv** Warum Frauen am 9. März die Arbeit niederlegen sollten **37**
- historisch** Wer war Clara Zetkin? **40**
- kompliziert** Wie der Nahostkonflikt den Frauentag beeinflusst **40**
- allein** Nach der Geburt ihres Kindes fragt unsere Autorin: Wo ist das Dorf? **41**
- inhaftiert** Solidarisch bis ins Gefängnis? **42**
- unsicher** Für Medienschaffende werden die USA immer bedrohlicher **42**
- kooperativ** Lana Alsharif und Angela Scharf arbeiten in Palästina und Israel zusammen. Ein Friedensgespräch **43**

bühne & bekenntnis

- musikalisch** Mit Rap, Reggaeton oder Kehlkopfgesang gegen den Rechtsruck **47**
- bewegt** Eine Playlist für feministisches Feiern **48**
- dramatisch** In London wird der Schauspielnachwuchs gegen Diskriminierung gewappnet **49**
- performativ** Unsere Autorin ist stolz, dass ihre Söhne Feministen sein wollen. Aber ... **50**
- lernfähig?** Was taz-Männer auf feministische Fragen antworten **50–51**
- vernetzt** Datenwissenschaftlerin Fariba Karimi über die Berechenbarkeit von Solidarität **52**

KONTEXT:

WOCHENZEITUNG

Wahlkampf, oder: Männer, die von Plakaten starren

kampferprobt

„Unser Land bewirtschaften wir kollektiv“

Die Philippinen sind ein Agrarland. Die Mehrheit der Bevölkerung lebt in der Provinz. Gleichzeitig sind die allermeisten Bauern landlos. Um zu überleben, verdingen sie sich als Tagelöhner auf großen Plantagen.

Ich komme selbst aus einer Bauernfamilie und weiß, dass Frauen darunter am stärksten leiden. Denn sie müssen am Abend Essen auf den Tisch bringen. Damit ihre Kinder nicht hungern, suchen sie sich in immer weiter entfernten Städten Jobs als Aushilfen. Wer kann, geht ins Ausland, um dort als Krankenschwester oder Verkäuferin Geld zu verdienen. Das zerstört die Familienstrukturen vor Ort.

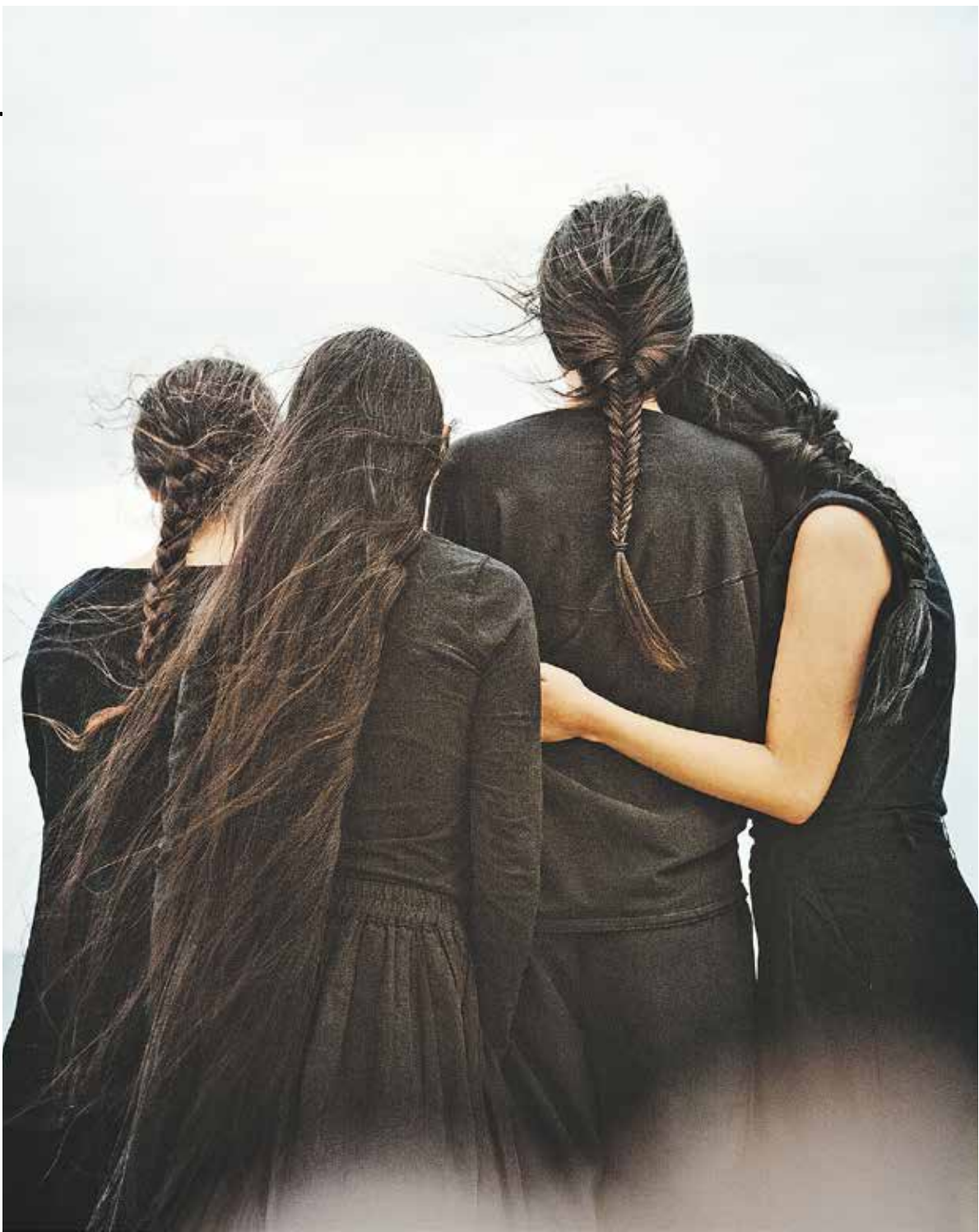
Als feministische Bauernorganisation gehen wir in die Dörfer, fragen Frauen, welche Probleme sie beschäftigen, und bilden sie weiter, damit sie sich für ihre Rechte einsetzen können. Wir organisieren Demos. Und manchmal besetzen wir auch Land, um es dann kollektiv zu bewirtschaften. Der Regierung, die am kolonialen System des Großgrundbesitzes festhält, versucht uns dann zu vertreiben, teilweise werden wir als Terroristen gebrandmarkt. Den Kampf für unsere Rechte führen wir seit Jahrzehnten – und haben dabei gelernt, dass wir ihn nur gut organisiert und solidarisch gewinnen können.

Cathy Estavillo, 62, ist Generalsekretärin der feministischen Bauernorganisation Amihan auf den Philippinen.

Protokoll: Mitsuo Iwamoto

In Turn
Hoda Afshar
Australien/Iran
(1/3)

Im September 2022 schlug die iranische Sittenpolizei die 22-jährige Jina Mahsa Amini tot, weil sie ihr Kopftuch nicht vorschriftsgemäß getragen hätte. Aminis Tod führte zu landes- und weltweiten Protesten gegen die Repressionen des islamistischen Regimes in Iran. „Jin, Jiyan, Azadi“, riefen die Demonstrierenden, was auf Kurdisch „Frau, Leben, Freiheit“ bedeutet ...



Wir haften gemeinsam für feministische Solidarität

Der Internationale Frauentag begann als politischer Appell: Frauen sollen sich über Grenzen hinweg zusammenschließen, um für ihre Rechte zu kämpfen – auch wenn sie nicht einer Meinung sind

Essay von Sally Scholz

Bei der #MeToo-Bewegung machten Frauen weltweit ihre Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt öffentlich – als Ausdruck von Solidarität untereinander. Als während der Covid-19-Pandemie Nachbar*innen älteren Menschen und Erkrankten Lebensmittel brachten, feierten Medien das als solidarischen Einsatz. Soziale Sicherungssysteme werden in der Regel auch als Solidargemeinschaften bezeichnet. Individuen, Gruppen, Organisationen und staatliche Institutionen handeln und argumentieren ständig im Namen der Solidarität – doch was bedeutet dieser Begriff eigentlich?

Vielleicht hilft ein Blick darauf, was diese Fälle gemeinsam haben. In allen geht es um eine Beziehung, die von den Beteiligten verlangt, aktiv zu werden: die Bereitschaft, sich mit anderen zusammenzutun, um Unterstützung zu sichern, Widerstand zu leisten oder Formen gegenseitiger Verpflichtung zu praktizieren. Die historischen Wurzeln dieses Konzepts liegen im Prinzip kollektiver Haftung – also der Vorstellung, dass eine Gruppe gemeinsam für Schulden oder Versäumnisse ihrer Mitglieder verantwortlich gemacht werden kann. In den revolutionären Kämpfen des 18. Jahrhunderts, den Arbeitskämpfen des 19. Jahrhunderts und den sozialen Bewegungen des 20. Jahrhunderts wurde Solidarität schließlich zur Parole bewegungsbasierter Politik.

Heute bezeichnet Solidarität im Allgemeinen ein Verhältnis zwischen In-

dividuen, Gruppen oder Organisationen, die sich gemeinsam verpflichtet fühlen, auf ein Ziel hinzuarbeiten. Der Begriff kann sowohl die Beziehung innerhalb einer sozial kohärenten Gruppe beschreiben – etwa in einer Gewerkschaft – als auch Beziehungen zwischen Menschen, die ein gemeinsames Ziel verfolgen, obwohl sie aus unterschiedlichen sozialen Positionen heraus handeln. Gerade im Kontext sozialer Bewegungen ist Solidarität eine freiwillig eingegangene Verpflichtung. Ein Ruf nach Solidarität ist daher immer auch ein dringender Appell an andere, sich ebenfalls zu verpflichten: die Aufforderung, Prioritäten neu zu setzen, und sich gegenseitig zu unterstützen. Selbst dann, wenn man in einzelnen Punkten unterschiedlicher Meinung ist.

Der Internationale Frauentag entstand aus genau einem solchen Appell. Auf der Zweiten Internationalen Konferenz sozialistischer Frauen 1910 in Kopenhagen schlugen Clara Zetkin, Käthe Duncker und andere Vertreterinnen der deutschen Sozialdemokratie erstmals einen Frauentag vor, der der Agitation für das Frauenwahlrecht dienen sollte. Ein solcher Tag, so ihre Hoffnung, würde die Hindernisse sichtbar machen, die Frauen von gleichberechtigter Teilhabe ausschlossen. Ziel war es, weltweit die soziale, politische und ökonomische Emanzipation von Frauen voranzubringen.

Das Anliegen wurde von Aktivist:innen bis weit ins späte 20. Jahrhundert weitergetragen. Häufig beriefen sie

sich dabei auf die Idee einer „Schwesternschaft“ aller Frauen – begründet durch gemeinsame Erfahrungen von Sexismus, Gewalt, Belästigung, Missbrauch oder Machtlosigkeit. Dieser Ansatz wird heute kritisch gesehen. Der Begriff der Schwesternschaft verdeckt die Unterschiede und Vorurteile, die zwischen Frauen bestehen – etwa entlang von Rassismus, Klassenunterschieden oder nationalen Zugehörigkeiten. Wird eine politische Beziehung allein auf geteilte Unterdrückungserfahrungen gegründet, besteht die Gefahr, dass bestimmte Perspektiven unsichtbar bleiben oder Menschen ausgeschlossen werden. Frauen teilen eben nicht alle die gleichen Erfahrungen. Die Geschichte ist voll von Beispielen, in denen Frauen anderen Frauen Gewalt angetan haben. Selbst gut gemeinte Appelle an eine universelle Schwesternschaft, ausgesprochen von privilegierten westlichen Frauen, können kulturelle Unterschiede fetischisieren – und damit die Vielfalt weiblicher Bedürfnisse verdecken oder koloniale und imperialistische Machtverhältnisse reproduzieren.

Feministische Solidarität ist daher nicht einfach Solidarität unter Frauen. Gemeint ist vielmehr eine Solidarität zwischen Feministinnen unterschiedlicher politischer Richtungen und sozialer Hintergründe, die gemeinsam die Verhältnisse untersuchen und verändern wollen, unter denen geschlechterbasierte Ungerechtigkeit entsteht. Anders als in der Parteipolitik gibt es im Feminismus keine einheitliche Organi-

sationsform, auf die sich alle einigen, und auch keinen Konsens darüber, welche Strategien verfolgt werden sollten. Nicht selten sind sich Feministinnen, die grundsätzlich solidarisch miteinander sind, uneinig darüber, welchen Aspekt sexistischer Unterdrückung sie mit welchen Mitteln bekämpfen sollten. Gerade weil der Kampf gegen tief verankerte Systeme von Gewalt und Ausgrenzung erschöpfend ist, gehört es zur feministischen Solidarität, zentrifugalen Kräften innerhalb der Bewegung zu widerstehen.

Frauen teilen eben nicht alle die gleichen Erfahrungen

Solidarität bedeutet nicht nur ein gemeinsames Engagement für feministische Ziele, sondern auch eine Verpflichtung gegenüber den Beziehungen von Feministinnen untereinander. Wie in allen Beziehungen erfordert dies Zeit, Aufmerksamkeit und Energie sowie die Bereitschaft, Differenzen und Konflikte auszuhalten.

Natürlich werden nicht alle Menschen, die geschlechterbasierte Unterdrückung ablehnen, das Etikett „Feminist*in“ für sich annehmen. Andere wiederum, die sich als Feministinnen verstehen, lehnen die Vorstellung einer „feministischen Solidarität“ ab, weil sie darin den Versuch sehen, unterschied-

liche Perspektiven von Frauen sowie von trans, inter oder nichtbinären Personen zu überdecken. Neue Konfliktfelder, neue Beziehungen und neue Bedürfnisse bringen neue Perspektiven – all das braucht es, um gemeinsam eine Zukunft frei von geschlechterbasierter Gewalt zu gestalten.

Die Rechte, Körper, Freiheiten und Stimmen von Frauen und geschlechtlichen Minderheiten werden gerade massiv angegriffen. Misogynie ist in sozialen Medien allgegenwärtig. Vergewaltigungen und sexuelle Übergriffe gehören in den aktuellen Kriegen weiterhin zur Realität. In den USA wird das Wahlrecht attackiert, in Afghanistan ist die gesellschaftliche Teilhabe von Frauen nahezu verschwunden. Politische und wirtschaftliche Eliten setzen vielerorts auf Spaltung statt auf Zusammenhalt, auf Konkurrenz statt Kooperation, auf Isolation statt Bündnisse. Doch während all das geschieht, formiert sich etwas: Zetkins Vision von Solidarität nimmt Gestalt an. Trotz unterschiedlicher Perspektiven, Erfahrungen und Identitäten verpflichten sich Aktivist*innen weltweit zur Kooperation – getragen vom Geist gegenseitiger Unterstützung, Reziprozität und gemeinsamer Verantwortung.

Sally Scholz, Jahrgang 1968, ist Professorin für Philosophie an der Villanova University in den USA und Autorin des Buchs „Political Solidarity“. Übersetzt von Thomas Salter



... die Bildreihe „In Turn“ der Fotografin Hoda Afshar ist ein Zeugnis kollektiven Handelns und kollektiver Trauer nach Jina Mahsa Aminis Tod. Die Personen auf den Fotos sind, wie Afshar selbst, iranisch-australische Frauen, die aus der Ferne die Proteste verfolgt haben ...

In Turn, Hoda Afshar, Australien/Iran (2/3)

Das Rückgrat der Revolution ist weiblich

In der Geschichte waren es oft Frauen, die Umbrüche initiiert haben – und die dann bei der Machtverteilung übergegangen wurden. Warum es im Iran anders laufen könnte

Von **Shila Behjat**

Sie tanzen, sie feiern. Eine springt in die Luft, kommt breitbeinig auf, wirft ihren Kopf nach vorn, schleudert die langen Haare von rechts nach links und im Kreis. Andere lassen die Haare über den Rücken fallen, werfen die Arme in die Luft, sie legen die Zunge an den Gaumen an und rufen gellend wie bei einer Hochzeit. Die Bilder feiernder Iraner:innen nach dem Tod von Ali Chamenei sind wohl derzeit eines der meistdiskutierten Themen überhaupt. Wie kann man sich über den Tod eines Menschen freuen? Wie kann man es nicht, wenn damit einer der brutalsten Diktatoren der Gegenwart weg ist? Doch die Bilder feiernder Frauen erzählen auch eine andere Geschichte. Sie stellen die dringendste Frage für Iran – und für die Welt zeigen sie eine Zäsur auf, die historisch sein könnte. Umstürze und Revolutionen beginnen selten bei Generälen und Bomben. Sie beginnen bei Menschen, die so nicht weiterleben wollen, nicht können. Und sehr oft sind diese Menschen Frauen. Sie sind und waren es, die gesellschaftliche Umbrüche in Gang setzen, aber das historische Gedächtnis weiß auch: Wenn es dann um die Verteilung von Macht geht, werden Frauen in den Hintergrund gedrängt. Genau deshalb lohnt sich ein Blick auf den Iran. Und

die Frage: Wird der Iran, wird die Menschheit aus der Vergangenheit lernen? Derzeit herrscht Krieg in Iran, und es gibt Stimmen, die „Frau, Leben, Freiheit“ wie etwas Vergangenes aus „besseren Tagen“ darstellen wollen. Das alte Lied: „Es ist Krieg, jetzt ist keine Zeit für Frauenrechte.“ Doch inzwischen ist bekannt, dass genau das eine der größten Fehleinschätzungen ist. Oder eben eine Schutzbehauptung, um genau die auszuschließen, die auf eine gerechte Verteilung von Macht pochen. Auch, weil die Beteiligung von Frauen am Nation Building und Aufarbeitung von Kriegshandlungen nicht nur völkerrechtlich geboten ist, sondern weil sie sicherstellt, dass danach gerechtere, sicherere und vor allem stabile



Iran
„Unsere Bewegung ist für eine Gesellschaft, in der niemand über den Körper eines anderen herrscht.“

Demonstrantin, Teheran

Gesellschaften entstehen. Der *Economist* trug dies 2021 in einer großangelegten Recherche zusammen und kam zu dem Schluss: *Nations that fail women fail. Länder, die Frauen im Stich lassen, scheitern.* Ein Video aus dem Jahr 2025, Teheran: Eine junge Frau steht an einer Kreuzung, nimmt ihr Kopftuch ab und hält es einen Moment lang in der Hand, als würde sie überlegen, wohin damit. Dann steckt sie es in ihre Tasche und geht weiter. Zwei andere Frauen, ein paar Schritte entfernt, haben ebenfalls kein Kopftuch mehr. „Wir haben einfach aufgehört zu fragen, ob wir dürfen“, sagte eine Studentin aus Teheran mir seinerzeit. „Wir haben angefangen zu handeln.“ Seit dem Herbst 2022, seit dem Tod von Jina Mahsa Amini im Polizeigewahrsam, ist genau diese Handlung zu einer politischen geworden. Der Slogan „Frau, Leben, Freiheit“ ist längst mehr als ein Ruf auf Demonstrationen. Eine Protestierende aus Sanandaj formuliert es 2023 treffend: „Unsere Bewegung ist nicht nur gegen den Hidschab. Sie ist für eine Gesellschaft, in der niemand über den Körper eines anderen herrscht.“ Der Widerstand der Frauen in Iran lässt sich deshalb kaum mit einer klassischen Frauenbewegung vergleichen. Zahlreiche Studien zeigen, dass er vielmehr das Gegenmodell zu einem poli-

tischen System geworden ist, das die Kontrolle über Frauen in den Kern seiner Ideologie gestellt hat. Seit der islamischen Revolution von 1979 reguliert der Staat den weiblichen Körper über Gesetze wie den verpflichtenden Hidschab, über Familienrecht und moralpolizeiliche Kontrollen. Die Soziologin Azadeh Kian beschreibt, dass Geschlechterrollen im Iran zur Strukturierung nationaler Identität und sozialer Hierarchie dienen – weshalb jede Herausforderung dieser Regeln zugleich die Legitimität des Regimes infrage stellt. Gleichzeitig hat sich über mehr als ein Jahrhundert eine kontinuierliche Tradition weiblicher politischer Mobilisierung entwickelt, von den Aktivistinnen der konstitutionellen Revolution Anfang des 20. Jahrhunderts bis zu heutigen Netzwerken in Universitäten, Medien und der Zivilgesellschaft, wie Historikerinnen wie Afsaneh Najmabadi und Eliz Sanasarian zeigen. Entscheidend ist dabei ein Paradox: Iran gehört zu den Ländern mit der höchsten Beteiligung von Frauen im Nahen Osten, während sie rechtlich und politisch weiterhin stark eingeschränkt sind. Forschende wie Valentine Moghadam und Homa Hoodfar argumentieren, dass genau diese Kombination aus hoher Bildung, struktureller Diskriminierung und jahrzehntelanger politischer Erfahrung eine be-

sonders mobilisierte Generation hervorgebracht hat. Deshalb fungiert der Kampf iranischer Frauen heute nicht nur als feministischer Protest, sondern als gesellschaftlicher Katalysator für breitere Forderungen nach Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und demokratischer Teilhabe – ein Widerstand, der das autoritäre System im Kern herausfordert. Man könnte es so sagen: der tagtägliche zivile Ungehorsam, den Frauen vor allem seit 2022 an den Tag legen, war der Nährboden für die Proteste, die Ende 2025 begannen, denn sie konnten in ein Klima des breit angelegten, dauerhaften und beständigen Widerstands gegen den Kern des Regimes eingebettet werden.

Doch die Geschichte, auch des Iran, kennt ebenfalls das Risiko, dass Frauen zwar eine Revolution tragen, aber nicht unbedingt ihre politische Zukunft gestalten dürfen. 1979 beteiligten sich viele Frauen an den Protesten gegen den Schah. Nur wenige Wochen nach dem Sieg der Revolution gingen sie erneut auf die Straße – diesmal gegen den neu eingeführten Zwangsschleier. „Wir merkten plötzlich, dass die Revolution uns nicht meinte“, war eine der brutalen Erkenntnisse für Frauen.

Der iranisch-amerikanische Soziologe Asef Bayat beschreibt dieses Phänomen als ein wiederkehrendes Muster moderner Umstürze. In seinem Buch „Revolution without Revolutionaries“ schreibt er: „Frauen stehen oft an vorderster Front in revolutionären Momenten, werden jedoch an den Rand gedrängt, sobald die formalen Machtkämpfe beginnen.“ Auch Valentine Moghadam, die seit Jahrzehnten zu Frauenbewegungen im Nahen Osten forscht, weist darauf hin, dass Frauen häufig die soziale Dynamik von Protestbewegungen prägen – während politische Institutionen nach einem Umbruch wieder von traditionellen Machtstrukturen dominiert werden.

Im März 2019 stand eine junge Frau auf dem Dach eines Autos in der sudanesischen Hauptstadt Khartum. Sie trug ein weißes Gewand, hob den Arm und rief Parolen gegen die Militärherrschaft. Das Bild von Alaa Salah ging um die Welt. Die sudanesische Journalistin und Aktivistin Maha Elsanosi sagte später über diesen Moment: „Frauen waren nicht nur Teil der Revolution – sie waren ihr Rückgrat.“ Doch auch im Sudan zeigte sich ein bekanntes Muster. Frauen hatten Proteste organisiert, Demonstrationen angeführt, Netzwerke aufgebaut. Als jedoch die politische Macht neu verteilt wurde, dominierten wieder militärische und männliche Eliten die Übergangsregierung.

Doch dieses Muster ist älter als die sudanesische Revolution. Während des sogenannten Arabischen Frühlings spielten Frauen in vielen Ländern eine entscheidende Rolle. In Ägypten gehörten Aktivistinnen wie Asmaa Mahfouz zu den ersten, die zu Demonstrationen aufriefen. Videos von ihr verbreiteten sich 2011 in sozialen Netzwerken und halfen, Massenproteste zu mobilisieren. Doch nach dem Sturz Husni Mubaraks schrumpfte die politische Präsenz von Frauen in vielen neu entstandenen Institutionen. Die Russische Revolution von 1917 begann mit Frauen – registriert wurden sie später von Parteikadern und Generälen.

Auch bei der Französischen Revolution 1789 spielten die Marktfrauen, die man später zu „Fischweibern“ degradierte, eine entscheidende Rolle – politische Rechte erhielten sie dennoch nicht, im Gegenteil. Ihre Vereine wurden verboten. Diese Erinnerung wirkt heute wie eine Warnung. Und trotzdem gibt es Gründe zu glauben, dass der iranische Fall anders verlaufen könnte. Der entscheidende Unterschied liegt darin, dass Frauen in Iran nicht nur symbolische Figuren des Protests sind, sondern das soziale und organisatorische Zentrum der Bewegung bilden.

Politikwissenschaftliche Studien zeigen, dass die politische Ermächtigung von Frauen eng mit demokratischer Transformation zusammenhängt: Gesellschaften, in denen Frauenrechte und weibliche politische Teilhabe wachsen, entwickeln stabilere demokratische Institutionen und stärkere Zivilgesellschaften. Gleichzeitig zeigt Forschung zur Demokratisierung, dass Frauenbewegungen besonders dann nachhaltig Einfluss gewinnen, wenn sie breite gesellschaftliche Allianzen aufbauen – etwa mit Studierenden, Künstlern oder Arbeiterbewegungen. Genau das ist in Iran zu beobachten. Der Widerstand der Frauen richtet sich gegen das gesamte ideologische Fundament des Systems – nicht bloß gegen einzelne Gesetze wie die Vorschrift zum Tragen des Hidschab.

In diesem Sinne könnte der aktuelle Aufbruch tatsächlich eine historische Verschiebung markieren: Wenn Frauen nicht nur Auslöser der Revolte sind, sondern bereits ihr organisatorisches Rückgrat bilden, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie die politische Zukunft mitgestalten, ja bestimmen. Und dass die nächste iranische Regierung von einer Frau angeführt wird.

Shila Behjat, 43, ist Journalistin, Autorin, Feministin. Sie veröffentlichte zuletzt das Buch „Frauen und Revolution“ (Hanser 2025).

Anzeige

Die grüne Bundestagsfraktion lädt ein

17. März 2026

Hybrides Fachgespräch
im Bundestag
18.30 – 20.00 Uhr



Nur Ja heißt Ja!

Warum wir eine Reform des Sexualstrafrechts brauchen

Info/Anmeldung:
gruene-bundestag.de/veranstaltungen

Transparenzhinweis: <https://taz.de/b90g260226tptpa>



Argentinien

Die Lage: Argentinien's Präsident Javier Milei geht mit der Kettensäge gegen die Rechte von Frauen, queeren und trans Menschen vor. Seit seinem Regierungsantritt 2023 hat er das Ministerium für Frauen, Gender und Diversität geschlossen, Programme für Geschlechtergerechtigkeit, Gewaltprävention und Inklusion gestrichen und Hass verbreitet. Eine Auswertung des Haushaltsentwurfs für 2026 zeigt, dass die Einsparungen der Regierung in den Bereichen Gleichstellung, Bekämpfung geschlechtsspezifischer Gewalt und Gewährleistung sexueller und reproduktiver Rechte dreimal so hoch sind wie die im restlichen Haushalt. Ein Prozent der Stellen in den Behörden war bislang für trans Personen reserviert. Die Aufhebung dieser Quote drängt viele von ihnen in die Prekarität. Die Zahl an Hassverbrechen gegen LGBTQ ist gestiegen. Die Kürzung des Programms Acompañar für Opfer von geschlechtsspezifischer Gewalt erschwert den Zugang zu rechtlicher und psychosozialer Hilfe. Auch Programme für Sexualkunde und zur Prävention ungewollter Schwangerschaften bei Jugendlichen wurden zusammengestrichen.

Das braucht's: Gegen all diese Angriffe gibt es kontinuierlichen Widerstand. Raquel Vivanco, Gründerin der feministischen Organisation *Ahora que si nos ven*, hofft dabei auf internationale Soliaktionen, damit ihr Kampf „die ganze Welt erreicht“, sagt sie. Auch finanzielle Unterstützung würde den feministischen Gruppen ermöglichen, „ihre Arbeit fortzusetzen, Gewalt sichtbar zu machen und Betroffenen zu helfen“.

Sophia Boddenberg

... in Schwarz gekleidet stehen sie eng beieinander, mit offenem oder geflochtenem Haar. Eine direkte Anspielung auf iranische Frauen, die trotz den Schleier ablegten – und auf kurdische Kämpferinnen, die sich gegenseitig die Haare flochten, bevor sie in den Kampf gegen den IS zogen.



In Turn, Hoda Afshar, Australien/Iran (3/3)



DR Kongo

Die Lage: In der Demokratischen Republik Kongo werden Frauen immer wieder Opfer sexualisierter Gewalt. Sie arbeiten oft mit ihren Kindern auf den Feldern und sind dort oder auf dem Weg zwischen Haus und Feld schutzlos Angriffen von Bewaffneten ausgesetzt, die Lebensmittel plündern oder eine als feindlich angesehene Bevölkerung einschüchtern wollen. Die gezielte Vergewaltigung von Frauen als Instrument zur gewaltsamen Festigung von Herrschaft über andere Bevölkerungsgruppen hat sich im Land in den Kriegen der vergangenen 30 Jahre fest etabliert. Ein Kriegsverbrechen, das Warlords und Generäle als Belohnung für sich und ihre Kämpfer sehen. Der kongolesische Frauenarzt Denis Mukwege mahnte im Februar 2026 im taz-Interview, Vergewaltigungen nähmen im ak-

tuellen Krieg im Osten Kongos wieder stark zu.

Das braucht's: Denis Mukwege gründete 1999 im ostkongolesischen Bukavu das Panzi-Krankenhaus zur Heilung und Betreuung von Vergewaltigungsopfern. Für seine Arbeit erhielt er 2018 den Friedensnobelpreis. Unzählige Frauen verdanken dem Panzi-Krankenhaus und ähnlichen Strukturen ihr Leben – etwa auch dem Krankenhaus Heal Africa in Goma. Beide Kliniken sind, wie lokale Frauennetzwerke auch, auf finanzielle Unterstützung aus dem Ausland angewiesen. Kongos Regierung hat zwar einen Fonds zur Unterstützung von Opfern sexualisierter Kriegsverbrechen gegründet, dessen Gelder sind aber in großem Umfang veruntreut worden.

Dominic Johnson



China

Die Lage: Offiziell will die kommunistische Parteiführung die Gleichstellung von Frauen. Tatsächlich erlitt der Feminismus in China in den letzten Jahren aber herbe Rückschläge. Die Politik propagiert wieder verstärkt patriarchale Rollenbilder, in gesellschaftlichen Führungspositionen sind Frauen weiterhin stark unterrepräsentiert. Angesichts einer demografischen Krise will die Parteiführung die Geburtenrate im Land erhöhen. LGBTQ- sowie feministische Gruppen, die sich gegen patriarchale Zwänge einsetzen, nimmt sie als direkte Bedrohung wahr und geht besonders vehement gegen sie vor. Feministische Studentenklubs mussten zuletzt schließen. Zudem hat die Zensur feministischer Inhalte in den sozialen Medien zugenommen. Und regelmäßig werden Frauenrechtlerinnen

kriminalisiert, besonders seit im März 2015 die sogenannten Feminist Five in Peking verhaftet wurden. Sie wollten im Vorfeld des internationalen Frauentags Flyer zu sexuellem Missbrauch verteilen. Bei den historischen „Weißpapier“-Protesten gegen die rigide Null-Covid-Politik Ende 2022 in Peking verhaftete die Sicherheitspolizei dann gezielt Frauen. Sie vermutete, dass die Rädelsführer der Demos aus dem feministischen Umfeld stammten.

Das braucht's: Spendengelder oder Beziehungen ins Ausland werden Aktivistinnen in strafrechtlichen Prozessen erschwerend zur Last gelegt. Nicht immun ist die kommunistische Parteiführung gegen internationalen öffentlichen Druck durch Berichterstattung und Solidaritätsaktionen.

Fabian Kretschmer



EU

Die Lage: Die EU bleibt noch an vielen Stellen hinter dem Eigenanspruch einer „Union der Gleichstellung“ zurück. Besondere Gefahren drohen Frauen und queeren Menschen auf der Flucht. Und die jüngste Reform der EU-Grenzpolitik dürfte diese Lage bald noch verschärfen. Die darin vorgesehenen Schnellverfahren zur Beurteilung von Asylgründen für Menschen aus bestimmten Ländern sollen in Quasi-Haftlagern nahe der Grenzen stattfinden. Menschenrechtler*innen fürchten Zustände, wie einst im Elendslager Moria auf Lesbos. Pro Asyl sagt: „Damit Frauen etwa erlittene geschlechtsspezifische Gewalt offenbaren können, braucht es Zeit, Sensibilität und eine unterstützende Umgebung.“ Nichts davon dürfte in den Lagern zu finden sein. Queere Geflüchtete dürfte es ähnlich

treffen. Zudem müssen sie queerfeindliche Gewalt durch andere Geflüchtete fürchten. Dementsprechend sind Haftlager besonders schlecht geeignet, um solche Gewalt den Behörden gegenüber als Fluchtgrund geltend zu machen.

Das braucht's: Gerade angesichts der europaweiten Wahlerfolge rechter Parteien ist Solidarität mit Geflüchteten nötig, etwa durch öffentlichkeitswirksame Aktionen oder auch durch Spenden. Organisationen wie zum Beispiel Action for Women oder Odyssea kümmern sich in Griechenland um weibliche Geflüchtete. Das Diotima Zentrum hilft queeren Menschen auf der Flucht. In Deutschland engagiert sich der Verband Queere Vielfalt (LSVD) mit dem Projekt Queer Refugees Deutschland.

Frederik Eikmanns

Feminist*innen aller Länder, hier braucht es euch

Weltweit versuchen mächtige Männer und ihre Netzwerke Frauen, queeren und trans Personen vorzuschreiben, wer sie zu sein, wie sie zu leben und wen sie zu lieben haben – oft mit purer Gewalt. Neun Brennpunkte



USA

Die Lage: Schon kurz nachdem Donald Trump 2025 erneut als US-Präsident vereidigt war, begannen er, die frauen- und LGBTQ-feindliche MAGA-Agenda in Staatspolitik zu übersetzen. Er unterzeichnete einen Erlass, der inter und trans Personen den dritten Geschlechtseintrag im Pass unmöglich machen sollte. Und einen, um ihnen den Zugang zu Toiletten oder Umklei-

dekabinen zu erschweren. Flankiert von einer Hetzkampagne gegen die „Gender Ideology“ – die immer wieder in Gewalt mündet – folgten weitere Angriffe: Versuche, trans Personen aus dem Militär auszuschließen, sowie ihnen den Zugang zu Geschlechtsangleichungen zu verbauen. Zeitgleich geht die US-Regierung unter dem Druck evangelikaler Christen immer neue Wege, um die reproduktiven Rechte einzuschränken. Die Abtreibungsspiele Mifepriston ist in vielen Bundesstaaten heute schwerer zu erhalten, als unter Trumps Vorgänger. Zudem diskutiert die Regierung, das Abtreibungsgesetz zur Bundes-sache zu machen und einzu-

schränken. Meta und Google erschweren derweil den Zugang zu Informationen über Abtreibungen.

Das braucht's: Der Widerstand gegen den Backlash in den USA ist vielfältig, sagt Margaret Vigiani. Sie ist Teil des Vorstands der Radical Women US. Mit ihnen mobilisiert sie regelmäßig für das Recht auf Abtreibung und gegen die Entrechtung von LGBTQ-Personen. Sie sagt, neben Aufmerksamkeit und Solidaraktionen sei die Vernetzung mit internationalen Feminist*innen besonders wichtig. „Das gibt uns viel Kraft und zeigt, dass wir nicht allein kämpfen.“

Tobias Bachmann



Gazastreifen

Die Lage: Die humanitäre Situation im Gazastreifen ist weiter katastrophal. Nur auf etwa der Hälfte des Gebiets dürfen sich die palästinensischen Zivilistinnen und Zivilisten noch aufhalten. Dort stehen sie unter der Kontrolle der Hamas, die gegen Dissens brutal vorgeht. Hinzu kommt, dass der Großteil der Wohngebäude zerstört oder schwer beschädigt ist. Müll- und Abwasserbeseitigung funktionieren kaum. Sanitäranlagen werden meist von sehr vielen Menschen benutzt. Die Märkte sind zwar wieder gefüllt, die Güter kosten aber viel Geld. Und nach zwei Jahren Krieg ist ein großer Teil der Bevölkerung ohne Arbeit. Von der humanitären Lage sind Frauen und Kinder besonders betrof-

fen. Hilfsorganisationen warnen etwa vor der Verbreitung von Durchfallkrankheiten, vor allem unter Kindern. Auch Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett sind unter diesen Umständen äußerst kräftezehrend. Die vorhandenen Daten zeigen eine Übersterblichkeit bei Männern im Gazastreifen. Teils, weil die Kämpfer der Hamas im Normalfall männlich sind. Und weil Männer exponierter sind, etwa wenn sie versuchen, Hilfsgüter zu ergattern oder Verwundeten nach Angriffen zu helfen. Zurück bleiben oft allein-erziehende Frauen und Kinder, die – wie fast überall – armutsgefährdeter sind. Außerdem gibt es Berichte, etwa von der UN, über sexuelle Gewalt sei-

tens israelischer Soldaten gegenüber Frauen. Auch erreichten die taz wiederholt Berichte zu Übergriffen durch Hamas-Kämpfer. Unabhängig bestätigen lassen sie sich nicht.

Das braucht's: Soll sich die Situation für Frauen und Kinder im Gazastreifen ändern, muss der zugrundeliegende Konflikt gelöst werden. Feministische Solidarität bedeutet hier also, die Zweistaatenlösung einzufordern und medial sowie auf der Straße für Frieden und Gleichberechtigung einzutreten. Bis das erreicht ist, braucht es finanzielle Unterstützung für Organisationen, die daran arbeiten, das unmittelbare Leid der Menschen zu lindern. Cadus etwa.

Lisa Schneider



Russland

Die Lage: Russlands Gesellschaft erlebt seit einigen Jahren einen beispiellosen Wandel, geprägt von zunehmender staatlicher Reglementierung. Frauen stehen dabei besonders im Fokus. Seit den 1950er Jahren wurden ihre reproduktiven Rechte, insbesondere der Zugang zu sicheren Schwangerschaftsabbrüchen, nicht derart eingeschränkt wie jetzt, sagt die Feministin und

Juristin Julia Ostrowskaja. Privatkliniken weigern sich unter dem Druck des Staates immer häufiger, Abbrüche durchzuführen. Staatliche Gesundheitseinrichtungen verzögern die Verfahren übermäßig lange. Das macht Abtreibungen für außerhalb großer Metropolen lebende Frauen zum Privileg. Seit 2024 gilt zudem ein gesetzliches Verbot für „kinderfreie Propaganda“. Ostrowskaja sagt, diese Maßnahmen seien durch den Geburtenrückgang und Bevölkerungsschwund im Land motiviert. Extrem verschärft hat sich die Lage für queere Menschen. 2023 stufte das oberste Gericht die LGBTQ-Bewegung als extremistisch ein. Wer sich outet und verdächtigt wird,

sich in einer Gruppe zu organisieren, riskiert ein Strafverfahren.

Das braucht's: Um sich vor staatlicher Verfolgung zu schützen, sind viele feministische und queere Menschen gezwungen, Russland zu verlassen. Im Ausland brauchen sie Unterstützung zum Erwerb eines Aufenthaltstitels. In Deutschland leisten Vereine wie Quarteera Hilfe. Für in Russland verbliebene Strukturen sei es wichtig, dass der Kontakt zu ihnen gepflegt werde, sagt Ostrowskaja. Außerdem brauche es eine solidarische Haltung internationaler Organisationen gegenüber russischen Feministinnen.

Vera Bessonova



Türkei

Die Lage: Unabhängige Frauenplattformen zählen jährlich Hunderte Femizide in der Türkei, meist durch (Ex-)Partner oder Angehörige. Aktivistinnen kritisieren, dass Schutzanordnungen oft nicht durchgesetzt werden und Täter regelmäßig mit Strafmildern rechnen können. Der Austritt der Regierung von Recep Tayyip Erdoğan aus der Istanbul-Kon-

vention markierte 2021 einen Wendepunkt. Das international bindende Abkommen gegen Gewalt an Frauen wurde per Präsidialdekret aufgegeben. Der politische Backlash ist ideologisch flankiert. Bereits 2008 rief Erdoğan Frauen dazu auf, mindestens drei Kinder zu bekommen, 2014 bezeichnete er Gleichstellung als „gegen die Natur“. Dieses konservative Narrativ stellt Mutterschaft über Selbstbestimmung. Kurdische Frauenbewegungen werden zusätzlich kriminalisiert, Vereine geschlossen, Aktivistinnen inhaftiert. Queere Lebensweisen werden in der Türkei mittlerweile als Bedrohung „traditioneller Werte“ gebrand-

markt. Pride-Demonstrationen werden verboten oder gewalttätig aufgelöst. Homosexualität ist zwar nicht strafbar, doch umfassender gesetzlicher Diskriminierungsschutz fehlt.

Das braucht's: Kontinuierliche mediale Aufmerksamkeit, finanzielle Unterstützung unabhängiger Beratungsstrukturen, Schutzprogramme für bedrohte Aktivistinnen. Zudem braucht es politischen Druck auf europäische Institutionen, menschenrechtliche Verpflichtungen einzufordern. Transnationale Netzwerke können dazu beitragen, die Kämpfe türkischer und kurdischer Feministinnen sichtbar zu halten.

Derya Türkmen



Sudan

Die Lage: Der Krieg in Sudan hat besonders für Frauen verheerende Auswirkungen. Vor allem die paramilitärische Miliz RSF, die im April 2023 in den Aufstand gegen die Militärregierung trat, setzt Vergewaltigung als eines von vielen Mitteln ein, um ganze Bevölkerungsgruppen zu terrorisieren. Das haben Menschenrechtsorganisati-

onen und die UN dokumentiert. In Sudans Westregion Darfur hat die RSF fliehende Zivilist*innen abgefangen, die Männer getötet und die Frauen vergewaltigt, berichtet Amnesty International über die Eroberung El Fashers im Oktober 2025. Eine Frau zu sein, erhöhe in Sudan deutlich die Wahrscheinlichkeit eines gewaltsamen Todes oder an Hunger zu sterben, berichtete UN Women 2025.

Das braucht's: Frauen tragen im Wesentlichen, was noch übrig ist von den Basisorganisationen der Demokratiebewegung, die 2019 Sudans damalige Militärdiktatur gestürzt hatte, aber

kein Ende der Militärherrschaft herbeiführen konnte. Aus den sogenannten Widerstandskomitees gingen im Krieg die Emergency Response Rooms hervor, die Gemeinschaftsküchen und medizinische Selbsthilfe organisieren. 2025 erhielten sie den Alternativen Nobelpreis. Solche Strukturen gezielt und direkt zu unterstützen, ist die kurzfristig effektivste Form der Solidarität mit Sudans Frauen. Wichtig ist auch Hilfe für Überlebende sexualisierter Kriegsverbrechen, denen die Flucht aus Sudan gelang. Ihre Erlebnisse müssen dokumentiert werden, damit später einmal die Täter verfolgt werden können.

Dominic Johnson

Not- und Katastrophenhilfe

MEDAIR

25 Jahre

Familiäre und berufliche Unterstützung für Frauen in Jordanien

Die Familie zeigt „Ich liebe dich“ in Gebärdensprache.

Starthilfe & Gutscheine

Gesundheit

Psychosoziale Unterstützung

Weitere Informationen: „High Five auf das Leben“

Kofinanziert von der Europäischen Union

de.medair.org

„Solidarität braucht auch strategische Geduld“

Die Politikerin und Soziologin Constanza Moreira aus Uruguay über frauenfreundliche Städte und Feminismus als Quelle der Hoffnung

Interview **Sophia Boddenberg**

taz: Frau Moreira, erinnern Sie sich noch an Karin aus Berlin?

Constanza Moreira: Ja, natürlich, wir kennen uns schon sehr lange – aus sozialen Organisationen, Umweltbewegungen und feministischen Kämpfen. Wir haben gemeinsam Strategien entwickelt, Sorgen geteilt, sozusagen zusammen „konspiriert“.

taz: Stimmt es, dass Sie sich in einer Tangobar in Montevideo kennengelernt haben?

Moreira: Das ist sehr gut möglich (*lacht*). Die geteilte Räumlichkeit ist etwas sehr Typisches für die Frauen in Uruguay. Manchmal nimmt das auch institutionelle Formen an, wie etwa die Casas de las Veteranas. Das sind gemeinschaftliche Wohnprojekte für Frauen, die älter werden und allein leben. Diese Projekte wurden im Municipio B umgesetzt, einem Stadtbezirk, der eine feministische Bürgermeisterin hatte. So habe ich gelernt, dass es möglich ist, konkrete feministische Stadtpolitik zu machen.

taz: Warum ist die wichtig?

Moreira: Wir Frauen sind viel auf der Straße unterwegs, gleichzeitig ist der öffentliche Raum uns gegenüber feindlich. Das fängt schon bei den kaputten Gehwegen an, auf denen sich ältere Frauen schlecht fortbewegen können. Wie bewegen sich Frauen überhaupt in einer Stadt, die weder kinder- noch altersfreundlich ist? Wie können wir eine Stadt bauen, die sich an den Bedürfnissen der Frauen ausrichtet, und nicht an denen der Autos? Dazu gehören auch Begegnungsräume wie Tangobars.

taz: Was bedeutet für Sie feministische Solidarität?

Moreira: Uns wird von klein auf erzählt, dass Frauen miteinander konkurrieren und nicht solidarisch sind. Feministische Solidarität widerspricht diesem rechten Narrativ über weibliche Konkurrenz und Neid. Wichtig ist dabei auch eine horizontale Beziehung, die nicht durch Männer vermittelt wird.

taz: Wie meinen Sie das?

Moreira: Über Jahrhunderte wurde die Identität von Frauen über Männer definiert – als Ehefrau von, Mutter von, Tochter von. Sich ohne diese patriarchale Vermittlung zueinander in Beziehung zu setzen, ist bereits ein

politischer Akt. In der Politik ist das besonders sichtbar: Parteivorsitzende sind fast immer Männer, Frauen befinden sich in untergeordneten Positionen. Indem wir uns in der Horizontalität anerkennen, so wie einst das Proletariat gegenüber der Macht des Kapitals, können wir gemeinsam gegen Ungleichheit kämpfen.

taz: Wie soll das konkret aussehen?

Moreira: Ein zentraler Punkt ist für mich der Kampf für die Stimme. Ich habe mein Leben lang versucht, Frauen zu ermutigen, ihre Stimme zu erheben. Als Dozentin habe ich festgestellt, dass viele Frauen in den Seminaren nicht sprechen, weil sie sich schämen. Sie sprechen im Privaten, aber nicht im öffentlichen Raum. Ich habe deshalb eine politische Frauengruppe aufgebaut – Casa Grande –, die vielen Frauen eine Stimme gegeben hat.

In Momenten, in denen die Welt dunkel wird, haben wir Feministinnen viel zu sagen

taz: Sie sind seit vielen Jahren in der Politik, waren 2014 Präsidentschaftskandidatin und sitzen heute im Senat. Unterstützen sich Frauen dort gegenseitig?

Moreira: Viele einflussreiche Politikerinnen sagen: „Ich habe mich nie diskriminiert gefühlt“. Da kann ich nur den Kopf schütteln und sagen: „Dann lebst du in Verleugung.“ In der Politik ist es wichtig, gemeinsame Mängel anzuerkennen: Wenn dich in einem Ausschuss niemand reden lässt, oder wenn männliche Chefs dir Anweisungen geben. Wenn du verstehst, dass ihr dieselbe strukturelle Position teilt – selbst wenn es dir nicht so scheint –, dann kannst du dich zusammenschließen. Aber du schließt dich nicht mit einer Frau zusammen, weil sie dir sympathisch ist. Wenn die Arbeiter so gedacht hätten, hätten sie nie Gewerkschaften oder Klassenparteien gegründet. Es geht nicht um subjektive Sympathie, sondern um gemeinsame

Interessen, um die Position im sozialen Gefüge. Und dann gibt es noch etwas ganz Einfaches: Frauen stärken! Ich unterstütze vor allem junge Frauen.

taz: Ich habe ein Buch darüber geschrieben, was wir von feministischen Bewegungen in Lateinamerika lernen können. Was mich besonders beeindruckt hat, ist, wie viele unterschiedliche Frauen und Lebensrealitäten sich in diesen Bewegungen zusammenfinden.

Moreira: Ich staune selbst darüber. Wenn ich an Lateinamerika in den vergangenen 30 Jahren denke, dann gehört der Feminismus zu den wichtigsten politischen Entwicklungen – gemeinsam mit indigenen und dekolonialen Perspektiven. Was die Welt in Bewegung setzt, was sie aus ihrer konservativ-patriarchalen Achse herausrückt, das sind in der Regel die Linken, die Progressiven. Der Feminismus ist in diesem Sinne eine radikale Neuheit in Lateinamerika. Und das unterscheidet uns von Europa: die Verflechtung von Dekolonisierung und Feminismus. All das hat sich mit antirassistischen Kämpfen und mit Umweltbewegungen vermischt, die dem kapitalistischen Entwicklungsmodell Grenzen setzen. Lateinamerikanische Frauen sind heute besser gebildet. Doch ihre politische Macht wächst langsamer als ihr Bildungsniveau. Das erzeugt Spannungen. Hohe Erwartungen treffen auf strukturelle Ungleichheit – eine explosive Mischung.

taz: Ausgerechnet inmitten eines globalen antifeministischen Backlashes.

Moreira: Die Ultrarechte und der Faschismus waren schon immer schlecht für die Menschheit. Das hat uns die Geschichte gelehrt. Eine der Kräfte, die diesen Backlash vorantreiben, ist die Religion. Ich bin Atheistin, es ist vielleicht erwartbar, dass ich nichts Gutes über Religionen sage. Aber Säkularisierung hilft Frauen, sie hilft Arbeiterinnen und Arbeitern, sie hilft allen. In Lateinamerika kam dieser Prozess später, weil die Region stark katholisch geprägt ist. Kolonialismus, Armee, Kirche: das ist das Herz des lateinamerikanischen Konservatismus. Aber ich sehe keine Hilfe für Frauen aus diesem Feld. Stattdessen gibt es globale, konservative Netzwerke, die tief in der Technologiebranche verankert



Constanza Moreira, Montevideo

sind. Schauen wir uns Trump an, als Ikone eines ultratechnologischen, ultrareichen, ultramachistischen Patriarchats. Die kapitalistische Konzentration ist so enorm, dass es beängstigend ist, wenn die Macht in solchen Händen liegt.

taz: Was können wir dem entgegensetzen?

Moreira: Als Linke neigen wir zu einer tragischen Weltsicht. Aber in Momenten, in denen die Welt dunkel wird – und sie ist im Moment sehr dunkel –, haben wir Feministinnen viel zu sagen. Die feministische Perspektive, kritisch und rebellisch, gibt uns eine positive Richtung für die Zukunft. Ich komme aus einer akademischen, linken, modernen Familie. Aber meine Mutter, heute 94, hat nie gearbeitet. Sie lebte vom Geld meines Vaters. In meiner Generation hingegen arbeiteten die Frauen, waren wirtschaftlich unabhängig, studierten. Ich selbst wollte nie Mutter sein, doch für viele Frauen meiner Generation war Mutterschaft noch ein Schicksal.

taz: Und heute?

Moreira: Heute ist das nicht mehr so. Weder Paarbeziehung noch Mutterschaft sind ein unausweichliches Schicksal. Das eröffnet einen Freiheitsraum, der für die Generation meiner Mutter undenkbar war. Das ist ein Ergebnis unserer Kämpfe. Aber es braucht auch Geduld. Wir müssen das langsame Vorschreiten der Dinge erkennen können. Wichtig ist die Richtung, nicht das Tempo. Viele Frauen verlassen die Politik als Erste, weil sie sagen: „Das ändert sich nie.“ Und dann, zehn Jahre später, geschieht genau das, wofür sie gekämpft haben. Strategische Geduld gehört also ebenfalls zur feministischen Solidarität. In diesem Sinne: Frauen der Welt, vereinigt euch!

Sophia Boddenbergs Buch „Revolution der Frauen – von Feministinnen aus Lateinamerika lernen“ (156 S., 20 Euro) ist 2025 im Mandelbaum Verlag, Wien erschienen

Flügel, um zu fliegen

Oman ist nur eine von vielen Stationen im Leben der Italienerin Maria Caterina Marra. Das verdankt sie vor allem ihrer Mutter, die keinen Unterschied zwischen ihrer Tochter und den Brüdern machte

Von **Judith Poppe**

Zehn Jahre ist es her, seit Maria Caterina Marra in Oman landete. Eigentlich wollte sie nur für einen kurzen Urlaub bleiben, sagt sie und lacht. Doch wenige Wochen später bekam sie einen Job als Englischlehrerin. Noch heute lebt sie dort.

Marra kommt eigentlich aus Süditalien. Nach ihrem Studium zog sie nach Padua, weiter nach Kanada, machte dann einen Abstecher nach Kenia. Jetzt also Maskat, die Hauptstadt Omans. Wie lebt es sich als Westeuropäerin in einem Sultanat, einer absoluten Monarchie? „Es ist sehr sicher für mich hier“, sagt sie. „Ich kam ganz allein, ohne Mann, ohne einen Partner und bin geblieben.“ In einem Land rund 5.000 Kilometer von ihrer Heimat entfernt.

Marra sagt, ihre Mutter Teresa habe ihr die Flügel gegeben, um zu fliegen. Und sie hat die Flügel benutzt und ist im wahren Sinne des Wortes ausgeflogen. So etwas war in der Welt, in der Marra aufgewachsen ist, nicht vorgesehen. Sie kommt aus dem kleinen Städtchen Cardinale, in Kalabrien. Es gibt nicht viel dort.

Eine Bar, zwei Kirchen und Supermärkte. Dazu atemberaubende Natur: Drumherum wachsen Berge in den

Himmel, und ein Fluss bahnte sich seinen Weg durch die Felsen. Marra hatte eine schöne Kindheit, sagt sie heute. Im Winter saß sie mit den anderen Kindern aus Cardinale vor dem Fernseher und sah Filme, im Sommer spielte sie mit ihren Freund*innen am Fluss, bis die Sonne unterging. Aber so ganz passte sie nicht rein, erzählt sie. Sie hatte das Bedürfnis, etwas zu erleben und zwischen Kirche und Bar schien ihr das nicht möglich, trotz der idyllischen Natur.

Als sie vier Jahre alt war, flog sie mit ihrer Familie zum ersten Mal nach Kanada, um ihren Onkel zu besuchen. Sie war verzaubert. Sie besuchte Kinos, in denen „Der König der Löwen“ gezeigt wurde, fuhr durch Autowaschanlagen, die Seifenblasen auf die Autoscheiben zauberten, hüpfte auf Trampolinen in den Gärten und ließ sich im Zoo mit einer Giraffe fotografieren. „Warum hast du uns nicht in Kanada großgezogen?“, fragte sie ihre Mutter immer wieder, als sie zurück in Kalabrien waren.

Je älter sie wurde, desto klarer wurde ihr, dass sie raus musste. Es waren die scheinbar kleinen Gesten ihrer Mutter, die sie dazu ermutigten. Zum Beispiel machte ihre Mutter keinen Unterschied zwischen ihr und ihren beiden Brü-

dern. Wenn ihr Großvater zu ihrer Mutter sagte: „Ruf Caterina, um den Tisch zu decken“, dann rief ihre Mutter stattdessen ihren Bruder. Die Hausarbeit wurde gerecht unter den Geschwistern verteilt. Als ihr Vater den beiden Brüdern an einem Samstagabend zurief: „Was macht ihr zu Hause? Ihr seid jung, geht aus!“, beschwerte sich Marra: „Wieso sagst du das nicht zu mir?“, „Du bist ein Mädchen, du kannst zu Hause bleiben“, sagte er. Ihre Mutter wurde wütend: „Wie kannst du so etwas sagen? Sie sind alle drei jung und können ausgehen, wenn sie wollen.“ Als ihr Vater ihr untersagte, mit zum Schulausflug zu fahren, weil das nichts für Mädchen sei, drückte ihre Mutter ihr das Geld dafür in die Hand.

Ihre Mutter eckte an in dem Dorf, und die Selbstverständlichkeit, mit der sie handelte, imponiert Marra bis heute. Und so machte sie es ihr nach, schwang ihre Flügel und tat, was sie wollte. Das Band zu ihrer Mutter bleibt trotz der großen Entfernung bestehen. Sie telefoniert jeden Tag mit ihr, manchmal zweimal. Und auch, wenn die beiden sich unendlich vermissen, sagt ihre Mutter niemals: „Komm zurück!“, und Marra weiß, wie wertvoll das ist. Sie hat ihr die Flügel ja gegeben, damit sie fliegen kann.

vernetzt durch anonyme Person in Italien (sie kam von Karin Lückner-Aleman, Berlin) 3



Maria Caterina Marra, Maskat

kommt von Karin Lückner-Aleman, Berlin 3

Deutschland

vernetzt uns mit Ana Cristina González Vélez Bogotá 12

Kolumbien

vernetzt uns mit Teresa Plati in Cardinale 32

Italien



Nataliia Tetruieva, Kyjiw Foto: Sitara Celina Rajh

„Wir sind es gewohnt, mit gefährlichen Situationen umzugehen“

Die ukrainische Chirurgin Nataliia Tetruieva hat in einer Kinderklinik in Kyjiw gearbeitet, als dort eine Rakete einschlug. Sie ist es gewohnt, unter Extrembedingungen zu arbeiten. Ihre Devise als Ärztin: lernen, teilen, weitergeben

Aus Kyjiw **Bernhard Clasen**

Tief eingeebrennt in ihr Gedächtnis hat sich der 8. Juli 2024. Nataliia Tetruieva war gerade auf dem Weg in den Operationssaal, als eine Rakete in der Kinderklinik Ochmatdyt in Kyjiw einschlug. Zu diesem Zeitpunkt fanden wichtige Operationen statt, sagt sie, die Kinder seien unter Narkose gewesen. Schnell habe man die Patient:innen aus dem gefährdeten Gebäude an einen sicheren Ort bringen müssen, erzählt sie weiter. Eine Kollegin starb bei der Evakuierung.

Operieren in Kriegszeiten? Muss eine Ärztin das aushalten? „Wir Medizinerinnen und Mediziner sind es doch gewohnt, mit lebensgefährlichen Situationen umzugehen“, sagt Tetruieva. Sie ist eine der renommiertesten Chirurginen der Ukraine, arbeitet seit Jahrzehnten als Ärztin. Ihre Aufgabe sei es auch zu verhindern, dass Panik und Chaos in Notlagen ausbricht, sagt sie – so auch am 24. Februar 2022, dem Tag als Russland Kyjiw und andere ukrainische Städte angriff.

Wenn Tetruieva dies sagt, klingt das nüch-

fortsetzung auf seite 11 →

Großbritannien
vernetzt durch
Ann Keeling
Eastbourne
34
ukraine

Fortsetzung von Seite 11

Sie bleibt im Dienst, operiert weiter, macht Sprechstunden für Patient:innen, forscht und teilt ihr Wissen auf internationalen Konferenzen

tern und selbstverständlich. Und ist es doch nicht in einem Land, das seit 1.472 Tagen unter Dauerbeschuss ist. In den ersten Kriegsmonaten kamen nicht nur – wie sonst – Kinder mit angeborenen Gesichts- und Kieferfehlbildungen in das Krankenhaus, sondern auch Verletzte ganz unterschiedlichen Alters aus Kyjiw und Umgebung. Viele längerfristig geplante Operationen an Kindern mussten verschoben werden. Tetruieva handelte direkt nach Beginn der russischen Völlinvasion; sie rief ihre Patient:innen an, um zu klären, wer sofort operiert werden muss und bei wem ein Aufschub aus medizinischer Sicht vertretbar ist.

Nataliia Tetruieva ist Profi auf ihrem Fachgebiet. Seit 1991 ist sie leitende Chirurgin der Abteilung für plastische und rekonstruktive Mikrochirurgie in Ochmatdyt, dem größten Kinderkrankenhaus der Ukraine. In dieser Zeit begann sie auch, ein interdisziplinäres Zentrum für Kiefer- und Gesichtschirurgie für Kinder aufzubauen. Tetruieva operiert Kinder mit angeborenen Fehlbildungen, Lippen-Kiefer-Gaumenspalten, Tumoren und schweren Gesichtsverletzungen. „Das Wichtigste bei dieser schwierigen Arbeit ist Teamarbeit“, sagt

Tetruieva. Logopäd:innen, Chirurg:innen, Kieferorthopäd:innen, Psycholog:innen, Operationstechnische Assistent:innen und auch diejenigen, die Freizeitprogramme für die Kinder während der Behandlung organisieren, müssen zusammenarbeiten. „Die weitere Entwicklung der Patientinnen und Patienten ist genauso wichtig wie die Behandlung von Kiefer- und Gesichtsfehlbildungen“, sagt Tetruieva. Selbst nach erfolgreichen Operationen kämpften viele Kinder noch mit Sprachstörungen.

Im Jahr 2022 wurde die Chirurgin von der Organisation Women in Global Health zur „Heldin der Gesundheit“ gekürt. Ausgezeichnet wurde sie für ihre Arbeit unter den schwierigen Kriegsbedingungen. Noch immer sei es eine Herausforderung, rechtzeitig Hilfe für Patient:innen aus den Frontgebieten und besetzten Gebieten zu organisieren. Tetruieva und ihr Team machen Schulungen für Fachleute aus der ganzen Ukraine, sie bieten Onlinekurse für Patient:innen mit Logopäd:innen an.

Seit Beginn der russischen Völlinvasion hat sich der Arbeitsmarkt auf ihrem Feld verändert. Deutlich mehr Frauen haben verantwortliche Jobs im Gesundheitswesen übernommen. Das sei eine gute Entwicklung, sagt Te-

truieva – denn noch immer existierten viele Stereotypen über Ärzte und Ärztinnen. Dabei sei es wichtiger denn je, gleiche Chancen für alle Fachkräfte unabhängig von ihrem Geschlecht zu gewährleisten, nur so könne ein stabiles und effektives Gesundheitssystem in der Ukraine bestehen. Lernen, teilen und weitergeben, dieses Motiv zieht sich durch Tetruievas ganzes Leben. Vielleicht betont sie auch deshalb immer wieder, dass das Krankenhaus trotz des Kriegs versucht, Kontakte zu Fachleuten in den USA und in Europa zu halten und auf moderne Behandlungsansätze zu setzen.

Heute ist Tetruieva 77 Jahre alt. Eigentlich könnte sie in Rente gehen. Doch sie bleibt im Dienst, operiert weiter, macht Sprechstunden für Patient:innen, forscht und teilt ihr Wissen auf internationalen Konferenzen. Inzwischen hat das Krankenhauspersonal auch wieder seine reguläre Arbeit aufgenommen. Normalität im Ausnahmezustand. Es gibt einen Satz, den Nataliia Tetruieva von den Kindern, die zu ihr kommen, immer wieder gehört hat: „Ich möchte auch so aussehen wie die anderen.“ In der Chirurgie geht es um weit mehr als Äußerlichkeiten, um Selbstvertrauen, mehr Lebensqualität.

Und gerade in diesen Zeiten will Tetruieva dazu ihren Beitrag leisten.

„Schön, dass Sie weiter für uns kämpfen“

Vom Aktivismus für reproduktive Rechte in Kolumbien zur UN in Panama: Ana Cristina González Vélez nimmt ihre Energie dahin mit, wo sie etwas Neues bewirken kann

Protokoll Katharina Wojczenko

Ana Cristina González Vélez, 57, hat sich mehr als 25 Jahre lang für die Legalisierung von Abtreibungen in Kolumbien eingesetzt. Jetzt wechselt sie ins Regionalbüro der UN-Frauenorganisation für Amerika und die Karibik in Panama. Ein Protokoll ihres Abschieds aus Kolumbien voller Begegnungen und Umarmungen.

7 Uhr: Zu Hause ist ein Seelenzustand
Als ich aufwachte, war meine kleine Nichte schon weg. Sie hatte bei mir übernachtet. Wir haben eine sehr enge Beziehung, sie heißt auch Ana. Außerdem war das Bett schon für meine beste Freundin Beatriz gemacht, eine alte Freundin und Mitstreiterin. Wir lernten uns kennen, als ich 20 Jahre alt war. Von ihr habe ich gelernt, Aktivistin zu sein. Wenn sie nach Bogotá kommt, wohnt sie bei mir. Ich lebe allein, aber ich bin nicht allein. Ich habe eine Partnerin, die in Uruguay lebt und pendelt zwischen Bogotá und Uruguay. Wenn ich aufwache, unterhalte ich mich mit ihr. Wir trinken zusammen Kaffee und sprechen per WhatsApp. „Wie hast du geschlafen? Wie bist du aufgewacht? Wie sieht es zu Hause aus? Es ist kalt heute.“ Wir haben unsere Rituale, mit denen wir im Leben der anderen präsent sind. Meine Partnerin hat mir beigebracht, dass Zu Hause kein physischer Ort ist, sondern ein Seelenzustand.

8.30 Uhr: Erinnerungen an eine furchtlose Freundin

Ein Freund hat mich zum Frühstück eingeladen. Er war der Ehemann einer engen Freundin, die vor einigen Jahren verstorben ist, Lucy Wartenberg. Sie war Anthropologin und hat sich intensiv mit der reproduktiven Freiheit von Frauen beschäftigt. Sie kämpfte mutig und furchtlos. Als sie starb, haben wir bei der Arbeitsgruppe für das Leben und die Gesundheit der Frauen (La Mesa por la Vida y la Salud de las Mujeres) einen Preis ins Leben gerufen, der ihren Namen trägt und den Einsatz für das Thema Abtreibung würdigt. Der Freund und ich treffen uns ab und zu.

10 Uhr: Abschied von den Frauen im Nagelstudio

Ich gehe zur Maniküre. Im Salon wissen die Frauen, dass ich mich für Frauenrechte engagiere. Durch meine Arbeit bin ich in Kolumbien bekannt. Ich sage zu der Dame: Ich bin heute hier, weil ich nach Panama ziehe. „Señora Anita, und was werden Sie dort machen?“ Ich sage ihr, dass ich mich für Frauenrechte engagieren werde. „Wie schön, dass Sie weiter für uns kämpfen werden!“

12 Uhr: Meine Schwester Juanita, 45, gibt mir Mut

Ich habe zwei Schwestern. Die jüngste lebt in Bogotá, sie ist Anwältin für Menschenrechte und Strafrecht. Wir gehen Mittagessen. Nach Panama zu gehen ist eine Herausforderung, das finde ich toll. Aber ich werde fortziehen und meine Arbeit in der Bewegung aufgeben müssen. Meine Schwester unterstützt mich, macht mir Mut: „Wie schön, dass du gehst. Wir werden uns oft sehen. Panama ist ganz in der Nähe.“ Sie erzählt mir auch von ihren Plänen: Mit ihrem Team wird sie zu einer Sitzung der UN-Kommission zum Status der Frau nach New York reisen. Ich gebe ihr einige Kontakte dort, damit sie Geldgeber und andere Personen kennenlernen kann, die in diesem Bereich arbeiten.

15 Uhr: Wissen weitergeben an eine junge Aktivistin

Dann gehe ich noch mal Kaffee trinken mit einer jungen Frau, die eine Organisation leitet, die sich mit Genderthemen beschäftigt. Sie will ihre Lobbyarbeit besser planen und ordnen, sie fragt mich nach meiner Meinung. Ich würde mir jemanden suchen, der eine Karte erstellt, eine Strategie entwirft, sage ich. Dann stellt sie mir einige Fragen zur beruflichen Entwicklung, dazu, wie man eine Karriere aufbaut und wie man im

politischen Bereich agiert. Das Treffen erinnert mich an eigene Projekte, für die ich keine Zeit habe. Etwa eine Art Handbuch über Dinge zu schreiben, die mir niemand beigebracht hat – und die ich gelernt habe, um eine Feministin zu sein, die Einfluss nehmen und die Realität verändern kann.

17 Uhr: Das Ende meines Aktivismus

An diesem Tag gebe ich offiziell bekannt, dass ich zu UN Women wechseln werde. Mein Telefon steht nicht mehr still: „Wie, du gehst weg? Du bist nicht mehr in der Bewegung? Und auch: Wie schön, dass du zur UN gehst, das ist jetzt wichtiger denn

Ich werde Teil dieser Geschichte bleiben, auch wenn ich an einen anderen Ort gehe. Alles was ich habe und was ich weiß, möchte ich hinterlassen

je.“ Ich bin in viele Dinge involviert, und wo ich hinkomme, mache ich mich an die Arbeit, erfinde etwas. Was ich aufgeben muss, ist der Aktivismus. Ich kann nicht Funktionärin der UN sein und gleichzeitig Teil feministischer Gruppen. Eine große Veränderung.

18 Uhr: Meine beste Freundin fährt mich zum nächsten Arbeitstreffen

Endlich komme ich zu Hause an und treffe Beatriz. Wir unterhalten uns eine Weile. Weil es regnet, fährt sie mich mit ihrem Auto zu einem Restaurant, wo ich mich zum nächsten Treffen verabredet habe.

18.45 Uhr: Übergabe an die nächste Generation

Die medizinische Gruppe für das Recht zu entscheiden (El Grupo Médico Por El Derecho a Decidir) ist eine weitere Organisation, die ich in Kolumbien mitbegründet habe. Ich treffe mich mit meinen Kolleginnen zum Essen, um alles durchzugehen, da ich aus der Koordinierung ausscheide. Ich arbeite schon lange mit zwei Frauen zusammen, die jünger sind als ich. Die eine ist Gynäkologin, die andere ist wie ich als Ärztin auf öffentli-

che Gesundheitsfürsorge spezialisiert. Wenn ich gehe, wird eine neue Generation übernehmen. Ich werde weiterhin im Gruppen-Chat bleiben, aber keine Arbeit mehr leisten. „Aber wir können dich fragen?“, fragen sie mich beim Abendessen. „Ja, natürlich. Aber, Mädels, die Gruppe wird so sein, wie ihr wollt.“ Beatriz holt mich mit dem Auto ab, weil es immer noch regnet.

22 Uhr: Einschlafen in Zeiten des Übergangs

Bevor ich schlafen gehe, lese ich immer ein wenig. Gerade lese ich ein Buch von Juan Forn, einem außergewöhnlichen argentinischen Schriftsteller, der vor Kurzem verstorben ist. Es heißt „Yo recordaré por ustedes“ (Ich werde mich für euch erinnern). Es ist ein Buch mit seinen Kolumnen, die er in der Zeitung *Página/12* veröffentlicht hat. Der Titel passt sehr gut zu dieser Zeit des Übergangs. Vieles von dem, was ich tue, hat damit zu tun, die Menschen vorzubereiten, mit denen ich nicht mehr zusammenarbeiten werde. Gleichzeitig wissen sie, dass ich da bin und Teil dieser Geschichte bleibe. Ich werde sie nicht aufgeben, auch wenn ich an einen anderen Ort gehe.

Der nächste Morgen: Zeit mit der Organisation meines Herzens

Ich treffe mich mit der Direktorin der Mesa Por La Vida – der feministischen Organisation, die ich vor 27 Jahren in Kolumbien mitbegründet habe. Sie ist der Ort, von dem aus der Kampf für die Abtreibung im Land organisiert wurde, und sie ist die Organisation meines Herzens, mein Ort des Engagements. Die vergangenen fünf Jahre waren sehr intensiv, weil wir die Strategie von Causa Justa entworfen haben, um die Bewegung aufzubauen und die Klage zu gewinnen (Anm. d. Red.: 2022 erreichte die Bewegung Causa Justa die teilweise Entkriminalisierung der Abtreibung bis zur 24. Schwangerschaftswoche in Kolumbien).

Alles was ich habe und was ich weiß, möchte ich in der Mesa lassen. Die Direktorin ist sehr jung, brillant und intelligent. Jetzt geht ihre Mentorin, also ich. Aber ich werde dennoch aufmerksam und präsent sein, auch wenn ich nicht da bin.

Ana Cristina González Vélez ist seit Anfang Februar in Panama-Stadt und hat ihren Job bei UN Women angetreten. An dieser Stelle kämpft sie weiter als politische Akteurin für Menschenrechte und die Gleichberechtigung der Geschlechter.



Ana Cristina González Vélez, Bogotá

USA
Somaliland
vernetzt uns mit Ifrah Yousuf in Hargeisa 22 und mit Person aus USA, die anonym bleiben will

AcompañantAs
Mahé Elipe
Mexiko/USA
(1/8)

Auf dem amerikanischen Kontinent unterstützt sich eine neue Generation von Frauen in jeder Phase des Schwangerschaftsabbruchs. Die AcompañantAs, oder Abtreibungsbegleiterinnen, sind Mütter, Studentinnen, Schwestern, Aktivistinnen. Die Fotografin Mahé Elipe dokumentiert ihre Netzwerke ...



Willst du meine Freund*in sein?

Körper stehen im Zentrum feministischer Solidarität. Damit die gelingen kann, müssen Flinta* Freundschaft mit ihm schließen – eine Herausforderung im Patriarchat

Von Lilly Schröder

Lieber Bauch, was brauchst du, das ich dir noch nicht gebe? Mache ich immer noch zu wenig Pausen? Esse ich zu wenig? Ich probiere so sehr, mich zu bessern, und bin dir so dankbar, dass du mich durch die Schmerzen auf die Missstände in meinem Umgang mit mir selbst aufmerksam gemacht hast. Wer weiß, vielleicht hätte ich sonst eine Karriere als neurotische Leistungsoptimiererin eingeschlagen – und eine der Magersucht. Danke, dass du mich davon abgehalten hast.

Ich war nicht fair zu dir: Zehn Jahre lang hast du nur gegeben und ich nur genommen. Es ist völlig in Ordnung, dass du rebellierst und mir Schmerzen zufügst. Du sollst genügend Zeit haben, all die Verletzungen aus den letzten Jahren aufzuarbeiten, und mich weiter plagen, bis du dir sicher bist, dass du dich auf mich verlassen kannst. Dass du dafür Zeit brauchst, verstehe ich. Aber ich versichere dir: ab jetzt kannst du mir vertrauen. Wir schaffen das zusammen. Ich liebe dich.

Zehn Jahre lang musste ich meinen Körper gewalttätig disziplinieren, bevor ich gelernt habe, so mit ihm zu sprechen. Bevor ich ihm in Briefen meine bedingungslose Dankbarkeit aussprechen und ihn wertgeschätzen konnte – wenn er funktioniert, genauso, wie wenn nicht.

Der neoliberale Spätkapitalismus lehrt uns, unsere Körper nur dann wahrzunehmen, wenn sie stören. In einer Gesellschaft, in der Leistungsfähigkeit als wichtigster Maßstab gilt, trainieren wir uns an, die Streiksymptome unserer Körper zu unterdrücken, Erschöpfung und Schmerz zu ignorieren. Der kranke Körper wird als wertlos erachtet, denn er arbeitet nicht, er verweigert sich der Verwertungslogik.

Nicht nur der kranke Körper wird abgewertet – auch der dicke Körper, trans*, alte, kranke, Schwarze Körper oder jene mit Behinderung werden markiert,

normiert und stigmatisiert. Was bleibt, ist eine Gesellschaft der „Hardbodies“. So bezeichnet der Philosoph Björn Vedders die Körper unserer Instagram-Gegenwart in seinem Essay „Solidarische Körper“. In der „Hardbody“-Gesellschaft sind Körper und Beziehungen undurchlässig, den Menschen entweicht alles Weiche und Verletzliche. Solidarität und Empathie haben nur wenig Raum.

Dabei stehen Körper im Zentrum jeder Solidarität. Weltweit setzen Menschen ihre Hände, Finger, Füße, Brüste, Haare, Vulven, Lippen, Stimmen, Augen, Seelen, Herz und Blut ein, um Missstände anzuprangern und Widerstand zu leisten. „Mein Körper ist meine Waffe“, schreiben sich Aktivistinnen auf ihre nackten Oberkörper, etwa, um gegen den russischen Angriffskrieg auf die Ukraine oder für die Legalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen zu demonstrieren. Umweltaktivist*innen kleben sich bei Minusgraden auf die Straße, nehmen

erfrorene und verletzte Körperteile in Kauf, um die Dringlichkeit der Klimakrise sichtbar zu machen. Andere gehen noch weiter, sie treten in den Hungerstreik und riskieren ihr Leben, etwa aus Protest gegen unzureichende Klimapläne oder in Solidarität mit der in Ungarn inhaftierten Antifaschist*in Maja T. Weltweit flechten sich Flinta* die Haare, schneiden oder rasieren sie sich ab, um auf geschlechtsspezifische Gewalt aufmerksam zu machen.

Körperlicher Protest kehrt Machtverhältnisse um: Wenn Flinta* sich die Haare abrasieren, entziehen sie sich normativen Vorstellungen von weiblicher Schönheit. Oberkörperfreie Aktionen setzen ein Zeichen gegen patriarchale Kontrolle über den weiblichen Körper – und die ist allgegenwärtig. Staaten regulieren Körper: durch Gesetze zu Nacktheit, Reproduktion, Ge-

Weltweit setzen Menschen ihre Finger, Füße, Brüste, Haare, Vulven, Lippen, Stimmen, Augen und Herzen ein, um Widerstand zu leisten

schlechtsidentität ebenso wie durch Normen von Schönheit, Anstand und Geschlechterrollen. Das Ziel: Disziplinierung. Das gilt vor allem für den weiblichen Körper. Narben, Dehnungsstreifen, Menstruation, Schwangerschaft, Alter – alles, was nicht makellos ist, wird abgewertet.

Weibliche und queere Körper stehen unter Dauerbeobachtung. Sie werden verglichen, bewertet, kommentiert und öffentlich diskutiert. Die Devise: anpassen, gefallen, wenig Raum einnehmen. Im Patriarchat wird Flinta*-Personen von klein auf beigebracht, sich durch den „male gaze“ zu betrachten, den männlichen Blick, sich auf Abweichungen und Fehler zu prüfen – und auf Sexualisierbarkeit.

Das Spiel ist nicht zu gewinnen. Was Flinta* Vorteile verspricht, wird ihnen zugleich zum Nachteil. Als attraktiv gelesene Flinta* profitieren nachweislich in bestimmten Bereichen, etwa auf dem Arbeitsmarkt oder im Gesundheitswesen. Gleichzeitig wird ihnen mehr Irrationalität, Emotionalität und Schwäche zugeschrieben. Von Flinta* wird erwartet, Kinder zu bekommen – nur um sie im Anschluss für ihre „imperfekten“ Körper zu beschämen.

Die Folge sind Flinta* mit brüchigem Selbstwert, die allzu oft gesellschaftliche Erwartungen über das körperliche Wohlbefinden stellen – und dafür einen hohen Preis zahlen. Ein liebevolles Verhältnis zum eigenen Körper ist eher die Ausnahme, Entfremdung oder Dissoziation vielmehr die Regel. Die Schauspielerin Karoline Herfurth brachte diesen Verlust an Selbstwahrnehmung auf den Punkt, als sie fragte: „Woher soll ich nach zwanzig Jahren in einem von dieser Kultur geprägten Frauenkörper noch wissen, wo meine Grenze ist?“

Solidarität beginnt dort, wo diese strukturelle Dauerbewertung und Kontrolle über den weiblichen Körper thematisiert wird, die Spuren

nicht individualisiert werden und Flinta* aufhören, sich für das zu schämen, was ihnen widerfährt. Die Gewaltgeschichten weiblicher Körper dürfen nicht verschwiegen oder weggelastet werden. Die Geschichten, die diese Körper tragen, sind politisch. Die Abwertung „unproduktiver“ oder als defizitär gebrandmarkter Körper ist kein Zufall, sie ist ein elementarer Baustein patriarchaler, faschistischer Ideologie – von den Nazis bis zur AfD.

Doch Björn Vedder gibt Hoffnung. Der Philosoph zeigt, dass nicht nur Gesellschaft und Normen Körper formen, sondern ebenso Körper die Gesellschaft gestalten. Wenn wir es also schaffen, unser Körperbild

zu verändern – Stichwort Body Neutrality –, öffnen wir Raum für mehr Solidarität. Feministische Schwesternschaft entsteht jedoch erst, wenn Flinta* ihre Daseinsberechtigung nicht länger primär ihrer Attraktivität zu verdanken haben, wenn sie dem Druck, wenig Raum einzunehmen, widerstehen und wenn unsere Mütter ohne Scham über ihre eigenen Verletzungen sprechen. Solidarität wird schließlich erst dann gelingen, wenn wir solidarisch sind mit dem eigenen Körper. Wenn wir ihn als Freund*in wahrnehmen, seine Signale erkennen und ernst nehmen.

Also, Schwestern, fragt doch mal eure Hände und Herzen, wie es ihnen heute geht.

Anzeige

Dossier

Mit Sicherheit – nicht?

© Melanie Gandyra, Luisa Störmer und Eva Wunsch

Wessen Sicherheit ist in den aktuellen politischen Debatten eigentlich gemeint?

Dieses Dossier sammelt Beiträge, die mit feministischen Ansätzen den verengten sicherheitspolitischen Diskurs herausfordern. gwi-boell.de/mit-sicherheit-nicht

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
Gunda Werner Institut
Feminismus und Geschlechterdemokratie

[f](https://www.facebook.com/gwi_feminismus) [@gwi_feminismus](https://www.instagram.com/gwi_feminismus)
[gwi-boell.de](https://www.gwi-boell.de)

Vom Netz auf die Straße und zurück

Das Internet kann ein wunderbarer Ort für feministische Solidarität sein. Eine Handlungsanweisung

H*i, ich wollte dich fragen, ob du Lust auf ein Treffen hast, wo du mir in die Eier trittst und ich dir Geld dafür gebe.“ Diese Nachricht schickt mir ein fremder Mann. Als ich sie anonymisiert auf meinem Social-Media-Profil teile, erhalte ich einen ganzen Schwall von Solidaritätsbekundungen. Es sind unterstützende Nachrichten, die meine Wut, meinen Ekel und die fast zur Floskel verkommene Erkenntnis teilen: Einem Mann wäre das nicht passiert. Der Rückhalt, die feministische Solidarität, die ich bekomme, hilft. Das Internet kann ein wunderbarer Ort für feministische Gemeinschaft sein.*

Doch wo feministische Solidarität das Ziel ist, ist sie nicht zwingend auch das Ergebnis – oder das einzige Ergebnis.

Wer kann sich schon die Kommentarspalte eines Beitrags – sagen wir mal – zum feministischen Kampftag vorstellen, in die sich nicht haufenweise Männer selbst einladen, um zu fragen, wann denn endlich ein Männertag eingeführt wird. Wer kann sich eine Kommentarspalte vorstellen, in der sich nicht sofort ungefragt Menschen einfinden, die Solidarität zeigen, sondern die Debatte sabotieren.

Es gibt natürlich einen Männertag und die Opferrolle von Nicht-Feminist:innen ist selbstkreiert. Für diese Opferrolle findet man in der digitalen Welt allerdings leicht Unterstützung. Wo sich Feminist:innen organisieren können, um gemeinsam gegen Sexismus auf die Straße zu gehen, können sich auch Sexist:innen finden. Sie können sich gegenseitig den letzten Zweifel nehmen, ob ihre Ansichten falsch sind und sich gegenseitig noch tiefer in den Hass gegen alles Nicht-Männliche hineinziehen.

Das könnte uns egal sein, wenn es Gewaltspiralen ins Reale hinein nicht geben würde. Denn Hasskommentare sind ja nur die Spitze des Eisbergs und sie allein sind für die meisten FLINTA* wahrscheinlich nicht mehr das, was sie nachts wach hält.

Der Austausch über Gewaltfantasien gegen Frauen und Queers bis hin zu Tipps, wie man diese am besten umsetzen kann, ist kinderleicht im Netz. Die Journalistinnen Isabell Beer und Isabel Ströh zum Beispiel deckten in einer Investigativ-Reportage ein Vergewaltiger-Netzwerk auf der Messaging-Plattform Telegram auf. Im entsprechenden Chat sprachen Männer darüber, welche Betäubungsmittel sich eignen, um Frauen zu missbrauchen, und planten gemeinsam schwerste sexualisierte Straftaten.

Auch die Vergewaltigungen der Französin Gisèle Pelicot durch mindestens fünfzig verschiedene Männer wurden vom Haupttäter, ihrem mittlerweile geschiedenen Ehemann, über das Internet organisiert.

Wie kann man sich darüber freuen, dass man im Netz leicht und wunderbar feministische Gemeinschaft erfahren kann, wenn die männliche Gewaltbereitschaft das Ruder in gleichem Maße wieder herumreißt?

Zum Glück gibt es konstruktivere Arten des Umgangs damit, als zu verzweifeln und dem Internet für immer zu entsagen. Zum Beispiel einen feministischen Internet-Spa-Day.

Als 1910 auf der Internationalen Konferenz Sozialistischer Frauen der internationale feministische Kampftag eingeführt wurde, war die Idee, Frauen ein selbstbestimmteres Leben zu ermöglichen. Sie sollten mehr Autonomie über das eigene Leben gewinnen. In einem System zu leben, das insgesamt nach rechts rückt, macht feministisches Sein und feministische Räume auch im Internet verwundbar. Also müssen wir dort gleichzeitig Lautstärke und Selbstfürsorge üben, so wie wir es auch auf der Straße tun. Deshalb sage ich dir jetzt, was du am feministischen Kampftag machst:

1. Du schaust dir keine Videos von Männern an. Jeder Typ, egal worüber er spricht, wird heute weggescrollt. Männer hören ständig nur ihresgleichen zu. Davon können FLINTA* sich inspirieren lassen.
2. Keine Musik, keine Podcasts, keine Bücher von Männern. Klingt radikal, weil es das ist.
3. Beiträge von FLINTA*, die dir in deine Social-Media-Kanäle gespült werden, bekommen von dir Likes und Kommentare. Egal, ob explizit politisch oder nicht.
4. Am Kampftag bekommen deine Lieblingspodcasterinnen eine positive Rezension.
5. Beim kleinsten Anzeichen, dass dir dein Medienkonsum gerade nicht gut tut, machst du dein Handy aus. Am feministischen Kampftag musst du dich nicht mit News beschäftigen, bis dein Nervensystem Alarm schlägt.

Annika Reiß

... Lupita lebt in Long Beach, Kalifornien, und hat sich auf die Begleitung von Frauen nach einem Schwangerschaftsabbruch spezialisiert. Hier legt sie ihren Kopf an die Schulter ihrer Mutter Hilda. Das kann sinnbildlich für die Weitergabe von Wissen zwischen den Generationen stehen ...



AcompañantAs, Mahé Elipe, Mexiko/USA (2/8)

Den Wandel herbeiführen

Millionen Menschen haben keinen Zugang zu sicheren Schwangerschaftsabbrüchen. Deshalb braucht es internationale, zivilgesellschaftliche Netzwerke

Von Johanna Treblin

Einen eigenen Fonds gibt es nicht, Unterstützung für die Initiative von My Voice My Choice hat die EU-Kommission aber zugesagt. Über 1,2 Millionen Unterschriften hatte die Bürgerinitiative gesammelt, für einen sicheren Zugang zu Abtreibungen in der gesamten EU. Im Dezember hatte das EU-Parlament beschlossen, die Forderung zu unterstützen. Die Mitgliedsstaaten sollten finanzielle Mittel bekommen, um sichere Abtreibungsbehandlungen für alle zu gewährleisten. Doch die EU-Kommission hat Ende Februar entschieden, keine Extragelder zur Verfügung zu stellen. Die Mitgliedsstaaten dürfen aber Gelder aus bestehenden Sozialfonds dafür verwenden. Für die Initiatorinnen von My Voice My Choice ist das schon ein Erfolg.

Frankreich, Schweden und die Niederlande haben die liberalsten Abtreibungsgesetze in der EU. In Deutschland sind Schwangerschaftsabbrüche zwar illegal, aber unter bestimmten Voraussetzungen in den ersten drei Monaten straffrei. Vor allem Polen und Malta haben sehr restriktive Abtreibungsregelungen. Das will My Voice My Choice nicht länger hinnehmen – als Teil eines internationalen Netzwerks an Initiativen.

Von Behandlungen auf offener See ...

Weltweit sind laut dem UN-Bevölkerungsfonds etwa die Hälfte aller rund 240 Millionen Schwangerschaften ungewollt. Über 60 Prozent der ungewollten Schwangerschaften enden mit einem Abbruch, und schätzungsweise 45 Prozent aller Abtreibungen sind unsicher. Bei diesen

Eingriffen sterben jährlich zwischen 30.000 und 40.000 Schwangere. In den 27 EU-Ländern haben etwa 20 Millionen Menschen keinen Zugang zu sicheren Abtreibungen.

Hier kommen die solidarischen Netzwerke ins Spiel. Neben My Voice My Choice zum Beispiel die Organisation Women on Waves. Die Gruppe wurde 1999 von der niederländischen Ärztin Rebecca Gomperts gegründet. Anfangs – daher der Name – ermöglichte Women on Waves Abtreibungen auf offener See. Men-

„Uns eint die Überzeugung, dass jede schwangere Person das Recht auf Selbstbestimmung haben sollte“

Ciocia Basia, ein feministisches Kollektiv

schen aus Ländern, in denen Abbrüche illegal waren, wurden auf internationalen Gewässern behandelt. Denn an Bord des niederländischen Schiffes galt niederländisches Recht, das Abtreibungen erlaubte.

Bis zu ihrem Ende 2017 dienten die Schiffstouren nicht nur der praktischen Hilfe, sondern auch als öffentlichkeitswirksame Aktionen, um das Thema in die Medien zu bringen und Druck auf Regierungen zu machen. „Wir schauen immer, welche Maßnahmen die größten Veränderungen bewirken können“, sagt Gomperts der taz.

Denn Women on Waves versteht sich in erster Linie als Advocacy-Gruppe, versucht also, politisch Ein-

fluss zu nehmen. Zum Beispiel gegen die restriktiven Abtreibungsregelungen, die seit Donald Trumps erster Amtsperiode Einzug in den USA halten. Im Juni 2022 hatte der dank Trump von Konservativen dominierte Oberste Gerichtshof das 50 Jahre alte Grundsatzurteil Roe v. Wade kassiert. Die Entscheidung von 1973 hatte bis dahin in den gesamten USA das Recht auf Abtreibungen gesichert, in etwa bis zur 24. Schwangerschaftswoche. Die Abschaffung von Roe v. Wade bedeutet, dass die einzelnen US-Bundesstaaten seitdem Schwangerschaftsabbrüche einschränken oder gar verbieten können.

... bis zu Forschung und Onlineversand

Seit 2018 setzt Women on Waves auch auf Forschung. Ziel ist es etwa, zu zeigen, dass die Abtreibungsspillen Mifepriston auch als Verhütungsmittel genutzt werden kann. Anders als die Pille muss man Mifepristone nicht dauerhaft nehmen, das Medikament greift nicht in den Hormonhaushalt ein. Für die Finanzierung von klinischen Tests läuft derzeit ein Crowdfunding auf der Plattform Gofundme. „Vielleicht“, heißt es dort, „werden nicht Pharmaunternehmen, sondern Frauen – und diejenigen, die sie lieben – den Wandel herbeiführen.“

Auch wenn genug Geld zusammenkommen sollte, auch wenn die Tests das erhoffte Ergebnis liefern sollten, wird es wohl auch in Zukunft nichtstaatliche Unterstützung für Schwangerschaftsabbrüche brauchen – so lange, wie Konservative Parlamente und Regierungen dominieren.

Unterstützung, wie sie zum Beispiel die Online-Organisation Women on Web mit Sitz in Kanada leistet. Oder die polnisch-deutsche Initiative Ciocia Basia mit Sitz in Berlin. Ciocia Basia bedeutet auf Deutsch so viel wie „Tante Barbara“, die Organisation wendet sich vor allem an Menschen in Polen. Das „intersektionelle feministische Kollektiv“, wie es sich selbst nennt, vermittelt ungewollt Schwangere an Ärzt*innen in Deutschland. „Uns eint die Überzeugung, dass jede schwangere Person das Recht auf Selbstbestimmung haben sollte. Deshalb helfen wir allen Menschen, unabhängig von ihren Ansichten und Überzeugungen“, schreibt die Gruppe auf ihrer Webseite.

Das Angebot von Women on Web funktioniert ganz einfach: In einer von 14 Sprachen klickt man auf der Webseite der Organisation den Button „Abtreibungsspillen bestellen“ und wird dann durch ein Konsultationsformular geführt. Nach Angabe der Adresse kommt das Medikament per Post. Women on Web hat nach eigenen Angaben über 165.000 Menschen die Abtreibungsspillen geschickt.

Rebecca Gomperts, die auch Women on Web gegründet hat und vom *Time Magazine* als eine der 100 einflussreichsten Menschen des Jahres 2020 ausgezeichnet worden ist, sagt der taz: „Die Zivilgesellschaft wird immer gebraucht werden, um Menschenrechte voranzubringen und die Rechte, die wir errungen haben, zu schützen.“

Nach dem Jein der EU-Kommission zu zusätzlichen Geldern für einen sicheren Zugang zu Abtreibungen in der gesamten EU gilt das umso mehr.



... mit zunehmenden Einschränkungen reproduktiver Rechte hat sich das Netzwerk der Acompañantas über Grenzen hinweg ausgeweitet, insbesondere in den USA und Mexiko. Auf der Straße wird es zur politischen Kraft. Hier steigt bei einer Demo vor dem mexikanischen Parlament grüner Rauch auf ...

AcompañantAs, Mahé Elipe, Mexiko/USA (3/8)

Tanzen, schreien, heilen

Maïmouna Coulibaly erlebte früh sexualisierte Gewalt, in ihrem Schmerz gab ihr das Tanzen Halt. Jetzt schreit und stampft sie mit anderen Frauen unter dem Namen „Booty Therapy“ – denn es hilft, gemeinsam wütend zu sein

Aus Berlin **Waltraud Schwab**

Die Musik setzt ein. Afrikanische Musik, ein urbaner, rhythmischer Sound. Sofort beginnen 15 Frauen im Raum zu schreien, zu stampfen, mit dem Hintern zu wackeln, den Körper zu schütteln wie in Trance. Sie schlagen auf den Boden. Sie rennen und kriechen. Sie gehen auf die Knie, robben und brüllen sich die Seele aus dem Leib. Wer hier gehemmt ist und sich verbietet, laut zu sein, wer Angst hat, etwas falsch zu machen, wer sich für Unperfektes schämt, wird mitgerissen, springt über den eigenen Schatten, reiht sich ein. Die Gruppe, geübt in Ekstase, feuert die Springende an und fängt sie auf. Es ist ein Mittwoch im Februar 2026. Ich springe.

Und meine erste Therapiestunde beginnt. Offiziell ist es ein Tanzkurs, er heißt „Booty Therapy“. Booty von Hintern, von Gesäß, von Po. Und Therapy, Therapie – wie kommt die ins Spiel? „Das ist von den Teilnehmerinnen gekommen“, sagt Maïmouna Coulibaly, die solche Kurse seit mehr als 30 Jahren anbietet. „Angefangen habe ich mit extrovertiertem, befreiendem Tanz, basierend auf afrikanischen Tänzen.“ Man habe sie gesehen, damals in Paris, und sie gefragt, ob sie unterrichten kann. So habe sich das entwickelt. Weil sie immer schon getanzt hat.

Im Grunde hat das Leben die Booty-Therapie entwickelt. Denn das Tanzen half Maïmouna Coulibaly, sich zu spüren. Tanzend fühlte sie sich akzeptiert, bewundert sogar. Tanzend konnte sie den Schmerz ihres Lebens ertragen. Und als sie ihr Können weitergab, sagten die Teilnehmerinnen ihrer Kurse, es sei wie Therapie. Mit der Zeit verselbständigte sich der Begriff. Seit etwa 15 Jahren heißen die Kurse auch offiziell „Booty Therapy“. Im Laufe der Jahre haben sich die Kursabläufe stetig verändert. „Es geht dabei nicht um die richtige Technik, den richtigen Hüftschwung, den richtigen Tanzschritt. Vielmehr sollen Gefühle freigesetzt werden. Unterdrückte Gefühle“, sagt Maïmouna Coulibaly.

Der Booty-Therapie-Kurs findet in einem Theaterraum im Hotel Conti-

nental statt, einem selbstverwalteten interkulturellen Projekt in der Nähe des Treptower Parks in Berlin. Mein Einstieg ist hart. Jede soll allein in den Kreis hinein tanzen und mit dem Gesäß wackeln, egal ob zum ersten Mal da oder nicht. Im anfeuernden Geschrei der anderen wird das Ungelenke mit Zuspruch belohnt.

So geht es in rasendem Tempo weiter. Den Körper durchschütteln im Stehen, im Lauf, im Knien, im Liegen. Die Hüften, der Hintern müssen locker werden, wenn sie locker sind, wird aller Stress, alle Trauer, alles Unglück, all die traumatischen Situationen, die jemand erlebt hat, herausgeschüttelt. Das ist die Idee. Als Empirie dient, was Teilnehmerinnen im Laufe der 30 Jahre, die Maïmouna Coulibaly ihre Booty Therapy schon anbietet, berichtet haben. Oder was sie am Ende des Kurses an diesem Mittwoch sagen werden, gefragt, wie sie sich fühlen: Befreit. Leicht. Erschöpft. Voller Energie. Angeregt. Ruhig. Mit den anderen verbunden.

„Ich will das Unaussprechbare aussprechen, um anderen Frauen Mut zu machen“

Maïmouna Coulibaly,
Booty-Therapeutin

Aber so weit ist es noch nicht. Der Kurs hat gerade erst angefangen. Für die Neuen erklärt Coulibaly ein paar Dinge. Dass Frauen vielfach sexualisierte Gewalt erlebt haben. „Ich wurde mit drei Jahren genital verstümmelt, ich wurde geschlagen, ich wurde vergewaltigt“, sagt sie. „Als Schwarze Frau habe ich vielfach Rassismus erlebt.“ Es sind auch diese traumatischen Erfahrungen, die im Körper angesammelten Verletzungen, von denen die Booty-Therapie befreien soll. Es geht darum, loszulassen. Körperliche Reaktionen inbegriffen. Es sei schon vorgekommen, dass Frauen in ihren Kursen kotzen mussten, sagt Coulibaly. Damit

sich die Teilnehmerinnen auch in solchen Situation getragen fühlen, sei es wichtig, dass ein Gemeinschaftsgefühl entsteht. Dass keine Störungen von außen kommen.

Und dann sagt Coulibaly: „Das hier ist ein Safe Space für FLINTA und BI-PoC“. Sie schreit F in den Raum. Die Teilnehmerinnen antworten: „female“. „L“ schreit Coulibaly. „Lesbian“, antwortet der Chor.

„I“
– „inter“
„N“
– „non-binär“
„T“
– „trans“
„A“
– „a-sexuell“
„BIPoC“
– „Black, Indigenous and People of Color“

Es ist eine Selbstvergewisserung. Später wird Maïmouna Coulibaly erzählen, dass sie früher auch Männer, wenngleich wenige, in den Kursen hatte. Aber die Teilnehmerinnen sagten ihr, dass sie sich unwohl fühlen, wenn Männer dabei sind. „Wir setzen uns hier mit sexualisierter Gewalt auseinander und da sind Männer, die schauen uns so an.“ Das hätte bei ihr zum Umdenken geführt. Wie sie überhaupt sehr viel von den Frauen gelernt habe, die an ihren Tanzkursen teilnahmen.

Teilnehmerinnen nämlich hätten sie einmal mitgenommen zu einem Selbsthilfetreffen von Frauen mit Gewalterfahrung. „Da erzählte dann eine Frau, sie sei vergewaltigt worden“, sagt Coulibaly. Eine andere, sie sei geschlagen worden von einem Mann, wieder eine andere habe Mobbing erfahren, und eine Vierte sei genital verstümmelt worden. „In meinem Leben habe ich all das selber erlebt“, sagt Coulibaly.

Lange habe sie gedacht, diese Art der Gewalterfahrung sei normal. Alle Frauen erleben das. Sie erzählt auch, was viele, vor allem missbrauchte Kinder, die sexualisierte Gewalt erfahren, sagen. Dass es sich so anfühle, als ob etwas in ihnen ist, das die Übergriffe auslöst. Dass die Schuld also bei ihnen liege. „Dabei muss die Scham doch die

Seite wechseln“, denke ich in diesem Moment. Es sind die Worte von Gisèle Pelicot, die jahrelang von ihrem Mann unter Drogen gesetzt und missbraucht wurde.

Das Einzige, was Maïmouna Coulibaly schon als junger Frau half, sich frei zu fühlen, war der Tanz. Er verschaffte ihr Luft, in ihm fühlte sie sich geborgen, in der Bewegung konnte sie auch schlimme Erfahrungen verarbeiten.

Coulibalys muslimische Eltern waren aus Mali nach Frankreich migriert. Sie wuchs als vierte von neun Schwestern und einem Bruder auf, in Grigny, einer Vorstadt von Paris. Sie ist der laute Typ, der extrovertierte. Mit drei Jahren wird sie nach Mali geschickt zu ihren Verwandten. Ein Jahr lebt sie dort. Zurück in Frankreich, wählt sie schon in der Schule das Fach Drama, später studiert sie es, inszeniert Stücke. Ihr liebstes: Eine Adaption von Toni Morrisons Roman „Sula“. „Weil es um Gewalt, Stigmatisierung, Freundschaft und Schuld geht“, sagt Coulibaly.

Im Booty-Therapie-Kurs gibt es einen Moment, in dem die Gruppe geteilt wird. Die eine Hälfte steht mit dem Rücken zur Bühnenwand. „Denkt an eine Erfahrung, die euch verletzt hat“, sagt Maïmouna Coulibaly. „Etwas, das nicht gut war.“ Es folgt der einzige Moment der Stille. Er dauert nicht lang. Denn kurz danach beginnt die andere Hälfte der Gruppe zu schreien. Laut. Wirklich laut. Sie schreien den Schmerz der anderen Gruppe heraus. Sie schreien für die Frauen, die an schmerzhaftes Erinnerungen denken. In ihrer Vorstellung schreien sie die, die die Schmerzen verursacht haben, die Täter, nieder. Minutenlang schreien sie für ihre Schwestern.

Und dann wechselt die Gruppe. Jetzt bin ich bei den Schreienden. Ich gebe alles. Um den Schmerz der anderen in Wut, Kraft und Widerstand zu verwandeln. Es fühlt sich magisch an.

Später beim einem Gespräch im Café sage ich Maïmouna Coulibaly, dass mich dieser Moment am stärksten berührt hat. Dass mir das Schreien gefallen hat. „Schreien, laut sein, Gefühle herauslassen in aller Öffentlichkeit, das wird nicht gerne gesehen“, sagt sie. Und

fügt hinzu: „Wären da nicht all die Normen und Einschränkungen, ich würde vielleicht hier im Café zur Musik tanzen, ich würde auf die Menschen zugehen, mit ihnen ins Gespräch kommen. Aber ich tue es nicht.“ Wolle man wirklich aus sich herausgehen, müsse man sich ständig die Frage stellen, wie man auf andere wirke.

In den Booty-Therapie-Klassen stellt sich diese Frage nicht. Im besten Fall gibt es die Gemeinschaft. Coulibaly tut einiges, damit Zusammenhalt entsteht. Sie organisiert Flashmobs, wie am diesjährigen Frauentag in Berlin.

2018 ist sie mit ihren Töchtern hergezogen. Der Liebe wegen. Einer Liebe, die nicht hielt. Beim Karneval der Kulturen in Berlin sind ihre Kursteilnehmerinnen regelmäßig dabei. In jedem Kurs wird auch die Choreografie dafür geübt. Auf der Straße ist Booty Therapy mehr Show. Anders als im geschützten Raum, wenn die Frauen unter sich sind. Trotzdem wurde die Gruppe beim Karneval der Kulturen letztes Jahr ausgezeichnet: „Booty Therapy hat uns gezeigt, wie Tanz zu einem Ausdruck von Empowerment und politischem Bewusstsein werden kann“, heißt es in der Begründung der Jury.

Fragt man Coulibaly, warum sie in ihren Kursen ausspricht, dass sie Traumata und sexualisierte Gewalt erlebt hat, antwortet sie: „Ich will das Unaussprechbare aussprechen, um den Frauen, die in meine Kurse kommen, Mut zu machen.“ Denn: „Es ist nicht normal, dass wir Gewalt erleben, weil wir Frauen sind.“

Meist bleiben Frauen, die Feuer gefangen haben, zwei bis drei Jahre bei der Booty-Therapie. Es gehe ihr nicht darum, die Teilnehmerinnen an sich zu binden, sagt Coulibaly, „sie müssen ihre eigenen Wege finden“. Manche werden selbst Kursleiterinnen.

„Wie war es“, fragt mich eine Teilnehmerin am Ende der Stunde. „Anstrengend“, sage ich. Ich bin doppelt so alt wie die anderen Teilnehmerinnen. Und trotzdem fühle ich mit ihnen verbunden. „Das liegt daran, dass wir eine Gemeinschaft sind“, antwortet sie. Bei der Booty-Therapie habe sie echte Freundinnen gefunden.

Wortkunde

cis ist, wer sich mit dem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht identifiziert, **trans** ist das Gegenteil. **endo** ist, wessen Körper, gemäß einer medizinischen Norm der Zweigeschlechtlichkeit, einem Geschlecht zugeordnet werden kann. Die Körper von **inter** Personen entsprechen diesen Normen nicht.

agender: Personen identifizieren sich mit keinem Geschlecht.

TIAN: trans, inter, agender und nichtbinär. Es gibt weitere Varianten wie ANTI und TINA. Manchmal auch nur TIN.

BIPOC: Black, Indigenous and People/ Person of Color.

... Mahé Elipes
Bilder zeigen
auch grüne
Haarbänder,
die Frauen
miteinander
verbinden ...



AcompañantAs, Mahé Elipe, Mexiko/USA (4–5/8)

Eine unsolidarische Mogelpackung

Flinta* als Konzept ist gescheitert. Wir müssen die Frage nach sichereren Räumen neu beantworten, denn es gibt Alternativen. Lasst uns gemeinsam ausprobieren, scheitern, neu probieren!

Von Felix Bouché und Pauli Höffner

Du öffnest langsam die Tür an der ein Stück Papier mit der Aufschrift „Flinta*“ klebt. Ein paar Köpfe drehen sich zu Dir, einen Moment lang ist es mucksmäuschenstill. Jemand sagt: „Sorry. Der Raum ist nur für Flinta*.“ „Ja“, sagst du. „Deshalb bin ich hier.“ – „Wir wollen hier heute unter uns sein.“ Die Idee „Flinta*“ ist gescheitert. Sie ist eine unsolidarische Mogelpackung geworden. Eine Tür, auf der steht, dass Frauen, Lesben, inter, nicht-binäre, trans und agender Personen sich wohlfühlen dürfen, die aber in einen Raum führt, in dem oft vor allem Wohlfühlen für cis Frauen drin ist. Einer, in dem die anderen dann häufig doch nicht so sicher sind. Wer hat Lust auf die Flinta*-Date-Night mit Alice Schwarzer und J. K. Rowling? Wir nicht. Grrrls, Boys, Theys – let’s do better.

Das deutsche Akronym FLINTA (oder Flinta*) soll all jene Personen benennen, die aufgrund ihrer Identität patriarchal diskriminiert werden. Da patriarchale Gewalt von cis endo Männern ausgeht – so die Theorie – soll das Akronym sie ausschließen und so Räume von patriarchaler struktureller Gewalt befreien. Solche Schutzräume braucht es, aber nur wenige sind wirklich sicher. Ableismus, Rassismus, Fettfeindlichkeit und Zweigeschlechtlichkeit, mit denen viele Menschen im Flinta*-Akronym täglich zu kämpfen haben, werden oft vernachlässigt. Und nein, das war keine vollständige Aufzählung. Die heutigen Flinta*-Räume sind Nachfolger*innen der Frauen- und FrauenLesbenräume der 1970er, die während der 1990er und 2000er Jahre zu Flit-Räumen wurden. Notwendig als Schutz vor patriarchaler Gewalt, beerben sie die deutsche feministische Bewegung, die lange eine reine cis Frauenbewegung war und schreiben gleichzeitig ihre Prinzipien des Ausschlusses fort. Denn anders als die queere Progress Flag, der explizit braune und Schwarze Streifen hinzugefügt wurden, um Erfahrungen von Schwarzen Menschen und Persons of Color sichtbar zu machen, hat Flinta* nie eine vergleichbare Einladung ausgesprochen. Angenommen, wir einigen uns trotzdem darauf, dass es für Flinta*-Men-

schen empowernd ist, gemeinsam in einen Topf geworfen zu werden: Die Probleme fangen spätestens da an, wo der Topf zur Party wird und dir jemand die Flinta*-Tür vor der Nase zuschlägt. Denn Flinta* ist zum generischen Femininum geworden. Für viele Menschen steht es mittlerweile eher für „irgendwie weiblich“ oder „ohne (cis) Männer“, obwohl das ein Widerspruch in sich ist. Denn inter und trans Männer existieren, manche inter Männer sind cis und keiner von ihnen ist „irgendwie weiblich“.

Wer hat Lust auf die Flinta*-Date-Night mit Alice Schwarzer und J. K. Rowling? Wir nicht. Grrrls, Boys, Theys – let’s do better

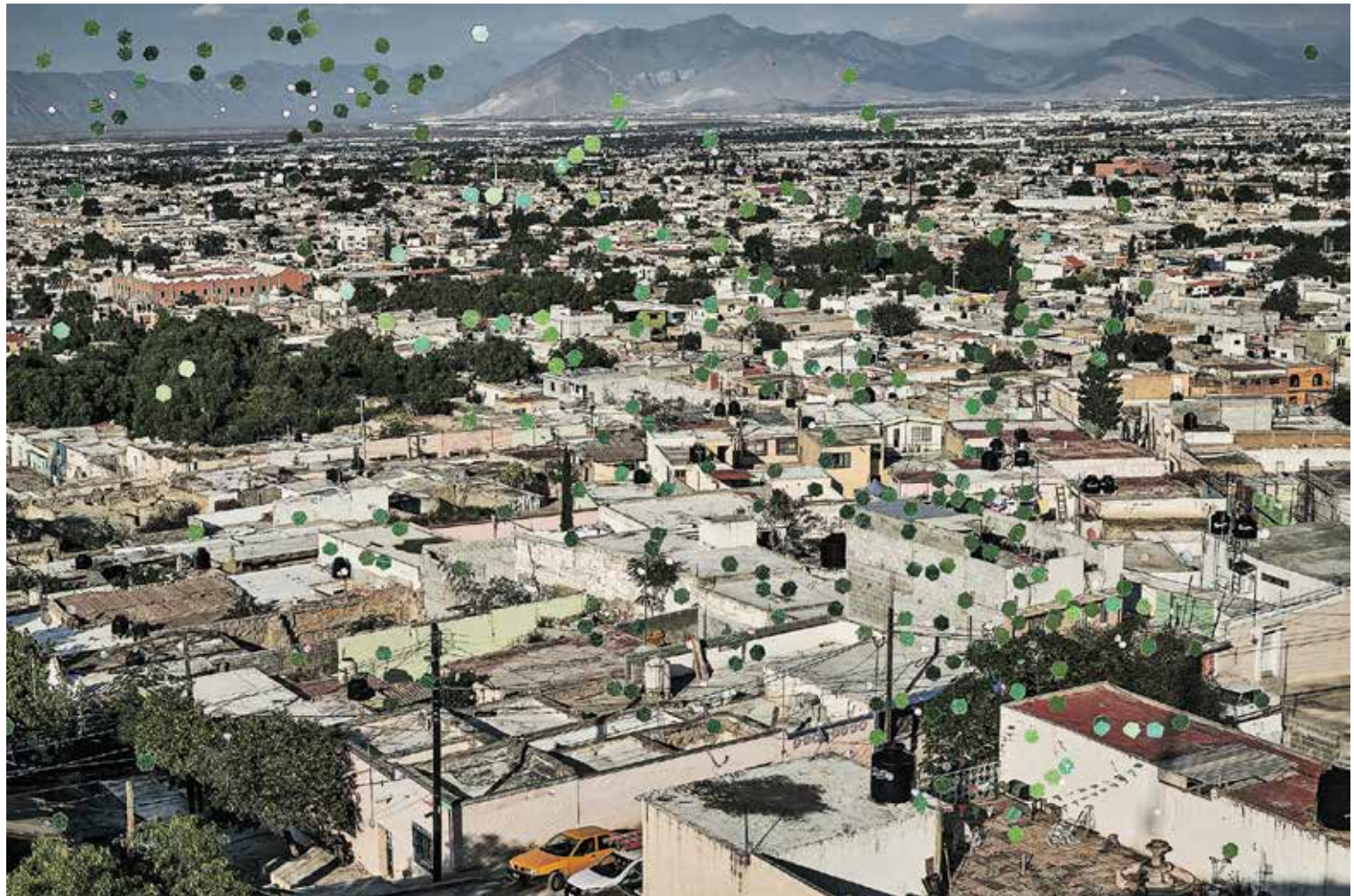
Aber alles, was als „irgendwie männlich“ wahrgenommen wird, führt in der Praxis von Flinta*-Räumen gerne mal zu Misstrauen, komischen Blicken, vielleicht sogar zur Aufforderung, die Party – oder den Demoblock – zu verlassen. Wie groß muss die Kreole sein, damit die Schwelle zwischen „Typ“ und „Flinta*“ als überschritten gilt? Wie groß muss der Tunnel eines trans Typs sein, damit ihm beim Eintritt in die Bar nicht laut „Das hier ist eine Flinta*-Party!“ zugerufen wird? Wie dicht muss der Schnauzer einer nichtbinären Person sein, damit gefragt wird: „Was sind eigentlich deine Pronomen?“ Wie viele Marker von Weiblichkeit braucht eine Frau an der Tür, damit sie sich nicht zwangsouten oder bei der Demo im Supporter-Block mitlaufen muss? Und muss ein inter Mann sich fragen, ob er eigentlich als Mann oder „nur“ als Mann light wahrgenommen wird, wenn von der Bühne „endlich ein Abend ohne Menners!“ gerufen wird?

Wer dauernd die Erfahrung macht, das eigene Geschlecht beweisen zu müssen, geht entweder einfach gar nicht zur Party oder beugt sich dem Druck, einer engen Vorstellung von Geschlecht zu entsprechen. Gar nicht mal so feministisch, oder?

Für viele Menschen bedeutet Flinta*-Only ein automatisches Outing als agender, inter, nichtbinär oder trans. Das kann okay sein und sich selbst sichtbar zu machen auch mal empowernd. Gleichzeitig bedeutet ein drohendes Outing, ein Stück weit die Kontrolle zu verlieren. Und das in Räumen, in denen Menschen sich eigentlich von dem ganzen normativen Mist da draußen erholen sollten. Zur Erinnerung: Geschlecht lässt sich weder bei trans noch bei cis Menschen, weder bei inter noch bei endo Menschen verlässlich von Äußerlichkeiten ableiten. And don’t even get us started mit „weiblich gelesen“. Der Begriff wird oft und analog mit Flinta* verwendet, wenn Menschen eigentlich „Frau“ sagen wollen. Menschen oder ganze Gruppen pauschal und kontextlos als „weiblich gelesen“ zu beschreiben, als wäre es eine Identität, bleibt aber eine Fremdzuschreibung und damit gewaltvoll. Es gibt nun mal Menschen, die mit deiner Vorstellung ihrer Geschlechtlichkeit lieber nicht konfrontiert werden wollen. Die Vorstellung, dass nur Frauen unter dem Patriarchat leiden (ernsthaft, wer leidet da eigentlich nicht drunter?) und es mit einem Feminismus, der nur auf Geschlecht fokussiert ist, getan ist, ist weit verbreitet. Auch in der taz, wo bis ins Jahr 2025(!) am feministischen Kampftag eine „frauentaz“ erschienen ist, keine „feministaz“. So kann es nicht weitergehen. Wir müssen Flinta* als Konzept aussortieren und die Frage nach sichereren Räumen neu beantworten. Denn es gibt Alternativen. Wer jetzt aber glaubt, hier werden Lösungen serviert, die Top-Down umgesetzt werden können, geht bitte zurück ins Patriarchat. Lasst uns gemeinsam ausprobieren, scheitern, neu probieren, wieder scheitern und die Inklusionsarbeit machen, die bisher zu sehr vernachlässigt wird. Nicht cis Frauen sind das Problem, sondern eine feministische Bewegung, die keine Lust hat, sich selbst infrage zu stellen. Es kann sich gut anfühlen, sich als Teil einer progressiven Avantgarde zu sehen. Wer aber die eigenen Annahmen nicht infrage stellen und einreißen

kann, verbaut sich viele tolle kämpferische und euphorisierende Momente der Solidarität und des Verbundenseins (Looking at you J. K. Rowling und Alice Schwarzer). Und wer cis endo Männern immer nur auf biologistische Art zuschreibt, dass sie die einzig wahren Unterdrücker seien, nimmt sie aus der Verantwortung, ihr eigenes Handeln zu hinterfragen. Neue Konzepte abseits von „Flinta*-Only“ können grob in zwei Richtungen gehen und sind an vielen Orten auch schon gelebte Praxis: Einerseits den Kreis der Eingeladenen verändern. Und sich andererseits über gemeinsame Werte zu definieren und sie zu hinterfragen, statt Orte nur umzubenennen. Anders einladen als bisher • Manchmal sind Schutzräume für bestimmte Themen notwendig, aber dann lasst sie uns präziser machen: Zum Beispiel der „Yogakurs für queere BIPOC Personen“, der „TIAN Empowerment Workshop für Umgang mit trans- und interfeindlicher Gewalt“, oder die „Saunazeit für Menschen, die von *fat-shaming* betroffen sind“. So ist allen klar, wer eingeladen ist und warum. • Ehrlich sein: Wenn ihr wirklich einen Motorsägen-Kurs nur für cis Frauen wollt, dann macht das doch einfach, nennt ihn so und habt Spaß dabei. • Marginalisierte Leute voranstellen: Das Akronym TINFLAQ zeigt Menschen, dass ihr euch Gedanken gemacht habt. Besonders jenen, die euren „Flinta*-Flyer ansonsten seufzend aus der Hand gelegt hätten, weil sie immer wieder die Erfahrung gemacht haben, dabei mitbenannt aber nicht mitgemeint zu sein. Der „queerfeministische Basketballtreff“, der sich als „cis-friendly“, „endo-friendly“ und „hetero-friendly“ labelt, dreht den Vibe um, ebenso wie die Frage, wer sich selbstverständlich sicher fühlen darf. • Kreise weiten: Die Einladung an „Frauen und Queers“ oder auch „Queers und Friends“ – und ja, das heißt, cis

endo Männer sind dann auch dabei – bietet mehr Menschen den Raum teilzunehmen, ohne sich rechtfertigen zu müssen. Sie definiert aber Sicherheit trotzdem nur über Geschlecht und Sexualität und gibt beispielsweise von Rassismus betroffenen Menschen keine Infos darüber, ob der Ort nicht total von weißen Menschen dominiert ist. Gemeinsame Werte und Inklusion • Marginalisierte Perspektiven ernst nehmen: Wie viele Organisator*innen einer Flinta*-8.-März-Demo haben sich schon mal gefragt, was inter Personen brauchen, um sich sicher zu fühlen? Das gilt übrigens auch für TIAN-Aktivismus, wo die Perspektiven und Erfahrungen von inter Personen oft von nichtbinären endo Menschen vereinnahmt und manchmal auch instrumentalisiert werden. Etwa wenn Personen die Variationen von biologischem Geschlecht argumentativ nutzen, um Rechte für nichtbinäre Menschen (auf dem Rücken von inter Personen) zu erkämpfen, ohne inter Perspektiven und Forderungen ernsthaft zu zentrieren. • Alle Menschen einladen, aber marginalisierte Erfahrungen zentrieren, egal ob bei allen oder nur einigen Veranstaltungen des Lesekreises: Zum Beispiel die von Schwarzen Queers oder von Sexarbeiter*innen. Das tut allen gut. Und wer das nicht gut findet, soll nicht dazu kommen. • Klar machen, welches Verhalten cool ist und welches nicht: „Bei diesem Brunch haben wir keine Lust darauf, dass Körper und Essverhalten kommentiert oder bewertet werden, oder das Essen in gut und böse eingeteilt wird.“ • Gewaltvolles Verhalten nicht an Geschlecht festmachen, aber trotzdem was dagegen sagen: „Fiese Macker*innen aller Geschlechter sind nicht willkommen.“ • Einen Vertrauensvorschub geben: Erst mal sind alle Menschen willkommen, aber wer sich übergriffig oder gewaltvoll benimmt muss gehen.



... und grünen Glitzer, den sie über mexikanische Städte streut. Grün ist die Farbe der Marea Verde, der feministischen grünen Welle, die ab 2003 von Argentinien aus über die Amerikas schwappte ...

„Ich sag Bescheid, was ich brauche“

Seit ihrem Unfall ist die ehemalige Leistungssportlerin Elisa Chirino auf viel Unterstützung angewiesen. Sie erfuhr Solidarität, aber lernte auch, dass diese nicht für alle selbstverständlich ist

Interview **Manuela Heim**

taz: Welche Rolle spielt Solidarität in Ihrem Leben, Frau Chirino?

Elisa Chirino: Den Begriff verwende ich kaum. Das liegt wahrscheinlich daran, dass ich Solidarität eher als Gefühl wahrnehme. Vor allem in meiner Community.

taz: Wer ist Ihre Community?

Chirino: Andere Betroffene. Die meisten habe ich während der langen Krankenhauszeit nach meinem Unfall kennengelernt, viele auch über Social Media. Da gibt es ein so offenes Miteinander und ich fühle mich direkt verstanden. Ein bisschen zähle ich auch die Therapeuten dazu – die sind zwar nicht selbst betroffen, aber die haben sehr viel Wissen über meine Situation.

taz: Das, was Ihre Community ausmacht, wird vor allem von der Frage nach körperlichen Einschränkungen bestimmt?

Chirino: Ja, das hat sich verändert. Ich habe auch noch Kontakt zu Leuten von früher, aus der Leistungssportbubble. Aber das ist sehr wenig geworden.

taz: Als Spitzensportlerin haben Sie sich vor allem über die Leistungsfähigkeit Ihres Körpers definiert.

Chirino: Ich hatte einen trainierten Körper, über den ich mir keine großen Gedanken gemacht habe. Nach dem Unfall ist dieses Verhältnis zerbro-

chen, ein Teil meines Körpers ist mir fremd geworden und es ist nicht einfach, das anzunehmen.

taz: Bei dem Unfall waren Sie 16 Jahre alt und Ihr Ziel war Olympia. Ein Leben für den Sport.

Chirino: Nachdem der Sport so abrupt aufgehört hat, wusste ich erst einmal gar nicht, wer ich bin. Heute würde ich sagen, mich macht ganz viel aus: Meine Behinderung ist ein Teil von mir, meine Wurzeln in einem anderen Land, die man mir ansieht und auf die ich sehr stolz bin, mein Interesse für Malerei, Design, Mode und natürlich Psychologie. Als Leistungssportlerin gab es nur den Sport und ich hatte gar keine Zeit, nachzuspüren, wer ich noch bin.

taz: Welche Rolle spielt es, dass Sie eine Frau im Rollstuhl sind und kein Mann?

Chirino: Männer im Rollstuhl treten oft stärker auf. Das gilt vor allem für die, die ihren Rollstuhl selbst antreiben und dadurch täglich ihren Oberkörper trainieren. Ich habe das Gefühl, ich bin viel weniger sichtbar. Wenn ich etwas möchte oder brauche, muss ich fast immer fragen. Und weil meistens jemand meinen Rollstuhl schiebt, werde ich nicht einmal selbst angesprochen.

taz: Wie viel Solidarität begegnete Ihnen direkt nach dem Unfall?

Chirino: Meine Trainingsgruppe kam direkt ins Krankenhaus. Auch mein Trainer ist am Anfang noch gekommen. Und es gab ganz viele Solidaritätsbekundungen über Social Media von anderen Turnerinnen, aus Deutschland, aber auch aus Italien und anderen Ländern. Ich weiß noch, dass mich das überrascht und gefreut hat.

taz: Gab es auch Enttäuschungen?

Chirino: Viele von denen, mit denen ich vorher meine gesamte Zeit verbracht habe, sind dann immer weniger gekommen. Außerdem gab es damals eine Spendensammlung für mich

und ein großer Teil des Geldes ist veruntreut worden. Die verantwortliche Person war meinem Trainingsumfeld bekannt und da hätte ich mir mehr Anteilnahme gewünscht. Von einigen Kontakten aus meinem Davor-Leben habe ich mich auch bewusst verabschiedet, weil sie mir nicht gutgetan haben.

taz: Wer sind heute Ihre Verbündeten?

Chirino: Ich habe jetzt Menschen, die in verschiedenen Bereichen meines Lebens präsent sind. Aber meine Familie – das sind die zentralen Verbündeten. Heute habe ich wieder die Kraft, für mich einzustehen und irgendwann auch ohne sie klarzukommen. Aber direkt nach dem Unfall – ich möchte mir nicht vorstellen, wie es ohne sie gewesen wäre. Meine Mutter ist der solidarischste Mensch in meinem Leben.

taz: Wie oft begegnen Sie im Alltag Menschen, die keine Behinderung haben und von denen Sie sich und Ihre Bedürfnisse wirklich verstanden fühlen?

Chirino: Selten. Mir ging es eine Zeit lang sehr schlecht, ich hatte starke Schmerzen, konnte kaum essen und trinken. Und gerade bei Ärzten, die es ja eigentlich wissen müssen, wurde meine Situation zum Teil heruntergespielt. In solchen Situationen fühle ich mich echt am Boden. Auch wenn meine Intimsphäre verletzt wird, vor allem im Krankenhaus.

taz: Würden Sie sich wünschen, die Menschen würden mehr verstehen, was Sie brauchen, und Sie müssten weniger um Hilfe fragen?

Chirino: Das ist schon manchmal nervig. Ich musste das auch erst lernen. Andererseits ist es ja ein Glück, dass Menschen da sind, die man fragen kann. Für mich wäre es so am besten: Ich sag, was ich brauche, das könnt ihr ja nicht wissen. Und ihr kennt an, womit ich zu kämpfen habe, und begegnet mir auf Augenhöhe.

Anzeige

www.womenfairtravel.com

FRAUENREISEN BEWEGEN

nachhaltig
feministisch
aktiv

Nachhaltige Gruppenreisen von Ägypten bis Vietnam und kreative Retreat- & Workshopwochen von Yoga bis Tanz.

Wir rücken Frauen in den Mittelpunkt – als Gestalterinnen, Expertinnen und fair bezahlte Partnerinnen weltweit.

WomenFairTravel
Reisen für Frauen mit Weltblick



Foto: Vanessa Wunsch

Elisa Chirino, Jahrgang 1997, ist seit einem Trainingsunfall 2014 querschnittsgelähmt. Die ehemalige Leistungssportlerin studiert Psychologie an der Freien Universität Berlin.

kampferprobt

„Im Zweifel kämpfen wir mit der Polizei“

Das Leben als Frau auf dem Land, besonders hier in Bundelkhand, in Indien ist hart. Deshalb habe ich zusammen mit anderen Frauen 2006 die Gulabi Gang gestartet. Man erkennt uns an den pinken (auf Hindi: *gulabi*) Saris und Stöcken. Sie geben uns unseren Namen.

Wir kämpfen für Frauen und schützen sie, wenn sie von ihren Männern oder anderen Familienmitgliedern schikaniert werden und Gewalt erfahren. Wenn wir davon mitbekommen oder Frauen sich an uns wenden, konfrontieren wir die Täter öffentlich, wir stehen den Frauen wortwörtlich zur Seite und kämpfen im Zweifel auch mit der Polizei, wenn die nicht helfen will und Gewalt ignoriert. Wir prangern die vielen Missstände an und versuchen Frauen den Zugang zu Bildung zu ermöglichen. Viele Frauen in meiner Gegend können nicht lesen. Anstatt zur Schule zu gehen, werden Mädchen zum Arbeiten gezwungen.

Ich glaube, wenn ich als Frau aus einem kleinen Dorf, die mit 12 verheiratet wurde, kämpfen kann, hat jede Frau das Potenzial, die Welt zu verändern.

Sampat Pal Devi, 68, hat die Gulabi Gang gegründet und ist bis heute Vorsitzende.
Protokoll: *Adefunmi Olanigan*

... Mahé Elipe sieht „Schwesternschaft, Empathie und gegenseitige Fürsorge“ als die Triebkräfte der *Acompañantas* ...



AcompañantAs, Mahé Elipe, Mexiko/USA (7/8)

Von der Kunst des Kümmerns

Im Alter wird es oft schwieriger, füreinander da zu sein. Wie kann gute Freundinnenschaft trotzdem gelingen?

Von Barbara Dribbusch

Suse, 74, ist tapfer und schwerkrank, gehbehindert und kann kaum noch Gemüse schneiden. Die Berliner, deren voller Name nicht in der Zeitung stehen soll, hat keine Familie, die sich kümmern könnte, keine Kinder, keinen Partner. Aber zwei Freundinnen hat sie noch. Suse hat einen Pflegegrad beantragt und sie weiß, der Gutachter wird bei seinem Besuch fragen, wer sie denn im Alltag unterstützt. Keine Angehörigen? Eine Freundin vielleicht? Ist Freundin Martina, 70, bereit, sich als Helferin, als „Pflegeperson“ nennen zu lassen? Martina, die fast jede Woche kommt und Suse auch schon mal beim Haarewaschen geholfen hat?

Nein, Freundin Martina will sich nicht eintragen lassen als eine „Pflegeperson“, als eine von Suses Helferinnen. Es ist ihr zu verbindlich, auch wenn eine solche Eintragung keine formalen Folgen hat. Die Hilfe beim Haarewaschen der geschwächten alten Freundin fühlte sich schon irgendwie merkwürdig an, fast etwas zu nah. Der eigenen alten und pflegebedürftigen Mutter hatte Martina schon mal beim Haarewaschen geholfen, klar. Aber bei

einer langjährigen Freundin, die man einst als so vital, naturliebend und wanderbegeistert kannte?

Freundschaften, schreiben die Soziolog:innen Janosch Schobin und Sabine Flick, „sind hinsichtlich der fürsorglichen Erwartungen, die die Freund:innen legitim aneinander haben können, nicht von vornherein ausdifferenziert“. Zwar gelte dies in Partnerschaften und Familien auch immer weniger, dennoch könnten sich diese Lebensformen auf „bestimmte, tradierte Normalformerwartungen berufen, wenn es an die Frage geht, wer wem welche Art der Zuwendung schuldet“.

Normen für Freundschaften, für Solidarität unter alten Frauen gibt es aber nur wenige. Dabei stellt sich die Frage danach besonders in einer Gesellschaft, in der 32 Prozent der Frauen im Alter von über 65 Jahren und 54 Prozent im Alter von 75 bis 85 Jahren alleine leben. Oft sind gar keine Familienmitglieder mehr vor Ort.

Fest steht: Es gibt Grenzen der Solidarität, erst recht unter alten Frauen, die in der gleichen Lebensphase womöglich beide schwächeln. „Leibesbezogene Pflege“ etwa sei in Freundschaften „nicht üblich“, schreiben Schobin/Flick

im Reader „Freundschaft heute“. Deren schon etwas ältere Statistik weist weniger als zehn Prozent der Pflegehaushalte aus, in denen sich auch Freunde und Bekannte an der Körperpflege beteiligten.

Distanz muss Solidarität nicht schwächen, sondern kann sie stärken

Auch beim Geld „hört die Freundschaft“ auf, wie es oft heißt. „Geldverkehr“ in Freundschaften, darunter das Verleihen von Geld, sei selten, stellen die Soziolog:innen fest. Dabei macht sich gerade im Alter die Kluft zwischen Wohlhabenden und Altersarmen unter langjährigen Freundinnen unangenehm bemerkbar. Die Freundin auf Grundsicherung kann eben nicht zum Wellness-Urlaub mitkommen oder beim Edellitaliener speisen. Die wohlhabende Freundin kann entweder einladen oder sich den ärmeren Lebensver-

hältnissen anpassen, dann geht man eben zusammen wandern und lädt sich gegenseitig zum Essen nach Hause ein.

Das Problem bei der Solidarität unter alten Frauen sind die Erwartungen und gegenseitigen Überforderungen. Das fängt schon bei der Kommunikation an. Wer textet wen am meisten mit Sorgen und Krankheiten zu? Therapeut:innen raten zerstrittenen Paaren dazu, sich gegenseitig jeweils 15 Minuten zuzuhören, im Wechsel, dabei nicht zu unterbrechen und zu bewerten. Eine ähnliche Achtsamkeit klappt auch unter Freundinnen: Das Zuhören ohne zu unterbrechen oder ungebeten Ratschläge zu erteilen, nicht gleich auf die eigene Betroffenheit hinweisen, sparsam mit Negativem umgehen, die Redeanteile einigermaßen gerecht verteilen – das ist eine Kunst der Kommunikation unter Freundinnen im Alter.

Distanz muss Solidarität nicht schwächen, sondern kann sie stärken. Das gilt erst recht für Wohnprojekte im Alter. In einem der frühesten Frauenwohnprojekte in Göttingen zu Beginn der 90er Jahre siezten sich die Bewohnerinnen untereinander. Die feministische Sachbuchautorin Marilyn Yalom schrieb in ihrer Kulturgeschichte „Freundinnen“,

dass sich in den USA inzwischen viele Jurist:innen mit der Vertragsgestaltung für „weibliche“ Wohnprojekte beschäftigen, damit die Verpflichtungen, Kosten und vor allem die Privatsphäre untereinander für Frauen im Alter rechtlich geregelt sind.

Zu viel Nähe, zu viele unerfüllte Wünsche, können am Ende jede Solidarität im Alter zerstören. „Du erinnerst mich an meine Mutter!“ ist ein Killersatz, denn er ist meistens negativ gemeint.

Bei Suse kommt jetzt regelmäßig eine Helferin vom Pflegedienst vorbei. Martina besucht Suse, die kaum noch aus dem Haus geht, weiterhin alle ein, zwei Wochen. Suse wird immer stiller, die Krankheit schreitet voran, sie nimmt Opiate. Zusammen Fernsehen gucken, Essen mitbringen, über Vergangenes und dosiert über gegenwärtige Probleme reden, das macht jetzt die langjährige Freundschaft aus.

Die Erwartungen an ihre Freundinnen habe sie reduziert, sagt Suse. Aber die Wertschätzung für Martina, die ihr verlässlich, wenn auch in Abständen, Gesellschaft leistet, die sei „eher gestiegen“. Vielleicht kommt es am Ende vor allem darauf an.

Anzeigen



PAULA MODERSOHN-BECKER MUSEUM



worps*wede die museen

WIR FEIERN

150 JAHRE

PAULA MODERSOHN-BECKER

150.de

BECOMING PAULA

8.2. – 13.9.26

BREMEN

IMPULS PAULA

7.2. – 1.11.26

WORPSWEDE

Selig die Unbequemen

christlich
feministisch
solidarisch



Der Frauenverband
kfd Münster e. V.

kfd-muenster.de



ICH SELBST &



ANDERS & GLEICE
LSBTIQ* IN NRW

Alle Menschen haben das gleiche Recht, in ihrem Geschlecht anerkannt zu werden. Mehr zum Thema geschlechtliche Vielfalt und LSBTIQ* Rechte unter www.aug.nrw

die welt würde auf den Kopf gestellt, wenn frauen frei wären



... auch die Fotografin selbst wurde von mexikanischen Frauen bei einem Schwangerschaftsabbruch unterstützt. Sie überlegten gemeinsam, wie man ihre Bewegung abbilden könnte.

AcompañantAs, Mahé Elipe, Mexiko/USA (8/8)

manifest

Lasst uns Hormone tauschen!

Anti-Trans*-Gesetze sind auf dem Vormarsch, die „offizielle“ Gesundheitsversorgung wird schwieriger. Zeit, neu über die Therapie mit Geschlechtshormonen nachzudenken. Ein Manifest des Bündnisses Selbstbestimmung Selbstgemacht

Von Zoe Luginsland und Jyn Rimmele

Die Hormone denen, die sie wollen! Denn für immer mehr Trans*-Menschen stellt die selbstverantwortete Hormontherapie eine Alternative zur offiziellen Gesundheitsbürokratie dar. Nicht aus Spaß an der Freude, sondern aus Überlebenswillen. Es ist eine stille Revolution. Und dieses Manifest will ihr eine Stimme verleihen.

Wenn Menschen ihr Geschlecht durch medizinische Maßnahmen anpassen möchten, ist der erste Schritt oft der Austausch der Geschlechtshormone. Diese Therapieform kann bei vielen Gynäkolog*innen oder Endokrinolog*innen durchgeführt werden. Doch neben dem „offiziellen“ Weg finden viele Behandlungen auch ohne anerkannte Ärzt*innen im Privaten statt. In diesen Fällen spricht man von Do-it-yourself-Hormontherapie.

International ist diese selbstverantwortete Hormontherapie extrem verbreitet. Denn Anti-Trans*-Gesetze sind seit Jahren auf dem Vormarsch und die „offizielle“ Versorgung wird an vielen Orten schwieriger. Internationale Hilfswerke haben Trans*-Menschen, auch unter dem Druck der USA, teils fallengelassen. Wesentliche Projektmittel wurden gekürzt oder an die Auflage geknüpft, Trans*-Menschen von der geförderten Gesundheitsversorgung auszuschließen.

In vielen Ländern gab es noch nie einen „offiziellen“ Weg. In Uganda etwa, in Kenia, Litauen oder der Ukraine. Die Versorgung von Trans*-Menschen findet dort über kleine Vereine und Hilfswerke statt, oder direkt über ein privates Labor. Es ist schließlich nicht besonders schwierig, Hormone privat herzustellen, alle dafür nötigen Stoffe lassen sich leicht und günstig aus China importieren. Auch für die Qualitätssicherung benötigt man nicht unbedingt Ärzt*innen oder eine Klinik. Trotzdem ist natürlich Vorsicht geboten und nicht alle Anbieter ar-

beiten professionell. Seriöse Statistiken zur selbstverantworteten Hormontherapie existieren kaum, aber es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie global bereits verbreiteter ist, als die „offizielle“ Versorgung.

Und in Deutschland? Zwar ist die Hormontherapie hierzulande offiziell anerkannt, die konkrete Versorgung war bislang aber im besten Fall lückenhaft. Die Hürden waren schon immer hoch. So braucht man etwa eine deutsche Krankenversicherung, die vielen Neuangekommenen fehlt. Die Versicherung muss zudem die Notwendigkeit geschlechtsangleichender Maßnahmen anerkennen und auch bereit sein, dafür zu zahlen. Wenn all dies klappt, benötigen Trans*-Menschen noch immer zahlreiche Gutachten und Schreiben von verschiedenen medizinischen Spezialist*innen, für die sie teilweise quer durch Deutschland fahren müssen, hinzu kommen endlose Wartezeiten. Große Teile der Community werde so vom „offiziellen“ System ferngehalten.

Hoch die intramuskuläre Testo-Injektion!

Über die Hormontherapie hinaus steht seit einem Urteil des Bundessozialgerichts vom Oktober 2023 die Versorgung von Trans*-Menschen in Deutschland ganz grundsätzlich in Frage. Eine nicht-binäre Person hatte damals auf die Übernahme für die Kosten ihrer Brustentfernung geklagt. Das Gericht wies die Klage zurück und begründete dies damit, dass die Behandlung von Geschlechtsinkongruenz durch „irreversible“ chirurgische Eingriffe als Behandlungsmethode „neu“ sei. Die Krankenkassen entwickelten in der Folge eine sehr weite Interpretation des Urteils, die das Stigma des „Neuartigen“ und „Experimentellen“ auf jede Form geschlechtsaffirmierender Maßnahmen ausdehnte. Mutmaßlich, um nicht dafür zahlen zu müssen.

Neu war aber nicht die Behandlung, sondern die Diagnose. Der Begriff „Geschlechtsinkongruenz“ hat in der Medizin die abwertende und pathologisierende Diagnose „Transsexualismus“ ersetzt. Er bedeutet, dass das zugewiesene Geschlecht nicht übereinstimmt mit dem empfundenen Geschlecht.

In ihrem Versuch, Behandlungen im Rahmen der neuen Diagnose zu beurteilen, stellen das Gericht und die Kassen nicht nur die Verfahren, sondern ganz allgemein Trans*-Menschen als irreversibel, neuartig oder experimentell dar und beschwören damit ein altes Stigma.

Die trans*feministische Autorin Susan Stryker beschrieb dieses Stigma einmal durch das Bild von Franksteins Monster. Schon in frühen trans*feindlichen Texten findet sich der Vergleich der Trans*-Medizin mit den düsteren Experimenten aus Mary Shelleys Roman. Stryker wendet diese diffamierende Perspektive, indem sie sich mit dem Monster identifiziert. Besonders mit einer Szene, in der der experimentierende Doktor erkennen muss, dass seine Kreatur nicht nach seinen Regeln spielt und beginnt, ihm zu antworten und ihm zu widersprechen. Selbstverantwortete medizinische Praktiken geschehen im Geiste dieses Widerstands.

Wenn die Gesundheitsversorgung unter dem Vorwand der Neuartigkeit zu Fall gebracht wird, gehen wir einen neuen Weg. Er beginnt damit, freundschaftlich auszuhelfen, wenn ein Mensch die Hormontabletten zu Hause vergessen hat. Er wird beschränkt, wenn ein Mensch nach einem Präparatewechsel nicht verwendete Hormone weitergibt. Oder wenn eine Mutter in der Menopause, ihrer Tochter das Estradiol-Gel weitergibt. Unser Weg führt bis hin zum privaten Labor, inklusive selbst organisierter Qualitätskontrolle und Bluttests. Zum Selbstschutz sprechen Trans*-Menschen außerhalb der Community kaum über diesen Weg. Darauf möchten wir Rücksicht nehmen.

Doch ein Kampf wie dieser wurde in der Breite der Gesellschaft schon einmal geführt – und auch schon einmal gewonnen. Damals nannte man eine Mischung aus Östrogen und Gestagen „Antibabypille“. Diese „neuartige und experimentelle“ Behandlungsmethode spielte eine zentrale Rolle darin, die Weichen für eine selbstbestimmte weibliche (Hetero-)Sexualität zu stellen, ohne die wir uns die Gegenwart kaum mehr vorstellen können.

Auch die Pille wurde anfangs kontrovers diskutiert. 1964 sprach die Bundesregierung in einer Fragestunde von der Bezeichnung „Antibabypille“ als „grob anstößig“ und nannte sie etwas pathetisch „sprachlichen Missbrauch“. Viele Ärzte, wenige*innen, lehnten es aus moralischen Gründen ab, sie zu verschreiben. Der Papst klagte über die „allgemeine Aufweichung der sittlichen Zucht“ und Alice Schwarzer riet statt zur Pille zum Nachdenken über Penetration. Doch Menschen fanden Mittel und Wege, das Medikament zu nutzen.

Hoch die intergeschlechtliche Solidarität!

Aus der Geschichte der Pille lässt sich lernen. Die Hormontherapien der Trans*-Medizin unterscheiden sich nicht wesentlich von der Pille und gar nicht von den Hormonpräparaten, die Frauen ab der Perimenopause verschrieben werden. Es braucht neue Solidaritäten zwischen diesen Gruppen, um sich einer patriarchalen Biopolitik entgegenzustellen, die uns heute wie damals das Recht auf körperliche Selbstbestimmung verwehrt. Das Patriarchat lebt davon, unsere Körper zu beherrschen. Dagegen braucht es die Solidarität zwischen Menschen, die – aus welchem Grund auch immer – Hormone einnehmen. Ganz gleich, ob ihre Transitionen der Verhütung dienen, Alterserscheinungen behandeln oder

ein Gender Hacking sind, das die uns aufgezwungenen Systeme geschlechtlicher Positionierung ausdribbelt und kreativ umgeht.

Hormonnutzende aller Länder, vereinigt euch, ihr habt nicht mehr zu verlieren, als die Kontrolle, die das Patriarchat über eure Körper besitzt. Sie sehen uns als Abtrünnige der gott- und naturgegebenen Geschlechterordnung. Jede Nebenwirkung, unter der wir leiden, seien es Brustschmerzen, Stimmungsschwankungen oder moralische Stigmata, werden zum Erhalt dieser Ordnung mobilisiert. Man gibt vor, uns vor den eigenen Entscheidungen zu schützen. Man kann sich nie sicher sein, dass man eine getroffene Entscheidung niemals bereuen wird. Niemand aber würde auf solchen Unsicherheiten herumreiten, wenn es darum ginge, sich für mehr Arbeit, mehr Kinder und mehr Wehrdienst zu entscheiden.

Das Ancien Régime dieser Geschlechterordnung ist längst gefallen. Zunehmend ziehen die Menschen ihre Konsequenzen und werden zu den Expert*innen, die sie selbst nie gefunden haben. Die selbstverantwortete Hormontherapie findet statt, nicht mehr bloß im Kleinen. Und ihre Nutzer*innen und Produzent*innen sind besser informiert, als der „offizielle“ Gesundheitsapparat. Doch diese Expertise wird nicht anerkannt. Wir werden wissenschaftlich ignoriert und medial dämonisiert. Lasst uns diesen Kampf nicht mehr alleine führen, nicht mehr aus dem geheimen Labor oder aus der Anonymität des Netzes. Lasst uns Seite an Seite für ein selbstbestimmtes Leben kämpfen. Gemeinsam sind wir stärker als christliche Lobbyorganisationen, trans*feindliche und rechte Frauenbewegungen. Lasst uns über unser Wissen sprechen. Lasst uns Hormone tauschen. Nieder mit dem Papst und Alice Schwarzer! Hoch die intramuskuläre Testo-Injektion! Hoch die intergeschlechtliche Solidarität!



AcompañantAs, Mahé Elipe, Mexiko/USA (6/8)

... Crystal und Mynerva halten sich am Strand von Tijuana, nahe der Grenze Mexikos zu den USA, in den Armen. Viele Acompañantas haben zuvor selbst Hilfe bei einem Schwangerschaftsabbruch bekommen ...

„Wir brauchen Räume für Frauen“

Die Frau, die sich der taz als Dilek vorstellt, ohne Nachnamen, ohne Alter, ist regelmäßig anzutreffen in Evas Haltestelle, einem Tagestreff für wohnungslose Frauen. Sie können hier waschen, duschen, etwas essen oder einfach ausruhen. Sehr gern möchte Dilek über Solidarität sprechen.

A Iso erst mal: Ich kann mir selbst helfen. Aber es ist traurig, dass manche 70- oder 80-jährige am Wochenende gezwungen sind, die ganze Nacht Ringbahn zu fahren, weil es keine Unterkunft gibt. Es gibt Frauen, die sind blind oder schwanger. Sie bräuchten eine ganz andere Versorgung, und es macht mich wütend, dass es die nicht gibt.

Unter der Woche gibt es viele Orte, aber am Wochenende hat nur am Sonntag der Tagestreff Sophie wenige Stunden geöffnet. Dabei brauchen wir Schutzräume, brauchen Räume spezifisch für Frauen und auch mehr davon. Und die Orte, die es gibt, brauchen mehr Gelder, damit sie nicht nach Jahrzehnten wie der Warme Otto kaputtgehen. Soziale Einrichtungen geben uns Halt, sonst wären wir alle unter einer Brücke. Und ohne Schutzräume sind Übergriffe, Vergewaltigung und sogar Tötung vorprogrammiert. Das erlebe ich immer wieder: Sobald wir auf der Straße sind, werden wir als Freiwild gesehen. Wir haben immer unseren Radar überall.

Ich ziehe hin und her. In der einen Notunterkunft kannst du drei Wochen bleiben und hast dann eine Woche Sperre. In der nächsten sind es dann je zwei Wochen. Woanders sind es dann drei Wochen Sperre. Ich sage oft: Verlasst euch nicht darauf, dass die Notunterkunft immer auf ist. Jemand kann mal krank sein, da sollte man auch nicht drauf herumhacken. Generell versuchen die Sozialarbeiterinnen aber alles, damit wir nicht auf der Straße schlafen müssen.

Meine Gefährtinnen nenne ich Sisters oder Kumpelinen, manchmal auch gute Kolleginnen. Freundinnen würde ich nicht sagen, zu einer Freundschaft gehört ja viel. Mir reicht das so. Wenn es hart auf hart kommt, hält man zusammen und das ist das Schöne, das nenne ich solidarisch. Selbst wenn wir uns mal gezoft haben – sobald ein Ex kommt und Ärger machen will, haben wir uns voreinander gestellt. Dann war Ruhe. Oder wenn jemand eine von uns anbagert, sagen wir, lass das mal. Wer Gewalt erlebt hat, weiß, was das heißt und möchte das anderen ersparen. Klar gibt es auch Fälle, wo eine die anderen in die Pfanne haut. Aber dann nehmen wir uns die zur Brust. Ich sage immer allen: Haltet zusammen und verrätet euch nicht. Wir sind solidarisch und wir unterstützen Schwächere.

Viele von uns schämen sich, sie erzählen ihrer Familie nicht, dass sie wohnungslos sind. Oft sage ich es auch nicht. Aber letzters wollten wir im Späti lose Bonbons kaufen. Als ich dem Verkäufer die Tüte hinhielt, wollte er, dass wir sie abzählen. Da meinte ich: Guck mal, wir sind obdachlos und daher übermüdet. Komm du mal in unsere Situation, das kann schneller gehen, als viele denken. Dann sind wir gegangen. Ich kann ja Berührungängste nachvollziehen. Aber ich wünsche mir, dass andere sich selbst ein Bild davon machen, wer wir sind. Gerade Journalist*innen sollten sich informieren, bevor sie falsch berichten.

Unter uns sind Polizistinnen, Architektinnen, ich kannte auch mal eine, die war Kirchenres-tauratorin. Hochgebildete, intelligente, selbstständige Frauen, und alles Menschen. Viele von uns arbeiten. Wir sind nicht alle psychisch krank. Und die, die vielleicht Psychosen haben, die brauchen besondere Hilfe. Das zu verallgemeinern mit Vorurteilen, sehe ich als Hasskriminalität. Und selbst wenn eine um sich schlägt, oder die Sozialarbeiterinnen beschimpft: Dahinter steckt manchmal die nackte Angst, weggeschickt zu werden, weil Plätze fehlen. In den 1980er und 90er Jahren dachte ich mal, es wird besser. Stattdessen gibt es mehr Steinzeitdenken. Die Obdachlosigkeit wird zunehmen, anstatt sie bis 2030 abzuschaffen.

Protokoll: Uta Schleiermacher

Stadt-bild für alle

Für die einen ist eine Bordsteinkante eine Bordsteinkante, für andere ist sie ein Hindernis. Wie können Städte alle mitdenken? Ein feministischer Gedankenspaziergang durch Berlin-Kreuzberg

Aus Berlin Jasmin Kalarickal

Wenn die Bahn am Kottbusser Tor einfährt und einen gelben Streifen durch den Himmel zieht, flattern die Tauben über den Platz. Nach einer Weile lassen sich wieder nieder. Mal vereinzelt, mal zusammen. Der „Kotti“ ist umrandet von Hochhäusern, viel sozialer Wohnungsbau. Menschen mit diversen Geschichten, Wünschen und Bedürfnissen, Neu- und Altberliner*innen leben hier. Für wen Multikulti ein Reizwort ist, bleibt besser fern.

Ende Februar steht hier Frieda Grimm, bereit für einen Gedankenspaziergang. Seit Langem beschäftigt sich die 30-Jährige damit, wie eine feministische Stadt aussehen könnte, eine mit dem Anspruch, diverse Lebensrealitäten zu berücksichtigen. Denn traditionell wurden Städte eher von Männern für Männer geplant und gebaut. Feministische Perspektiven wollen daher Normen hinterfragen. Bauten und Körper, der Kampf um Raum, all das ist eng verwoben. Wer wo Platz findet, hängt vom Standpunkt ab. Vom Startpunkt. Vom Startkapital.

Grimm wohnt selbst in einem Mehrgenerationenprojekt, sie hat urbane Zukunft und Architektur studiert, beschäftigt sich aktivistisch und auch beruflich in einer Genossenschaft mit solidarischer Stadtent-

wicklung. Als Treffpunkt hat sie das Gecekondu vorgeschlagen. 2012 entstand die Holzhütte bei einer Besetzungsaktion von Kotti und Co., einer Mieter*inneninitiative, die gegen zu hohe Mieten und Rassismus kämpft. Bis heute ist die Hütte geduldet, Vernetzungsraum für die Nachbarschaft und für Grimm „ein motivierendes Beispiel, dass es sich lohnt, gemeinsam zu kämpfen“. Für Wohnraum und gegen Diskriminierung.

Eine Bordsteinkante ist für die einen nur das, für andere ist sie ein Hindernis. Menschen sind umgeben von denselben Straßen und Häusern, aber die Wahrnehmung kann sehr unterschiedlich sein. Kinder, obdachlose Menschen, Drogensüchtige oder Feierwütige bewegen sich nicht gleich. Viel hänge, mit dem eigenen Körper, Erfahrungen, der Zuschreibung von außen, der Sozialisation zusammen“, sagt Grimm.

Ein Gegenentwurf zur autogerechten Stadt, in der vor allem Männer zur Arbeit und nach Hause fahren sollten, sei die 15-Minuten-Stadt. „Die meisten bewegen sich eher im Zickzack, weil man bei der Apotheke noch ein Rezept abholt und dann noch das Kind vom Kindergarten“, sagt Grimm. Das gelte vor allem für Menschen, die Careaufgaben übernehmen. Kleiner Radius, kurze Wege. Rund um den Kotti ist das unideologisch entstanden: Wohnen und Gemüsemarkt, Fahrrad- und Strickladen, alles liegt beieinander. Der Kotti ist Zuhause, Arbeitsplatz, Ausgeh-

Müll, Armut, Alltag, Feiern, alles findet gleichzeitig statt. Die Polizei nennt den Kotti einen kriminalitätsbelasteten Ort, unterhält extra eine Wache. Aber ob Polizei mehr Schutz oder mehr Bedrohung bedeutet – auch das hängt vom Standpunkt ab.

„Die Erfahrungen jeder Person bestimmen, was sie als angenehm und sicher empfindet“, sagt Grimm. Das mache die Erforschung von Städten so spannend, aber auch komplex. Manche sitzen bei Kälte in beheizten Wohnungen, andere nicht. Wer gerechtere Städte wolle, müsse über „ökonomische Ungleichheit sprechen“. Probleme ließen sich nicht nur mit Polizei, mehr Beleuchtung und Überwachung lösen.

„Die Erfahrungen jeder Person bestimmen, was sie als angenehm und sicher empfindet“

Frieda Grimm, Stadtentwicklerin

Grimm ist sicher, dass es nicht die eine perfekte Version einer feministischen Stadt gibt. Es brauche „eine Offenheit, auf gesellschaftliche Veränderungen einzugehen.“ Einfach ist das nicht. Sind Häuser und Straßen mal gebaut, bleiben sie für Jahrzehnte. Aber der öffentliche Raum kann verändert werden. Am Oranienplatz, nur wenige Minuten entfernt, steht ein Denkmal für die Op-

fer von Rassismus und Polizeigewalt. Es wurde 2020 von Unbekannten errichtet. Eine schlichte Betonstele, Rosen liegen davor. „Es ist ein sehr aktives Denkmal, ein schönes Beispiel für Erinnerungskultur“, sagt Grimm. „Vielleicht wollen sich nicht alle mit Bismarck oder irgendeinem anderen Kaiser beschäftigen.“

Um möglichst viele Diskriminierungsformen mitzudenken, müssten viele Anwohner*innen mitgestalten dürfen. Wichtig seien auch „dritte Orte“, also soziale Orte jenseits von Arbeit und Zuhause. „Aufenthaltssorte für Jugendliche, Bibliotheken, Nachbarschaftsräume ohne Konsumzwang“, sagt Grimm. „Manche Personengruppen brauchen öffentliche Räume mehr als andere, weil sie weniger finanzielle Ressourcen haben.“ Andere bräuchten auch mehr Schutz. Als Beispiel im Kiez nennt Grimm das Frauenzentrum Schokoladenfabrik, das Angebote an Menschen richtet, die unter patriarchalen Strukturen leiden. Dort endet der Spaziergang.

Nur in der Theorie seien öffentliche Räume allen zugänglich. Sportanlagen werden im Sommer oft von Männern, gern oberkörperfrei, dominiert. Aber es gäbe Versuche, das aufzubrechen: Das feminist spaces collective etwa sucht diese Orte in Gruppen auf, um sie zugänglicher zu machen. Und in Grimms Vision einer solidarischen Stadt finden neben unterschiedlichen Menschen auch Pflanzen und Tiere ihren Platz.

other nature

alternativer sexshop

queerfeministisch. kollektiv. vegan.

www.other-nature.de

Yorckstr. 75, 10965 Berlin

10% mit Code „taz“

FRAUEN UNTERWEGS

FRAUEN REISEN

Seit 40 Jahren: Einzigartig. Engagiert. Persönlich.

- geführte Kleingruppenreisen für Frauen jeden Alters
- Städte- und Begegnungsreisen, Wander- und Wellnessurlaub
- in Deutschland, Europa und weltweit
- Potsdamer Str. 139, 10783 Berlin, Tel. 030 215 10 22

www.frauenunterwegs.de

Donnerstagmorgen for Future

TEAM taz

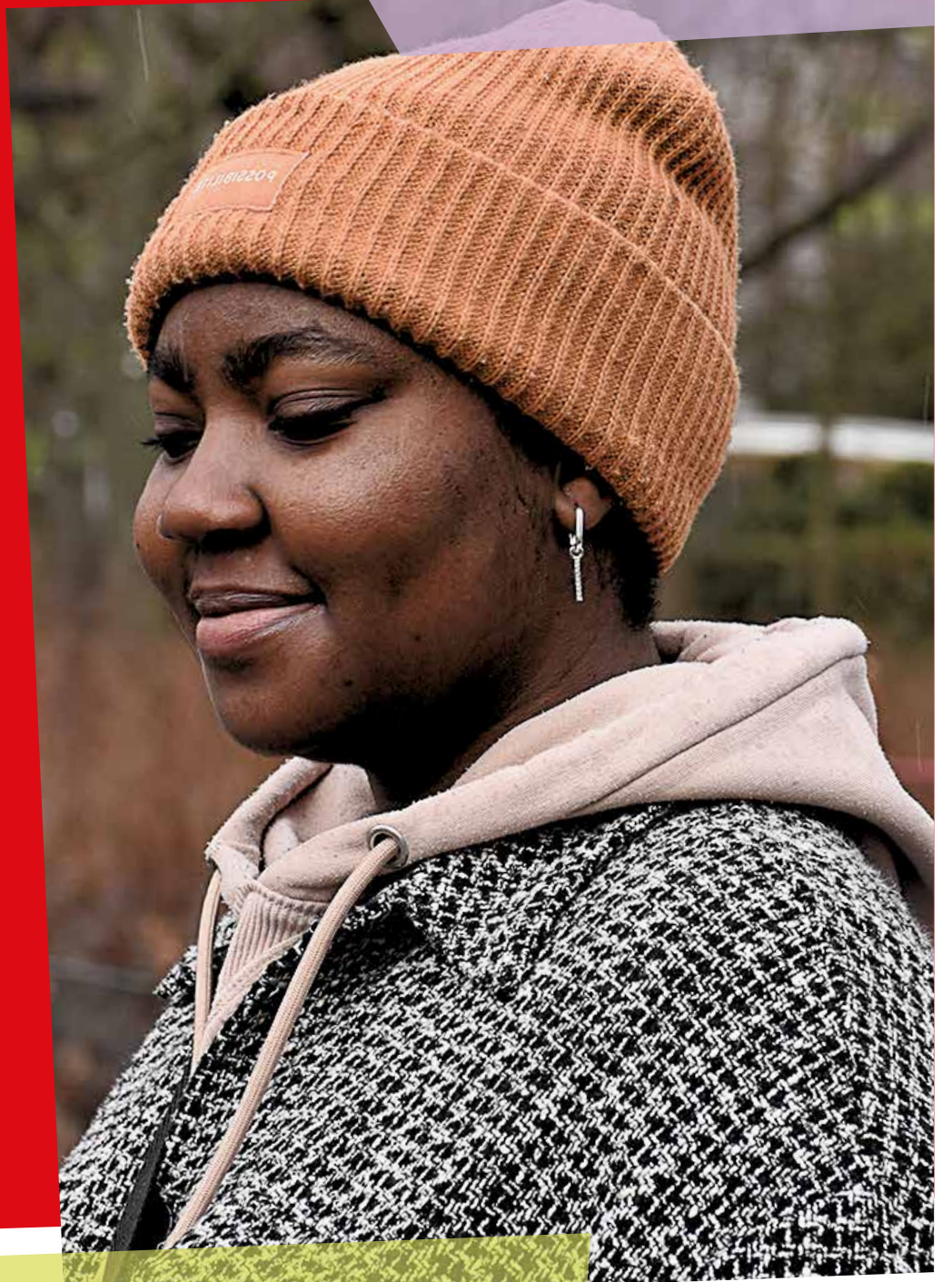
ZUKUNFT

Abonniere den Newsletter zu Klima, Wissen, Utopien

taz.de/teamzukunft

Der Weg zu echter Parität in unserer Gesellschaft

Was machen wir konkret, um Frauen besser zu schützen und ihre Rechte zu stärken?



Gewaltschutz ausbauen – Frauen vor geschlechtsspezifischer Gewalt schützen

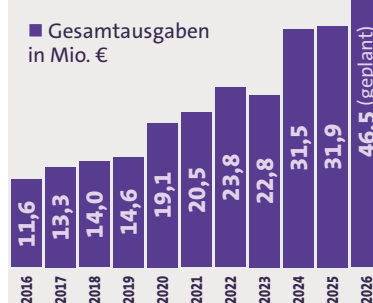
Gewalt gegen Frauen und Mädchen ist erschreckende Realität. Alle vier Minuten erfährt eine Frau häusliche Gewalt und jeden dritten Tag wird eine Frau von ihrem (Ex-)Partner getötet.

Die SPD-Fraktion stärkt deshalb seit Jahren konsequent die Gewalthilfe in Berlin. Die Mittel für Frauen- und Gleichstellungseinrichtungen wurden in den letzten zehn Jahren von **ca. 11 Mio. Euro auf über 50 Mio. Euro** erhöht. So konnte auch die Umsetzung der **Istanbul-Konvention** entschieden vorangebracht werden – ein **Begleitgremium** stellt sicher, dass sich Maßnahmen zum Schutz vor geschlechtsspezifischer

Gewalt an den Bedarfen der Betroffenen orientieren. Erst kürzlich ist in Berlin auch das neunte Frauenhaus eröffnet worden – insgesamt stehen nun 393 Familienplätze mit 859 Betten für Frauen und ihre Kinder zur Verfügung.

Mit der **ASOG-Novelle** wird der Schutz von Frauen vor häuslicher Gewalt weiter verbessert: **Wegweisungen** aus der gemeinsamen Wohnung sind nun bis zu 28 Tage möglich, in besonderen Gefährdungslagen kann eine **elektronische Aufenthaltsüberwachung** (Fußfessel) angeordnet werden. **Fallkonferenzen** ermöglichen zudem eine engere Zusammenarbeit der Behörden.

Aufgewendete finanzielle Mittel für den Gewaltschutz
Im Jahr 2027 sind **53,5 Mio. €** geplant



Wir unterstützen ausdrücklich den politischen Weg des Senats, verfassungskonforme Möglichkeiten zur gleichberechtigten Teilhabe im Parlament zu finden.

Das Bundesverfassungsgericht hat in seiner Entscheidung vom 30. Juli 2024 klargestellt, dass nicht jeder Wahlrechtsgrundsatz uneingeschränkt gilt, wenn andere verfassungsrechtliche Ziele – etwa die Funktionsfähigkeit des Parlaments – dies erfordern.

Diese rechtliche Abwägung lässt sich auf die Frage der Gleichberechtigung übertragen: Um das Verfassungsgebot aus Art. 3 des Grund-

gesetzes und Artikel 10 der Berliner Verfassung umzusetzen, kann eine Regelung zur Berücksichtigung des unterrepräsentierten Geschlechts bei der Mandatsvergabe nicht nur zulässig, sondern sogar geboten sein.

Für uns ist klar: Gleichberechtigte Teilhabe im Parlament ist kein politischer Wunsch, sondern ein verfassungsrechtlicher Auftrag. Erst wenn Gesetze mindestens zur Hälfte von Frauen beschlossen werden, ist die Demokratie vollendet.

Konsequent für Frauenrechte – Scan für mehr Infos zu unserer Politik

SPD-Fraktion des Abgeordnetenhauses von Berlin
Niederkirchnerstr. 5 • 10117 Berlin

www.spdfraktion-berlin.de/
buergerservice@spd.parlament-berlin.de
Tel: (030) 23 25 22 22

V.i.s.d.P. Torsten Schneider,
Parlamentarischer Geschäftsführer



„Meine Klinik ist unter einem Baum“

In Somaliland hat Ifrah Yousuf viele Frauen sterben sehen. Die Hebamme arbeitet daran, das zu verändern

Von Amelie Sittenauer

Als wir im Januar zum ersten Mal mit Ifrah Yousuf sprechen, wissen wir nur, dass sie Hebamme ist und in Somaliland lebt. „Ifrah muss unbedingt in dieses Netzwerk“, hatte die Abtreibungsaktivistin Ana Cristina González Vélez in Bogotá über ihre Freundin gesagt. „Ifrah ist unglaublich.“ Also kontaktieren wir sie und schilderten unser ambitioniertes Anliegen: Wir, eine Gruppe Journalistinnen aus Deutschland, wollten ein Netzwerk der Solidarität um die Welt spannen – und sie solle Teil davon sein.

„Viele schwangere Frauen auf dem Land erhalten weder eine Vor- noch eine Nachsorge“, erklärt Yousuf bei unserem ersten Telefonat. Somaliland habe eine der höchsten Müttersterblichkeitsraten der Welt. Seit vier Jahren fahre sie zweimal wöchentlich raus aus der Hauptstadt Hargeisa, wo sie mit ihrer Familie wohnt. In den Dörfern setze sie sich neben ihr Auto und warte.

„Ich sage immer: Meine Klinik ist unter einem Baum“, erzählt Yousuf. Alle Mütter und Kinder, die zu ihr kommen, versucht die 41-Jährige zu behandeln – immer kostenlos. Eine medizinische Behandlung könnten sich diese Frauen aus dem ländlichen Somaliland sonst nicht leisten, sagt Yousuf. Das Land im nördlichen Winkel des Horns von Afrika hat hohe Armutsraten und eine niedrige Lebenserwartung.

Yousuf wird 1985 in unruhige Zeiten hineingeboren. Nach dem Ende der britisch-italienischen Kolonialherrschaft im Jahr 1960 wird Somalia autoritär re-

giert. Der damalige Diktator führt einen brutalen Krieg gegen die Bevölkerung im Norden. Viele Menschen flüchten in den Kriegswirren oder sterben, Yousuf und ihre Familie bleiben in Hargeisa. Als Somaliland 1991 einseitig seine Unabhängigkeit erklärt, ist sie sechs Jahre alt. Sie beendet die Schule und lässt sich zur Hebamme ausbilden. Eigentlich wollte sie Ärztin werden, wie viele in ihrer Familie, doch das war damals nicht möglich. „Also war Hebamme das Nächste.“

„Manchmal habe ich nur mein Wissen“

Ifrah Yousuf

Nach dem Studium heiratet Yousuf, bekommt sechs Kinder, lässt sich scheiden. 15 Jahre arbeitet sie als Hebamme, als sie 2019 Harvard-Studierende trifft und diese sie auf neue Gedanken bringen. Aus Neugier bewirbt sie sich auf ein Stipendium für einen zweiwöchigen Harvard-Intensivkurs und wird angenommen. In Boston überzeugt ein Professor sie, weiterzustudieren, und so beginnt Yousuf 2020 mit einem Stipendium ein Masterstudium in Globaler Hebammenhilfe – wegen Corona erst online aus Hargeisa, dann vor Ort in Boston. Es folgt ein Leadership-Kurs an der Harvard Kennedy School, dort lernt sie auch Ana Cristina González Vélez kennen.

Für ihre Masterarbeit beschäftigt sich Yousuf tiefergehend mit Müttergesund-

heit in Somaliland. Sie beginnt die ehrenamtliche Arbeit, die sie bis heute weiterführt. Von Anfang ist das ein Kraftakt. Vieles fehlt – Medikamente, Ausrüstung, auch Benzin, um überhaupt auf die Dörfer zu fahren. „Manchmal habe ich nur mein Wissen“, sagt Yousuf. Aber die Verbindung, die sie dafür mit anderen Frauen habe, sei etwas wirklich Gutes.

„Wir müssen unbedingt eine Reportage über Ifrah Yousuf machen“, beschließen wir nach diesem Telefonat. In den nächsten Wochen wird alles in die Wege geleitet, Reporterin und Fotograf sind organisiert. Doch dann kommt es anders. Wegen eines Krankheitsfalls in ihrer Familie muss Yousuf in die USA reisen. Und so bleiben uns nur weitere Telefonate.

Das nächste Mal, als wir mit Yousuf sprechen, ist sie in Minnesota, USA. Ausgerechnet. Zu dieser Zeit Mitte Februar sind die brutalen Übergriffe des Immigration and Customs Enforcement (ICE) noch in vollem Gang. Während wir uns zu einem Telefonat über Solidarität verabreden, werden draußen Menschen aus ihren Autos gezogen, zwei werden erschossen. Doch auch auf den Straßen Minnesotas gibt es Solidarität: Menschen, die mit Trillerpfeifen an Straßenecken stehen und ihre Nachbar:innen warnen.

Yousuf wohnt bei ihrer Cousine. „Ich habe Angst rauszugehen, wenn ich nicht im Krankenhaus bin, bleibe ich zu Hause“, sagt sie am Telefon, sie klingt abgekämpft. Gegen Menschen wie Yousufs Cousine hetzt Donald Trump, bezeichnet somalische Migrant:innen als „Müll“.

Bei unserem dritten Telefonat sprechen wir wieder länger. Auch über das,



Ifrah Yousuf, Hargeisa

was sich nicht so leicht erzählen lässt. Darüber, wie sie sich finanziert. Dreimal habe sie Spenden einer philanthropischen Organisation erhalten, doch richtig nachhaltig sei das nicht. Im Moment überlege sie, wie sie ihre Arbeit auf sichere Beine stellen kann. Auch die in Ostafrika vormals weitverbreitete weibliche Genitalverstümmelung kommt zur Sprache. Alle Frauen über 30 Jahren, die sie behandle, seien genital verstümmelt, sagt Yousuf. Ihre ansonsten ganz ruhige Stimme wird aufgebracht: „Das ist wie jemanden umbringen, sie schneiden alle Nerven weg, jegliches Gefühl.“ Die Situation werde langsam besser, statt wie früher 90 Prozent seien heute 30 bis 40 Prozent der Mädchen betroffen.

In der Leitung wird es kurz still, im Hintergrund sind Stimmen zu hören. Schließlich reden wir noch darüber, was Yousuf antreibt. „Ich habe so viele Frauen sterben sehen, die sechs, acht Kinder zurückerlassen. Ich will nicht, dass das so weitergeht.“ In ihrer Stimme ist Wut und Nachdruck. „Dass die Gesellschaft und dass Männer Frauen sterben lassen, das muss aufhören.“

Ende März will Ifrah Yousuf nach Somaliland zurückkehren.

„Wenn eine Frau spricht, dann verändert das alles“

Öffentlich aufzutreten fiel Choolwe Nkwemu Jacobs nicht leicht. Heute tut sie das als Professorin ständig und hat in Sambia eine Plattform geschaffen, die junge Frauen ermutigt das Wort zu ergreifen

Von Amelie Sittenauer

Als junge Frau hat sich Choolwe Nkwemu Jacobs lange nicht gezeigt. Obwohl sie etwas zu sagen hatte, erzählt die 49-Jährige heute, blieb sie in Gesprächen oft still. „Ich war eine von diesen Frauen, die dachten, sie sollte am besten noch dreimal in die Bibliothek gehen und recherchieren, bevor sie sich äußert.“ Ihr fehlte schlicht das Selbstbewusstsein, für sich selbst einzustehen, sagt sie. Gerade in einer männerdominierten Domäne wie der Medizin und den Gesundheitswissenschaften.

Wie hat es die Professorin aus Sambia dennoch geschafft, so erfolgreich zu sein? Nach ihrem Studium in Sambia und Neuseeland promovierte Jacobs in Südafrika, machte Stationen an US-amerikanischen Universitäten, und wurde schließlich als Professorin für Public Health an die Universität Sambia berufen. „Wie viel Kraft, wie viel Zeit mich das gekostet hat“, überlegt sie heute. Als Frau habe sie hundertmal mehr tun müssen, um in einer Führungsrolle anerkannt zu werden, sagt Jacobs. „Während Männer immer noch mehr Aufmerksamkeit bekommen, wenn sie nur maskulin genug sind, gut sprechen und selbstbewusst herumlaufen.“

Wie hat sich ihre eigene Unsicherheit gewandelt? Dazu erzählt Jacobs eine Anekdote. Roopa Dhatt, die langjährige Leiterin der Organisation Women in Global Health und jene Frau, die Jacobs in

diesem Netzwerk weiterempfiehlt, hat sie einst eingeladen, zusammen bei der Weltgesundheitsorganisation (WHO) in Genf zu sprechen. Jacobs war aufgeregt, während Dhatt sie immer wieder daran erinnerte, weshalb sie hier waren: Um für Geschlechtergerechtigkeit zu kämpfen.

„Ich musste einfach etwas sagen, denn ich wollte Roopa ja nicht enttäuschen“

fen, um die Frauen zu vertreten, die sie versorgten und mit denen sie arbeiteten. Während Jacobs noch an sich zweifelte, glaubte Dhatt schon lange an sie.

„Irgendwann in dieser Sitzung nannte Roopa mich namentlich, alle Blicke waren auf mich gerichtet, und ich musste einfach etwas sagen, denn ich wollte Roopa ja nicht enttäuschen“, erzählt Jacobs und lacht laut. Dieses Meeting werde sie nie vergessen. „Wenn eine Frau spricht, dann verändert das alles“, sagt sie. Es verändere die Frau selbst und es verändere die anderen. Denn die gelebten Erfahrungen von Frauen, die öffentlich oft so unterrepräsentiert seien, werden dann endlich gehört.

Heute will die 49-jährige Jacobs, dass auch andere Frauen eine „Roopa“ ha-

ben. Deswegen hat sie Women in Global Health Sambia gegründet. Auf der Plattform können Frauen sich vernetzen und Mentorinnen und Jobangebote finden. Auch auf Führungsverantwortung bereitet die ehrenamtliche Organisation vor.

Insbesondere im Gesundheitssektor ist die Diskrepanz weltweit nämlich besonders groß: Während Frauen rund 70 Prozent der Angestellten im Gesundheitswesen ausmachen, stellen sie nur 25 Prozent der Entscheidungsträger:innen. Mittlerweile hat die Organisation in Sambia über 700 aktive Mitglieder, die als Pflegerinnen, Krankenschwestern, Ärztinnen, Physiotherapeutinnen oder auch Anwältinnen im Gesundheitsbereich arbeiten.

Ob Chancengleichheit in Gesundheitsberufen, der Schutz vor Gewalt gegen Pfleger:innen oder die Geschlechtergerechtigkeit in der Wissenschaft – Jacobs hat noch Dinge zu tun. Neben Roopa Dhatt ist ihr dabei auch ihre Mutter ein Vorbild. Diese war früh verwitwet, hat als Grundschullehrerin gearbeitet, ihre Kinder großgezogen und abends, ohne Strom damals, für ihre Familie das Essen gekocht. „Heute, wenn ich mit meiner Schwester telefoniere und wir feststellen, wie müde wir sind, muss ich an meine Mutter denken. Sie muss bestimmt sehr müde gewesen sein“, sagt Jacobs, „doch ich habe nie gehört, dass sie sich beschwert hat.“

Sambia



Choolwe Nkwemu Jacobs, Lusaka

vernetzt uns mit Choolwe Jacobs, Lusaka 22

vernetzt uns mit Roopa Dhatt in San Francisco 24

USA

USA

vernetzt
durch Roopa
Dhatt, San
Francisco
24

Kenia



Lady Marième Jamme (rechts) vernetzt uns mit → Rose Clement (links), Kakuma

Foto: Nyaruach Kulang

„Ich möchte, dass eine Million Mädchen Programmieren lernen“

Lady Marième Jamme und Rose Clement wissen, wie eine Kindheit ohne Chancen aussieht. Ihre Mission: Mädchen in Flüchtlingslagern Zugang zu Technik, Wissen und Mentorinnen verschaffen

Aus Kakuma **Nelly Madegwa**

Solidarität bedeutet für mich, zu geben“, sagt Lady Marième Jamme, ohne zu zögern. „Wir denken bei Entwicklung häufig an persönliche Optimierung. Aber Solidarität bedeutet, hinauszugehen und unser Brot und das Wissen, was wir haben, zu teilen.“

Während sie das sagt, befindet sich die 52-Jährige in Kakuma, einem Flüchtlingslager, das seit 34 Jahren besteht und mehr als 300.000 Menschen beherbergt, darunter viele Frauen und Mädchen. Kakuma liegt im Norden Kenias, in einer kahl und endlos wirkenden Landschaft. Es gibt nur sehr wenig Vegetation, der Boden ist trocken, die Luft heiß und die weite Fläche ist übersät mit Blechkonstruktionen, den Häusern des Lagers.

Etwas abseits sitzen wir in der Haupthalle von Lady Marième Jammes Organisation *IamtheCode* – einen Raum, den es vor zehn Jahren noch gar nicht gab. „Hierher können junge Mädchen und Frauen kommen und Zugang zu weltweit führenden Persönlichkei-

ten, Mentoren und sogar Essen bekommen“, sagt Lady Marième Jamme.

Sie gründete *IamtheCode* mit einem ehrgeizigen Ziel: „Ich möchte, dass bis 2030 eine Million Mädchen das Programmieren lernen.“ Ihre Motivation dafür sei sehr persönlich: „Als ich jung war, gab es keine Orte wie diesen. Ich bin im Senegal aufgewachsen und hatte eine schreckliche Kindheit. Ich hatte keinen sicheren Ort und wurde als Kind vergewaltigt, und ich hatte keinen Zugang zu Bildung.“

Als sie älter wurde, wuchs aus der Ungerechtigkeit, die ihr widerfahren war, Entschlossenheit. „Als ich die sozialen Ungerechtigkeiten verstand, denen Frauen und Mädchen ausgesetzt sind, beschloss ich, dass ich, sobald ich weltweit Einfluss erlange und an Orten sitze, an denen viele Menschen nicht sitzen können, etwas für junge Frauen und Mädchen tue.“

Lady Marième Jamme wohnt heute in London, aber sie ist viel unterwegs. 2017 kam sie

fortsetzung auf seite 24 →

Fortsetzung von Seite 23

zum ersten Mal nach Kakuma – und kehrte seitdem immer wieder zurück. „Die Idee war, jungen Frauen in Flüchtlingslagern und der gesamten Gemeinschaft zu zeigen, dass Veränderungen möglich sind, wenn man vernetzt ist und Mentoren und Unterstützer hat, die einen begleiten und mit Informationen versorgen. Insbesondere an Orten wie diesem, an denen es für junge Frauen und Mädchen nichts gibt.“

Programmieren zu lernen ist dabei für Lady Marième Jamme nicht nur eine technische Ausbildung, sondern auch ein Weg zur Selbstständigkeit. IamtheCode habe zwei Bedeutungen, erklärt sie. „Es bedeutet, dass du der Code bist und das Potenzial hast, dein Leben zu verändern, so wie ich es als Kind getan habe.“ Jamme war 13 Jahre alt, als sie aus dem Senegal nach Frankreich kam. Als Kind ohne Schulbildung in einem Land, dessen Sprache sie nicht sprach, habe sie selbst in zwei Jahren sieben Programmiersprachen gelernt.

Die zweite Bedeutung sei Empowerment. Der Zugang zu Technologie, Informationen und Mentoring gebe Mädchen die Autonomie, sich selbst zu schützen, ihre Identität zu definieren und ihre eigene Zukunft zu gestalten. „Mädchen und Frauen sind in Gefahr. Sie müssen Informationen verstehen und Zugang zu Daten haben. Sie müssen lernen, sich zu präsentieren, zu kommunizieren und Lebenskompetenzen zu erwerben. Ohne all diese Fähigkeiten lassen wir Frauen zurück.“ Lady Marième Jamme glaubt daran, dass ihr Projekt weltweit Einfluss haben wird. Denn aus den Mädchen, die hier das Programmieren lernen, würden „Geschichtenerzählerinnen, die ihre Reise mit der Welt teilen werden“.

Eine dieser Geschichtenerzählerinnen ist Chelia Rose Clement. Als die beiden sich kennenlernten, war Clement noch ein Teenager im Flüchtlingslager, inzwischen ist die 33-Jährige zweifache Mutter. Der Kontakt zwischen ihr und Lady Marième Jamme ist nie abgebrochen. Wenn Jamme über Clement spricht, lächelt sie in stillem Stolz. Manchmal lachen die beiden Frauen leise über gemeinsame Erinnerungen.

Die Geschichte von Rose Clement

„Ich kam im Jahr 2002 nach Kakuma“, erzählt Clement. „Ich erinnere mich nur daran, dass ich mit meiner Tante, der Schwester meiner Mutter, während des Bürgerkriegs im Südsudan über Lokichogio hierher kam. Wir wurden getrennt, meine Eltern gingen ihren eigenen Weg und ich kam mit meiner Tante.“

Im Jahr 2005 bekam sie die Möglichkeit, das erste Mädcheninternat zu besuchen, das im Lager gebaut wurde und nach der Schauspielerin Angelina Jolie benannt ist, die den Bau finanziert hatte. Als Rose Clement später die weiterführende Schule besuchen wollte, grätschte ihr das politische Geschehen dazwischen: „Südsudanese sollten zurückgeführt werden, deshalb wurden alle Schulen geschlossen, um ihnen keine Bildungschancen zu bieten.“ Doch Clement war gut in der Schule und fand einen Sponsor, der ihr den Besuch einer High School in Uganda ermöglichte. Die Tante war mit ihrer Familie inzwischen weitergezogen, Clement blieb ganz allein zurück und kam nach dem Schulabschluss zurück nach Kakuma.

„Ich fing wieder bei null an. Ich überlebte dank der Freundlichkeit meiner Nachbarn und dem wenigen Geld, das mir geblieben war, während ich darauf wartete, dass meine nächsten Raten genehmigt wurden.“ 2011 begann sie, sich weiterzubilden, und schrieb sich schließlich an der „Masinde Muliro University of Science and Technology“ ein. In dieser Zeit lernte sie Lady Marième Jamme kennen.

„Sie lud mich zum Abendessen ein“, erinnert sich Rose Clement. Sie sprachen über Lebenskompetenzen und ein Mentoring-Programm. „Bevor sie ging, hatte sie versprochen, mich wiederzusehen, und das tat sie auch.“ Seitdem hält die Beziehung der beiden Frauen an.

„Sie ist wie eine Schwester für mich“, sagt Clement heute. „Ihre Geschichte ist nicht wie meine, aber sie hat das meiste durchgemacht, was ich auch durchgemacht habe.“

Als sie 2021 ihren Master in Katastrophenmanagement absolvierte, bat Lady Marième

Jamme sie um ein Treffen in Kakuma. „Ich habe sechs Monate lang auf sie gewartet, ohne mir einen Job zu suchen, weil sie mich motiviert hat und weil ich ein Mädchen war, das niemanden hatte. 2022 gab Lady Marième mir einen offiziellen Vertrag. Seitdem habe ich immer mein Gehalt bekommen und dafür bin ich wirklich sehr dankbar.“

Die Arbeit bei IamtheCode habe ihre Welt erweitert, sie lerne dort viele Menschen kennen, auch aus anderen Ländern. Rose Clement will nun ihren Doktor machen. „In Kakuma gibt es diese Möglichkeiten, und es hängt nur davon ab, wie proaktiv man ist.“

Solidarität ist für sie etwas sehr Persönliches. „Solidarität bedeutet für mich, dass sich jemand Zeit nimmt, um bei mir zu sein“, sagt Clement. „Jemand wie Marième, die sich Zeit nimmt, um von London aus zu den Mädchen zu kommen. Die viel Geld sammelt, nur um diese Mädchen zu unterstützen. Und auch ich selbst bin solidarisch mit den Mädchen in Kakuma. Ich gebe ihnen Kraft, denn Information ist Macht, und ich betreue sie.“

Sie macht eine Pause, bevor sie ihren Gedanken zu Ende bringt. „Die Kraft habe ich von Lady Marième Jamme bekommen und gebe sie an die Mädchen weiter. Wenn wir sie nicht unterstützen, werden sie außen vor bleiben. Den Stimmlosen eine Stimme zu geben, das ist Solidarität.“

Clement, die einst mit nichts nach Kakuma kam, leitet nun andere an. Sie bringt ihnen bei, zu programmieren, zu führen und für sich zu sprechen. Wenn es nach Lady Marième Jamme und ihren Mitstreiterinnen geht, soll es bis 2030 eine Million solcher Geschichten geben. Dank ihrem Engagement erweitert sich nach drei Jahrzehnten der Hoffungslosigkeit in Kakuma der Raum der Möglichkeiten: Eines der ältesten und größten Flüchtlingslager der Welt befindet sich gemäß kenianischem Flüchtlingsgesetz von 2021 im Übergang zu einer normalen Gemeinde.

Nelly Madegwa war 2023/24 Teilnehmerin des Afrika-Workshops der taz Panter Stiftung

„Die Kraft habe ich von Lady Marième Jamme bekommen und gebe sie an die Mädchen weiter“

Rose Clement

„Wir wollen keine symbolische Alibi-Repräsentanz“

Am Telefon versteht Roopa Dhatt sofort, was mit Netzwerk gemeint ist. Sie bringt uns mit Frauen in Kenia, Kanada, Singapur und USA in Kontakt. Als Ärztin kämpft Dhatt für Geschlechtergerechtigkeit

Interview **Leon Holly**

taz: Frau Dhatt, mit Ihrer Organisation **Women in Global Health** und darüber hinaus haben Sie ein riesiges Netzwerk aufgebaut. Wie sind Sie dazu gekommen?

Roopa Dhatt: Ich denke, das geht auf meine Überzeugung zurück, dass wir kollektiven Wandel oder sozialen Wandel in der Gesellschaft nur gemeinsam vorantreiben können. Deshalb habe ich mich schon früh in Netzwerken engagiert. Als Präsidentin der International Federation of Medical Student Associations hatte ich Kontakt zu Medizinstudierenden aus über 130 Ländern weltweit. Dann

stieß ich auf das Thema, für das ich mich seit fast 15 Jahren einsetze: Überall um mich herum gab es so viele talentierte Frauen – Krankenschwestern, Ärztinnen oder andere Auszubildende. Aber in den Führungspositionen waren Frauen kaum vertreten. Also kehrte ich zu diesem Studierendennetzwerk zurück, um mich für Geschlechtergerechtigkeit in Gesundheitssystemen weltweit einzusetzen.

taz: Die Covid-19-Pandemie war ein sehr entscheidender Moment. Inwiefern haben sich da die Ungerechtigkeiten des Gesundheitssystems offenbart?

Dhatt: Ich habe während der Pandemie als Ärztin gearbeitet und konnte beobachten, wie sich die Situation auf meine Kolleg:innen in den USA, aber auch weltweit auswirkte. Die Institutionen im Gesundheitssektor existieren seit Hunderten von Jahren und waren nicht darauf ausgelegt, die Sorgearbeit von Frauen anzuerkennen – sei es in den Kliniken, aber auch darüber hinaus in den Communitys, Gemeinden und Familien.

taz: Können Sie dafür ein Beispiel nennen?

Dhatt: Hier in Nordamerika wurde zum Beispiel alle persönliche Schutzausrüstung nach dem Prototyp des männlichen Körpers entworfen. Daher verwendeten viele Krankenhäuser Schutzausrüstung, die für Frauen schlecht geeignet war, zum Beispiel übergroße Masken oder Kittel.

taz: Hat die Pandemie etwas verändert oder ist das System einfach zum Status quo ante zurückgekehrt?

Dhatt: Bei Women in Global Health hatten wir die Kampagne „Covid 50/50“, mit der wir uns für geschlechtergerechte Gesundheitssysteme eingesetzt haben.

Das ging über in eine globale Initiative namens Gender Equal Healthcare Workforce Initiative, die wir zusammen mit der Weltgesundheitsorganisation und der französischen Regierung ins Leben gerufen haben.

taz: Was ist daraus geworden?

Dhatt: Wir konnten fast 20 verschiedene Länder und weitere 20 internationale Organisationen dazu bewegen, sich zur Unterstützung weiblicher Gesundheitsfachkräfte zu verpflichten – durch

Wenn wir Arbeit gleich entlohnen, ist das Gerechtigkeit für alle

Führungsmöglichkeiten, gleiche Repräsentanz und faire Bezahlung. Frauen sollen angemessene Löhne für ihre Arbeit bekommen, denn wir wissen, dass es im Gesundheitssystem ein massives Lohngefälle gibt. Es liegt im Durchschnitt bei etwa 23 Prozent. Wir arbeiten weiter daran, dass unsere politischen Entscheidungsträger die Versprechen einzuhalten, die sie während Covid gegeben haben.

taz: Apropos Löhne – linke Kritiker:innen sagen, dass ein zu starker Fokus auf die Repräsentanz von Frauen in Führungspositionen von den eigentlichen Problemen ablenkt. Sollte es nicht eigentlich um die gewerkschaftliche Organisation oder um den Wandel des kapitalistischen Systems gehen?

Dhatt: Da besteht definitiv eine Spannung. Und ich glaube, dass diese Spannung zugenommen hat, seit es einen autoritären Backlash gegen Frauenrechte gibt. Ursprünglich konzentrierte sich dieser Angriff auf die körperliche Selbstbestimmung und den Zugang zu reproduktiver Gesundheit, wie beispielsweise Abtreibungen. Aber eigentlich zielt er auf die Menschenrechte als solche ab. Diese Agenda wächst, sie ist sehr gut finanziert, und das Geld fließt transatlantisch und über viele Grenzen hinweg.

taz: Wäre das nicht ein Argument für grundlegende Veränderung?

Dhatt: Ja, die Geschichte der Frauenrechte war schon immer eine Geschichte der Gerechtigkeit. Wenn wir egalitäre Systeme haben und Arbeit gleich entlohnen, ist das Gerechtigkeit für alle. Aber die Frage ist: Wie kann man ein System niederreißen, ohne damit destabilisierende Kräfte zu entfesseln? Die Abschaffung der US-amerikanischen Auslandshilfen durch USAID führte dazu, dass Millionen von Kindern und Frauen ihr Leben verlieren, weil sie keinen Zugang mehr zu lebensrettenden HIV-Behandlungen haben und die Müttersterblichkeit steigt. Aber in unserer Kampagne geht es definitiv um viel mehr als nur Führungspositionen. Wir wollen keine symbolische Alibi-Repräsentanz.

taz: Wie meinen Sie das?

Dhatt: Sie wissen schon: Die eine Frau, die eine Behörde leiten darf, und dann die Last jeder Ungerechtigkeit trägt, die Frauen in diesem Bereich erleiden müssen. Es geht wirklich um die gesamte Pipeline, um den Wandel des gesamten Systems. Wir können einen anderen Weg für die Menschheit finden.

vernetzt uns mit Lady Marième Jamme in Nairobi 23

vernetzt durch Choolwe Nkwemu Jacobs in Lusaka 22

USA



Roopa Dhatt, San Francisco

vernetzt uns mit einer Lehrerin in Kakuma 52

Kenia

Sambia

Kenia



Calendar Girls,
Julia Gunther,
Südafrika
(1/5)

Die süd-afrikanische Aktivistin Chedino Martin hat 2019 „Miss Calendar Girl“ gestartet – einen Schönheitswettbewerb, der trans Frauen und Dragqueens feiern soll ...

kampferprobt

„Digitale
Werkzeuge
gehören
selbstver-
ständlich
zum
Feminismus“

#aufschrei entstand 2013 spontan. Nicole von Horst postete damals: „Der Arzt, der meinen Po tätschelte, nachdem ich wegen eines Selbstmordversuchs im Krankenhaus lag.“ Ich schlug dann vor, unsere Erfahrungen mit sexualisierten Grenzüberschreitungen unter einem Hash-tag zu sammeln.

Erst war Twitter voll davon, dann griffen Online-medien das auf, und drei Tage später saß ich bei Günther Jauch, der sich aber auf den Fall Rainer Brüderle konzentrierte. Dass es so viele andere Betroffene gab, hat mich nie gewundert. Aber dass so viele den Mut haben würden, ihre Scham abzulegen und sich öffentlich zu äußern, das gab es vorher in der Form noch nicht.

#aufschrei hat gezeigt, dass digitale Werkzeuge heute selbstverständlich zum feministischen Aktivismus gehören. Gleichzeitig wurde klar, dass man im Netz immer mit digitaler Gewalt rechnen muss. Mit Hasskommentaren sollten wir wieder aus dem Raum gedrängt werden, den wir uns genommen hatten. Wir müssen deshalb im feministischen Aktivismus auch Fürsorgestrukturen auf- und ausbauen, damit wir dieser Gewalt nicht schutzlos ausgeliefert sind. Anne Wizorek, 44, initiierte 2013 den #aufschrei. Protokoll: Amélie Richter

Rettet euch lieber selber!

Der Westen gibt sich gern emanzipatorisch, agiert aber imperialistisch – zuletzt auch in Iran. Das kann sich nur ändern, wenn weiße Feminist:innen koloniale Strukturen radikal hinterfragen

Von Nikita Dhawan

ange dominierte im Feminismus das Paradigma der „globalen Schwesternschaft“. Der Gedanke: Die feministische Bewegung müsse universell sein, um das ebenfalls universelle Patriarchat zu stürzen. Ihren Ursprung hatte diese Idee in weißen feministischen Bewegungen des Globalen Nordens.

Doch durch den Anspruch der Universalität machte die „globale Schwesternschaft“ wichtige Unterschiede entlang von Kategorien wie Race und Class unsichtbar. Intersektionales Denken zeigt heute auf, wie sich Sexismus, Heteropatriarchat, Rassismus, Antisemitismus, Islamophobie und Transphobie gegenseitig bedingen, während Kapitalismus und Neokolonialismus weiterhin große Teile der Weltbevölkerung arm und entrechtet halten. In den Mittelpunkt rückte deshalb die Frage: „Welche Unterschiede machen wirklich einen Unterschied?“

Feminist:innen beantworten diese Frage unterschiedlich. Befürworter:innen des transnationalen Feminismus betonen, dass Frauen aus dem Globalen Süden von wachsenden zivilgesellschaftlichen Netzwerken profitieren. Diese, so die Auffassung, erleichterten die Partizipation an internationalen Entscheidungsprozessen.

Kritiker:innen hingegen warnen, dass die Verschmelzung lokaler Kämpfe mit einer globalen Frauenbewegung hegemoniale feministische Agenden verstärken kann. Denn der vermeintlich universelle Ansatz bringt eine lange Geschichte von Erklärungsansätzen mit sich, die genderbedingte Ungleichheit primär auf „kulturelle Praktiken“ zurückführen. Praktiken wie „Zwangsheirat“, „Mitgift“ oder „Ehrenmorde“ werden oft als Beweis patriarchaler Traditionen in Afrika, Indien oder islamischen Gesellschaften herangezogen, während westliche Normen als emanzipatorisch

und universell dargestellt werden. Diese Kulturalisierung lenkt von globalen strukturellen Ungleichheiten ab und legitimiert gleichzeitig Rettungsnarrative sowie westliche Interventionen. Frauen im Globalen Süden werden häufig als hilflose Opfer konstruiert, während westliche Feminist:innen Solidarität „austeilen“.

Aus postkolonialer Perspektive entsteht dadurch eine ungleiche Dynamik zwischen „Geber:innen“ und „Empfänger:innen“ von Solidarität – ein Relikt historischer Gewalt und ein Hinweis darauf, dass die Dekolonisierung des Feminismus bisher nur begrenzt erfolgreich ist.

Wie imperialistischer Feminismus aussieht, zeigt Alice Schwarzer. Sie geht davon aus, dass es eine gemeinsame Interessenlage aller Frauen weltweit gibt – unabhängig von Region, Ethnie, Klassenzugehörigkeit oder Religion. Dieses universalisierende Denken ignoriert jedoch die spezifischen Bedingungen bestimmter Frauengruppen. Die Ausbeutung migrantischer Arbeiterinnen oder die historische Beteiligung weißer Frauen an Rassismus und kolonialer Unterdrückung Schwarzer Frauen werden ausgeblendet.

Jede Krise hat eine Genderdimension. Patentlösungen für „die Interessen aller Frauen“ dienen aber oft dazu, westliche Interventionen zu legitimieren und nicht-westliche Formen der Gendergerechtigkeit auszublenden.

Im Globalen Norden wird Gewalt oft instrumentalisiert, um Migrant:innen und postkoloniale Gesellschaften als inhärent frauenfeindlich zu stigmatisieren. Strategien gegen Gewalt können so unbewusst Rassismus und Militarisierung verstärken, anstatt lokale Allianzen zu stärken. Bislang tut sich transnationale feministische Forschung schwer, aus einer geteilten genderbasierten Verletzlichkeit politische Hand-

lungsmacht für globale Kämpfe zu entwickeln, ohne koloniale und eurozentrische Impulse zu reproduzieren.

Weißer Frauen
stimmten
mehrheitlich für
Trump – trotz
seiner sexistischen
Politik

Nach den Genoziden in Ruanda und Srebrenica entwickelte sich in der UN Anfang der 2000er die „Responsibility to Protect“-Doktrin. Mit ihr sollten Bevölkerungen vor Gewalt geschützt werden. Für die internationale Gemeinschaft sah sie die Verantwortung vor, diesen Schutz zu gewährleisten – notfalls auch mit militärischen Interventionen.

Beim Einmarsch der US-Truppen in Afghanistan zeigte sich, wie die Doktrin instrumenta-

liert wurde. Laura Bush, die damalige First Lady der USA, verkündete damals im Radio, die USA würden afghanische Schwestern vom Taliban-Regime befreien, während CNN Bilder afghanischer Frauen beim Abnehmen der Burka zeigte. Ähnlich legitimiert Trump aktuell die Bombardierungen des Mullah-Regimes in Iran. Der Krieg wird unter anderem mit der Emanzipation unterdrückter Frauen gerechtfertigt. Diese Sprache verschleiert imperialistische Absichten, während die Handlungsfähigkeit der Frauen vor Ort nicht gestärkt wird.

Frauen aus dem Globalen Süden erscheinen in westlicher Forschung und Medien oft als stumme Opfer, die die Solidarität von „emanzipierten weißen Schwestern“ benötigen. Die Realität widerspricht diesen Annahmen: Bei den US-Präsidentenwahlwahlen 2016 und 2024 stimmte trotz sexistischer und rassistischer Politik über die Hälfte der weißen Frauen für Trump, während eine deutliche

Mehrheit Schwarzer Frauen, Latinas und Women of Color gegen ihn stimmte. Um die berühmte Aussage der postkolonialen Feministin Gayatri Spivak zu paraphrasieren: „Es ist die Bürde der braunen Frauen, die weißen Frauen vor weißen Männern zu retten.“

In den aktuellen geopolitischen Krisen braucht es postkoloniale, queere und feministische Kämpfe dringender denn je. Feminismus muss in der Praxis aber solidarischer und inklusiver werden: Lokale Kontexte müssen ernst genommen, koloniale Machtstrukturen hinterfragt und die Stimmen marginalisierter Personen in den Mittelpunkt gerückt werden. Nur so lassen sich die universalen Narrative der westlichen „global sisterhood“ aufbrechen und ein antiimperialistisches feministisches Projekt vorantreiben.

Nikita Dhawan ist Professorin für Politische Theorie an der TU Dresden.

Erinnern

Scrollstory

Nach KZ & Zwangsarbeit:
Neuanfänge im befreiten Europa



Frühling 1945. Europa liegt in Trümmern – der Krieg ist vorbei. Drei Frauen erzählen von ihrem Neubeginn nach ihrer Befreiung aus dem KZ Ravensbrück.

boell.de/neuanfaenge-europa

Kämpfen

Policy Paper

Reclaiming Tech:
Tools for Territorial Defenders
Facing Digital Repression



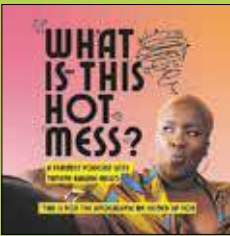
Diese Publikation zeigt, wie sich Aktivist*innen mit feministischen, dekolonialen und solidarischen Strategien gegen Online-Gewalt, Überwachung und Desinformation wehren – und Technologie für ihre Kämpfe zurückerobern.

boell.de/publikationen

Verändern

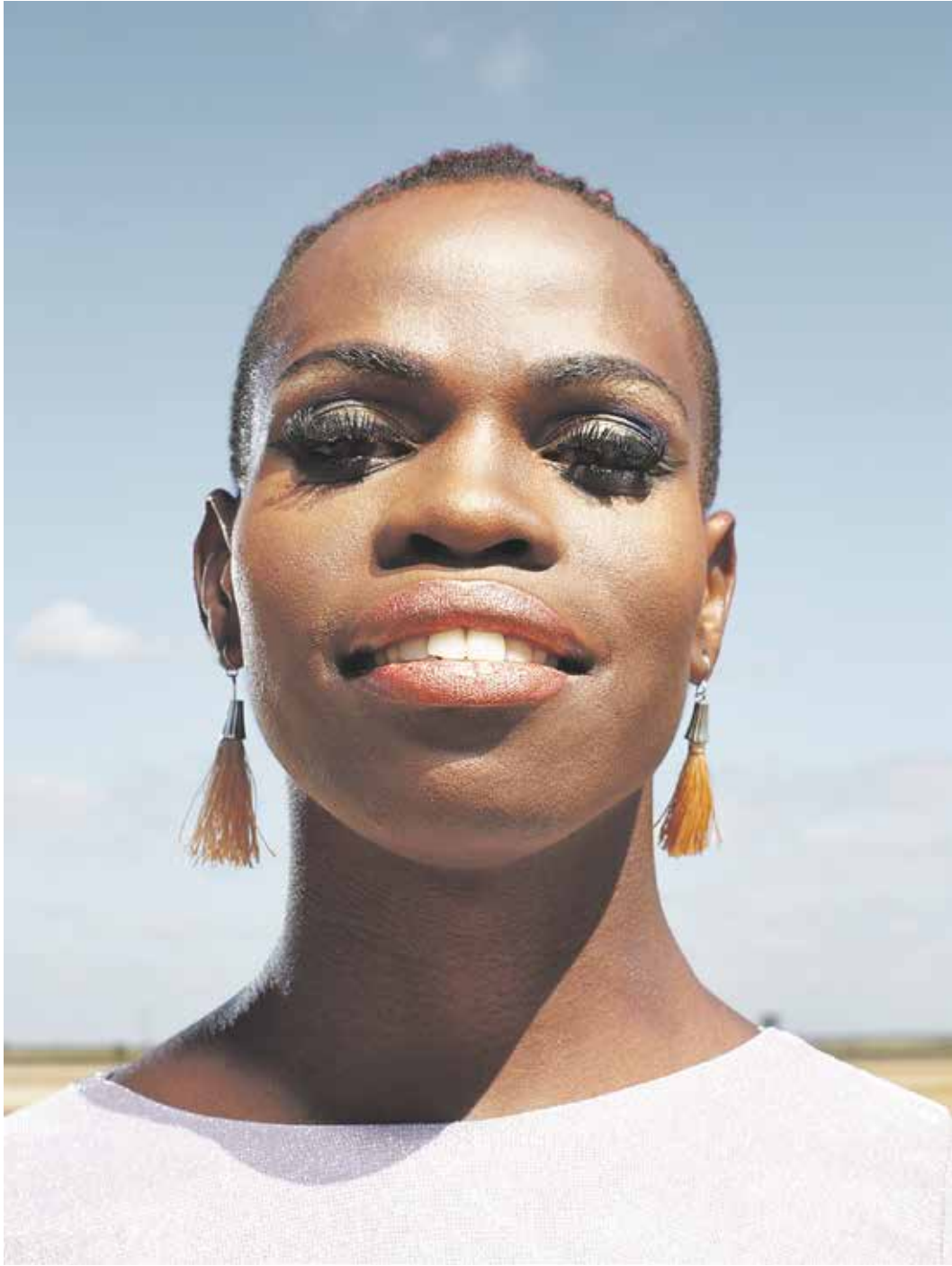
Podcast

A Feminist Podcast with
Tiffany Kagure Mugo



Über Dinge, die die Welt derzeit durcheinanderbringen – und die Methoden, mit denen einige brillante Feminist*innen daran arbeiten, dieses Chaos zu beseitigen.

boell.de/podcasts



Calendar Girls, Julia Gunther, Südafrika (2–4/7)

Wenn es toxisch wird

Weibliche Solidarität klingt nicht nur gut, sie ist es auch. Es gibt aber auch das Gegenteil davon, gerade in Führungspositionen. Das behindert Frauen auf vielfache Weise

Von **Simone Schmollack**

Die junge Kollegin würde gern eine Stufe in der Hierarchieleiter nach oben klettern. Ich habe eine Chefin, denkt sie, eine Frau, die weiß, wie hart es ist, sich nach oben zu arbeiten. Sie wird mir helfen, in diesem Laden voller Männer weiterzukommen. Denn wenn Frauen solidarisch miteinander sind, sind sie stärker und überwinden (männliche) Grenzen.

Doch was so logisch und so schön klingt in diesem fiktiv-realen Beispiel, existiert in der Berufswelt vielfach leider nicht. Statt weiblicher Solidarität, Gemeinsamkeit, Sich-aufeinander-verlassen-Können herrscht vielfach das Gegenteil vor: toxische Solidarität. Diese wird vermehrt beklagt, seit es Frauen in höhere Führungsgremien geschafft haben. Und doch ist toxische Solidarität nicht immer leicht zu erkennen. Denn sie tarnt sich als Gemeinschafts- und Mitgefühl und kommt in Sätzen daher wie: „Bist du nicht zu sensibel für diesen Job?“ „Wolltest du dich nicht mehr um deine Familie kümmern?“ „Diese Aufgabe übernimmt Kollege Soundso, der kann das, der macht das schon seit Jahren.“ „Du wirst in deiner Abteilung dringend gebraucht, da kannst du jetzt nicht weg.“ Dahinter stecken weniger Fürsorge und Achtsamkeit, sondern

Abwertung und Abwehrstrategien: Kompetenz wird infrage gestellt, Engagement untergraben, Erfahrung negiert. Früher wurde so etwas gern „Stutenbissigkeit“ genannt. Der vielfach preisgekrönte Film „Tár“ (2022) über die erste Cheffirigentin nimmt sich 2 Stunden und 38 Minuten Zeit, um toxische Solidarität und Machtmissbrauch durch eine Frau darzustellen. Die Hauptfigur Lydia Tár ist dabei Täterin und Opfer zugleich. Mit ihrer Omnipotenz und -präsenz fordert und überfordert sie sich und andere, die sie zudem unterwirft. Das wiederum hat mit der männlichen Welt zu tun, in der sich die hochangesehene Musikerin behaupten muss.

Sind Frauen gegenüber anderen Frauen toxisch, reproduzieren sie männliche Strategien

Denn Frauen in der Führungswelt sind ein relativ neues Modell. Und so schauen sich Frauen gern von Männern ab, wie man ganz nach oben kommt. An Männern sehen sie auch, wie sie sich verhalten

sollten, um sich oben zu halten. Und doch können sie sich niemals sicher sein, es richtigzumachen: Verhalten sie sich wie typischerweise Männer, wird ihnen genau das vorgeworfen. Verhalten sich Frauen weniger „typisch männlich“, werden sie als nicht durchsetzungsfähig tituliert und der Führungsposition nicht gewachsen zu sein.

Sind sie oben angekommen, zahlen viele dafür einen hohen Preis: Verlust von Privatleben, Freizeit, Lebensqualität. Für diese Härte sich selbst gegenüber wollen sie einen Lohn: unangefochten bleiben. Es darf also keine andere Frau neben ihnen geben, keine, die womöglich besser ist und ihr sogar den Job streitig machen könnte. Dieses Verhalten, Konkurrentinnen fernzuhalten, nennt die feministische Wissenschaft Queen-Bee-Syndrom.

Und so umgeben sich viele Frauen in Führungspositionen eher vor allem mit Männern, das Symbol ist deutlich: Ich habe die männliche Welt begriffen, ich habe mich in ihr ganz nach oben geboxt, weil ich es kann. Damit reproduzieren Frauen hegemonial-männliche Strategien, von Männern gesetzte Machtgefüge und Hierarchien. Auch dafür gibt es einen feministisch-wissenschaftlichen Begriff: Gatekeeper. Man könnte auch sagen: Es ist ein Verrat an Frauen.

Toxische Weiblichkeit gibt es nicht nur in Toppositionen, auch in unteren Hierarchieebenen können sich Frauen gegenüber anderen Frauen schäbig verhalten. Ein Klassiker ist Erfolgsneid: Eine Kollegin macht ihre Arbeit überaus gut und erhält dafür viel Lob. Eine andere neidet ihr den Erfolg – und beginnt, gegen sie zu arbeiten. Sie verbreitet Gerüchte über sie, streut Fake News. Ihrer „Feindin“ gegenüber verhält sie sich allerdings ausgesprochen freundlich. Diese Dynamik ist zerstörerisch, denn sind Gerüchte erst einmal verbreitet, gibt es immer Kolleg:innen, die ihnen Glauben schenken.

Wie kann toxische Solidarität vermieden werden? Dafür gibt es von Expertinnen Tipps, so was wie: Als Chefin andere Frauen sichtbar machen, sie fördern, statt sie zu verhindern. Als Kollegin das Lästern vermeiden, die Opferrolle verlassen, Bündnisse mit anderen Frauen schmieden. Oder anders formuliert: Sich von Männern mal etwas Positives anschauen, nämlich wie man Netzwerke aufbaut und sich gegenseitig erfolgreich fördert.

Doch was in der Theorie so logisch wie leicht klingt, ist im Alltag schwer mit Leben zu füllen. Das setzt neben eigener emotionaler Stärke vor allem voraus, dass andere Frauen mitziehen. Die dann auch den Mut haben, sich mit Männern anzulegen.

„Geschlecht sehr wohl“

Sanna Marin wurde 2019 mit 34 Jahren Feiern zeigte, wurde in ihrer Amtszeit

Interview **Tanja Tricarico**

taz: Frau Marin, im Sommer 2022 dominierten Sie die Schlagzeilen, weil Sie bei einer Party tanzten und Alkohol tranken. Ärgert Sie das heute noch?

Sanna Marin: Meine sogenannten Skandale waren alle moralischer Natur. Also nichts wirklich Ernstes wie Machtmissbrauch oder Veruntreuung öffentlicher Gelder oder Ähnliches.

taz: Später sind Sie aber zurückgetreten.

Marin: 2023 haben wir die Wahlen in Finnland verloren. Deshalb bin ich zurückgetreten.

taz: Politik ist ein hartes Geschäft. Erfahren Sie dennoch Solidarität während des Medienrummels?

Marin: Ja, zum Beispiel von Hillary Clinton, aber auch von vielen Politikerinnen in anderen Ländern. Und es gab den Hashtag #keepondancing, den viele verbreiteten. Ich glaube, die Unterstützung war so breit, weil die Kritik an dem Video so unverhältnismäßig war. Es wurde ja ernsthaft debattiert: Ist sie in der Lage, ihren Job zu machen, wenn sie Freunde hat und ihre Freizeit so verbringt?

taz: Also spielt Geschlecht nach wie vor eine große Rolle in der Politik?

Marin: Ich dachte immer, dass es keine Rolle spielen sollte. Aber nachdem ich mehrere Jahre in der Politik tätig und Regierungschefin meines Landes war, erkenne ich, dass das Geschlecht lei-



...die Fotografin inszeniert die Girls in Anlehnung an die Komödie „Priscilla – Königin der Wüste“ von 1994 in einer Salzwüste außerhalb Kapstadts...

nt spielt leider eine Rolle“

Jahren finnische Regierungschefin. Ein Video, das sie beim Zeit zum Skandal. Ein Gespräch über Feminismus in der Politik

der sehr wohl eine Rolle spielt. Jetzt sehe ich mich nicht mehr nur als Feministin in dem Sinne, dass das Geschlecht keine Rolle spielen sollte, sondern auch als Feministin, die Frauen und andere Minderheiten aktiv unterstützen möchte, weil ich sehe, wie schwer es für sie ist. Es gibt keine gleichen Wettbewerbsbedingungen. Warum sollten wir also so tun, als gäbe es sie?

taz: Brauchen wir dann den Begriff einer feministischen Politik? Die ehemalige deutsche Außenministerin Annalena Baerbock hat den Begriff in der Außenpolitik stark geprägt.

Marin: Vielleicht sollten wir unsere Energie nicht darauf verwenden, um jede Formulierung zu kämpfen. Finnland hat zum Beispiel immer feministische Ziele verfolgt, die Unterstützung von Frauen und Mädchen, insbesondere im Bereich Bildung, aber auch zunehmend im Bereich Technik. Ich denke, dass der Inhalt wichtiger ist als die Formulierung.

taz: Der Begriff Feminismus wird in der Politik heute oft als Provokation gewertet. Also lieber nicht nennen?

Marin: Das sagt etwas über unsere Zeit aus. Vor zehn Jahren hätte ich mir das nicht vorstellen können. Jetzt ist eine frauenfeindliche Sprache wieder so normal geworden. Menschen werden bewertet nach dem, woher sie kommen, wie sie aussehen. Die Idee eines Kollektivs, dass es eine gleichberechtigte Welt für alle Men-

schen geben sollte, wird immer weniger unterstützt. Es gibt immer mehr Stimmen in unseren Gesellschaften, die sagen: Ja, vielleicht sollten Frauen an ihrem Platz bleiben und vielleicht sollten Männer die Macht haben. Ich finde das sehr beunruhigend. Dagegen sollten wir uns wehren.

taz: Wie erklären Sie sich diesen Rückschritt und diese Attacken auf feministische Bewegungen?

Marin: Wenn man Gleichberechtigung schaffen will und es eine Gruppe gibt, die fast die gesamte Macht und alle Ressourcen hat, dann bedeutet das, dass man der Gruppe etwas wegnehmen muss. Natürlich gibt es Widerstand dagegen, natürlich wollen sie ihre Privilegien nicht aufgeben. Das sollte uns nicht überraschen. Aber das bedeutet nicht, dass wir das akzeptieren sollten.

taz: Sie sagen, wir sollten uns wehren. Wie?

Marin: Erstens mit Zusammenhalt. Wir können nichts alleine erreichen, sondern nur indem wir andere finden, die die gleichen Ziele und Werte teilen. Zweitens: Wissen teilen, vor allem glaubwürdiges Wissen, denn die Welt ist voller Desinformation. Das ist eine echte Herausforderung in unseren Demokratien. Es wird immer schwieriger, sich in der Menge und auch in der Qualität des Informationsflusses zurechtzufinden. Und drittens: Mut. Besonders Menschen aus Minderheiten-

gruppen und Frauen, die sich in öffentlichen Debatten äußern, sind mit Hass konfrontiert. Und das nur, weil sie ihre Stimme erheben, sich an Diskussionen beteiligen oder für ein politisches Amt kandidieren.

taz: Das ist die Analyse. Was heißt das konkret?

Marin: Wir brauchen Frauen und Männer, die andere Frauen unterstützen. Wir müssen Orte schaffen, an denen es sicher ist, sich zu beteiligen. Wir brauchen aktiven Schutz für diejenigen, die sich in dieses Umfeld und dieses Risiko begeben. Das bedeutet auch, dass wir Gesetze brauchen.

„Es gibt keine gleichen Wettbewerbsbedingungen. Warum sollten wir also so tun, als gäbe es sie?“

taz: Welche Gesetze?

Marin: Große Techunternehmen sollten per Gesetz dazu gebracht werden, Hass und bösartige Angriffe wirksam einzudämmen. Wir brauchen echte Maßnahmen, um engagierte Menschen zu schützen.

taz: Wünschen Sie sich das auch für sich selbst?

Marin: Ich glaube, für mich war es einfacher, als ich meine politische Karriere 2007 begann. Als ich 2008 zum ersten Mal für ein Amt kandidierte, gab es noch nicht die Transformation durch die sozialen Medien. Ich habe mich mit den Menschen in echten Diskussionen ausgetauscht, und wenn man Menschen so trifft, sagen sie einem nicht die Dinge ins Gesicht, die sie online sagen. Ich konnte mir nach und nach eine dicke Haut zulegen. Aber für Personen, die sich jetzt zum ersten Mal in der Politik engagieren, ist das ganz anders. Und das könnte sie abschrecken.

taz: Welche Person auf dem internationalen Parkett steht für Sie besonders für feministische Solidarität?

Marin: Es gibt viele Frauen da draußen, die ich nennen oder beschreiben könnte. Wenn Sie einen Namen wollen, dann wähle ich Ursula von der Leyen.

taz: Wirklich?

Marin: Sie ist vielleicht keine feministische Ikone, aber sie ist eine äußerst fähige und starke Führungskraft. Und sie hat eine unglaubliche Widerstandsfähigkeit. Sie hat das als Präsidentin der Europäischen Kommission während der Covidpandemie bewiesen. Sie zeigt dies im Krieg in der Ukraine, während der Energiekrise und der hohen Inflation. Und vor allem in dieser neuen alten Weltordnung, in der Stärke und Macht wichtiger sind als die internationalen Regeln, die wir aufgebaut haben.

taz: Ist in dieser neuen Weltordnung das Konzept einer solidarischen Welt nicht hinfällig geworden?

Marin: Ganz und gar nicht. Ich glaube, wir brauchen es dringender denn je zuvor. Und wenn wir die derzeitige Lage betrachten, finde ich es auch wichtig, sich daran zu erinnern, wie es vorher war.

taz: Nämlich?

Marin: Es gab eine Ordnung, die auf internationalen Regeln basierte. Die Souveränität einzelner Länder wurde geachtet. Es war Konsens, dass Frauen und Männer die gleichen politischen und gesellschaftlichen Rechte haben und haben sollten. Das war nicht immer so, das haben die Generationen vor uns für uns erkämpft. Das alles wird gerade infrage gestellt. Aber wir sollten jetzt auch nicht in Verzweiflung verfallen. Wir alle können unseren Teil dazu beitragen, egal ob groß oder klein, dass es wieder besser wird.



Sanna Marin, Jahrgang 1985, war von 2019 bis 2023 Ministerpräsidentin Finnlands. Sie gehört der Sozialdemokratischen Partei Finnlands (SDP) an. Zum Zeitpunkt ihres Amtsantritts war sie die jüngste Regierungschefin weltweit.

Es braucht weiterhin Kraft, Resilienz und Selbstbewusstsein

Frauen, ihre Rechte und Repräsentanz, sind Gradmesser für den Zustand einer Gesellschaft, sagt Annalena Baerbock

Voretwas mehr als dreißig Jahren trafen sich führende Frauen aus aller Welt mit einer klaren Botschaft: „Menschenrechte sind Frauenrechte und Frauenrechte sind Menschenrechte – ein für alle Mal.“ Für diejenigen, die nach der Peking Women's Conference von 1995 geboren wurden und für die Frauen in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft selbstverständlich sind, eine Banalität. Damals als weltweiter Konsens eine Revolution. Man erinnere sich: Auch in Deutschland gab es zu der Zeit noch heftigstes Ringen darüber, ob die Vergewaltigung in der Ehe ein Verbrechen sei.

Seitdem wurden weltweit über 1.500 Gesetze in 193 Ländern zur Bekämpfung geschlechtsspezifischer Gewalt verabschiedet, der Frauenanteil in nationalen Parlamenten hat sich mehr als verdoppelt und Frauen besitzen heute weltweit jedes dritte Unternehmen. Wir Frauen heute stehen auf den Schultern von Gigantinnen und gehen den Weg, den Frauen vor uns geebnet haben, hin zu einer Welt, in der unsere Töchter heute „Frauenrechte sind Menschenrechte“ als Selbstverständlichkeit und nicht als revolutionäre Erkenntnis betrachten können.

Trotz dieser Fortschritte wissen wir, dass die Revolution alles andere als vollendet ist. Keines der in den Zielen für nachhaltige Entwicklung (SDGs) festgelegten Ziele zur Geschlechtergleichstellung wird bis 2030 erreicht werden. In Afghanistan erleben wir die schlimmsten systematischen Frauenrechtsverbrechen, was viele mittlerweile als Genderapartheidssystem bezeichnen. Im Iran haben insbesondere Frauen unter der systematischen Repression gelitten. Und es gibt kein Land auf der Welt, in dem Frauen Männern vollständig gleichgestellt sind, insbesondere in Bezug auf Repräsentation und Ressourcen. Obwohl Frauen mehr arbeiten, kontrollieren sie nur ein Drittel des weltweiten Kapitals und verdienen global 23 Prozent weniger als Männer. Im derzeitigen Tempo wird es über 130 Jahre dauern, die Lohnlücke zu schließen.

Trotz des Anstiegs der Zahl weiblicher Abgeordneter besetzen sie nach wie vor nur 27 Prozent der Parlamentssitze und 30 Prozent der Regierungspositionen. In 113 Ländern gab es noch nie eine Staatschefin. Auch die Vereinten Nationen bilden keine Ausnahme. In ihrer 80-jährigen Geschichte wurde noch nie eine Frau zur Generalsekretärin ernannt – obwohl Frauen und Mädchen die Hälfte der Weltbevölkerung ausmachen.

Weltweit erlebt jede dritte Frau im Laufe ihres Lebens sexuelle Gewalt. Die Digitalisierung und künstliche Intelligenz schaffen unglaubliche neue Möglichkeiten, aber zugleich verstärken sie bestehende Biases und geschlechtsspezifische Gewalt, wie beispielsweise die Tatsache zeigt, dass über 90 Prozent der Deepfake-Pornovideos im Internet Frauen ins Visier

nehmen. Offensichtlich kein Zufall, sondern System; und der extreme Ausdruck dessen, wie soziale Medien mittlerweile insgesamt gezielt dafür genutzt werden, vor allem Frauen wieder in ihre vermeintlich alten Schranken zu weisen. Je sichtbarer, einflussreicher und offensiver Frauen werden, desto schmaler der Grad der auf Social Media „akzeptierten“ Verhaltensweisen und desto härter die Angriffe. Wenn dann noch weibliche Lebensfreude dazukommt, scheint bei manchen die Triggersicherung einfach durchzubrennen, wie wir alle bei den Kommentaren über die erfolgreichsten Wintersportlerinnen bei Olympia gerade live und in Farbe miterleben mussten.

Zugleich haben Alysia Liu, Francesca Lollobrigida, Elana Meyers Taylor, Eileen Gu und Co mehr als verdeutlicht, dass es keine Chance gibt, die Zeit zurückzudrehen. Es sind eben nicht mehr nur einzelne, die – wenn es heißt Frauen seien zu alt, zu wenig dünn, zu ehrgeizig oder einfach Mutter – sagen: Jetzt erst recht. Es ist im wahrsten Sinne eine ganze Fraueneishockey-Nationalmannschaft, die lässig den Sexismusanspruch von Präsident und Männerteam zum Losermoment werden lässt und deutlich macht, wir Frauen nehmen es einfach nicht mehr hin, wenn Frauen und Mädchen ausgeschlossen oder abgewertet werden. Wir weichen nicht mehr, wir bleiben. Und ziehen daraus unsere ganz eigene weibliche Stärke.

Wir Frauen heute stehen auf den Schultern von Gigantinnen und gehen den Weg, den Frauen vor uns geebnet haben

In diesem Sinne feiern wir bei den UN mit der Kampagne #LikeAWoman die Kraft, Resilienz und das Selbstbewusstsein von Frauen in allen Bereichen der Gesellschaft. Wir nehmen despektierlich gemeinte Aussagen wie „You run like a girl“ volley und zeigen, was sie für Millionen Frauen und Mädchen mittlerweile sind: Ausdruck und Anreiz zu weiblicher Stärke, Ausdauer und Erfolg. So wie Fußball-Weltmeisterin Mia Hamm den Spruch ihres männlichen Trainers konterte: „Wenn er ein bisschen schneller laufen würde, könnte er das auch.“

Um gemeinsam zu zeigen: Frauen sind keine Opfer, sondern Handelnde. Sie sind Aktivistinnen, Aufklärerinnen und Führungskräfte. Sie sind Heldinnen. Frauen, ihre Rechte und Repräsentanz, sind der Maßstab für jede Gesellschaft. Je stärker die Beteiligung von Frauen, desto freier eine Gesellschaft für alle.

Annalena Baerbock, ehemalige Bundesaußenministerin, ist Präsidentin der UN-Generalversammlung.

Ganze 360 Grad

Warum Solidarität unter Frauen stärker wird, wenn wir sie auch von unten nach oben denken

Von **Katrin Gottschalk**

Solidarität klingt erst einmal immer super. Solidarische Menschen stehen füreinander ein, helfen den Schwächeren, teilen ihr Glück und ihre Ressourcen. Im Alltag denken wir Solidarität aber häufig verkürzt, vertikal – als Fürsorge der Starken für die Schwachen. Rund um den feministischen Kampftag kursiert dazu passend jedes Jahr dieses animierte Bild: Eine Frau hilft der nächsten nach oben. Eine, die steht, bückt sich nach unten und hilft einer anderen. Eine, die stärker ist, zieht eine schwächere hoch. Mit diesem Von-oben-nach-unten-Schema begrenzen wir unser Solidaritätsverständnis grundlegend. Eine ganzhaltliche Solidarität unter Frauen muss auch Solidarität von unten nach oben beinhalten.

Das bedeutet keinesfalls, dass man Frauen in Machtpositionen immer in Schutz nehmen muss oder nicht kritisieren darf, weil sie Frauen sind. Wenn diese aber als Frau misogyn angegriffen werden, weil sie Frau sind – dann ist Solidarität geboten.

Denn Macht ist im Alltag häufig situativ. Nehmen wir die Schiedsrichterin bei einem Fußballspiel des Frauenteam von Eisern Union. Im einen Moment ist sie – aus Sicht der Fans – Adressatin von Buhrufen wegen eines vermeintlichen Fehlpfiffs. Sie hat die Macht dazu, alle sind ihrem Urteil unterworfen. Im nächsten Moment beschimpft ein Vollidiot auf der Tribüne sie als „Schiri-Fotzel!“ – und schon verändert sich die Dynamik. Plötzlich ist nicht mehr ihre Entscheidung das Thema, sondern die Herabwürdigung ihrer Person. Kritik an der Entscheidung bleibt legitim. Die Beleidigung aber überschreitet eine Grenze.

Gerade Frauen in öffentlichen Funktionen erleben diese Verschiebung besonders schnell. Als Renate Künast im Netz zutiefst frauenfeindlich beschimpft wurde, befand das Berliner Landgericht solche Äußerungen zunächst als von der Meinungsfreiheit gedeckt. Erst nach breiter öffentlicher Empörung und weiteren juristischen Auseinandersetzungen wurde klargestellt: Das ist keine legitime Kritik, sondern eine Beleidigung. Bemerkenswert war dabei die parteiübergreifende Empörung. Politische Gegner*innen stellten sich hinter sie. Nicht, weil sie ihre politischen Positionen teilten, sondern weil klar wurde: Die frauenfeindliche Entwürdigung von Frauen in politischen Ämtern gefährdet das gesamte demokratische Gefüge.

Solidarität im feministischen Kontext heißt nicht, Macht unkritisch zu stützen, sondern zwischen politischem Dissens und sexistischer Delegitimierung zu unterscheiden – Frauen in Machtpositionen nicht deshalb schutzlos zu lassen, weil sie „oben“ stehen. Solidarität im feministischen Kontext sollte auch bedeuten, die eigene Position zu hinterfragen.

Unsere Gesellschaft belohnt Konkurrenz systematisch. Kapitalistische Logiken fördern den Vergleich mit denen, die mehr besitzen, mehr Einfluss haben, mehr Sichtbarkeit. Solidarität wird unter solchen Bedingungen zu einer knappen Ressource, alle fühlen sich benachteiligt. So zerfällt Solidarität aber in nebeneinanderstehende Ansprüche. Jede Gruppe fordert sie ein – kaum jemand fühlt sich zuständig, sie zu gewähren.

Gerade unter Feminist*innen wird diese Komplexität sichtbar. Von außen erscheinen sie als eine geschlossene Gruppe. Von innen besteht die Bewegung aus einem Geflecht von Differenzen, auf die wir intersektional zu blicken gelernt haben. Eine weiße, arme Frau steht anders in der Welt als eine Schwarze, ökonomisch erfolgreiche Frau. Wer ist hier oben? Wer unten? Privilegien und Benachteiligungen überkreuzen sich.

Solidarität lässt sich deshalb nicht dauerhaft entlang einer festen Hierarchie verteilen. Sie muss beweglich gedacht werden – horizontal und, ja, auch situativ nach oben. Sie wird stärker, wenn wir sie nicht nur als Schutz der Schwächeren verstehen, sondern als Bereitschaft, Rollen, Verfahren und Personen auch dann zu verteidigen, wenn wir ihnen widersprechen.

... beim
eigentlichen
Wettbewerb
in einem Hotel
in Kapstadt
präsentierte
London van
Diamond alias
Miss January
einen Jeans-
look ...



Calendar Girls, Julia Gunther, Südafrika (5/7)

Eine gemeinsame Welt der FLINTA*s

Viele Feminist:innen träumen vom Matriarchat. Dabei wäre es viel sinnvoller, auf ein Konzept aus Mailand zu setzen

Von **Raweel Nasir**

Die Mosuo, ein indigenes Volk in China, leben in einer gesellschaftlichen Organisation, die man als Matriarchat beschreiben kann. Dort leben die Menschen in Großfamilien mit Haushaltsvorsteherinnen. Land und Eigentum wird über die mütterliche Linie an die Töchter vererbt. Männer wohnen ihr Leben lang im Haus ihrer Mutter und sind hauptverantwortlich für die Kinder ihrer Schwestern. Die Idee eines Matriarchats, so oder anders geartet, hat mich und viele Feminist:innen vor mir fasziniert. Eine Welt, in der es keine Männerherrschaft gibt, sondern Frauen oder vielleicht besser FLINTA*-Personen das Sagen haben, klingt fast zu schön, um wahr zu sein. Und schon bei diesem Satz merke ich, wie mein hoffnungsvolles Träumen durch skeptisches Grübeln abgelöst wird. Wer hätte im Matriarchat das Sagen, Frauen oder alle FLINTA*s? Und klingt „das Sagen haben“ nicht auch etwas autoritär?

Ob es in Gesellschaften wie der Mosuo wirklich solidarischer unter Frauen zugeht, kann ich nicht beantworten, weil ich im Patriarchat aufgewachsen bin. Aus dieser Perspektive erscheint mir alles ohne Männerherrschaft wie ein Paradies. Außerdem lässt sich die Mosuo-Struktur nicht einfach kopieren. Wir sind ökonomisch, politisch und sozial ganz anders aufgebaut. Was für uns auf den ersten Blick nach einer real umgesetzten Utopie klingt, mag für die Frauen der Mosuo etwas sein, womit sie vielleicht selbst hadern.

Statt von einem Matriarchat zu fantasieren, sollten wir lieber solidarische Netzwerke zwischen FLINTA* Personen aufbauen und stärken.

Bei der Umsetzung hilfreich ist das „Affidamento“-Konzept, das aus der Libreria delle donne di Milano, einem Mailänder Frauenbuchladenkollektiv hervorgegangen ist. Ins Deutsche übersetzt heißt Affidamento etwa „sich anvertrauen“ und das Kollektiv wird dem italienischen Differenzfeminismus zugerechnet. Ihr Ziel ist es, Geschlechterverhältnisse anders zu denken, denn darum geht

es dieser Art des Feminismus - nicht, wie im deutschen Diskurs oft falsch verwendet, um eine Form des Essentialismus.

Der Differenzfeminismus möchte darauf aufmerksam machen, dass das System, in dem wir leben, an sich männlich ist. Sprache, Kultur, Politik und Wirtschaft wurden von (cis-)Männern geschaffen und funktionieren nach (cis-)männlichen Denkmustern. Die originale Theorie spricht nur von Männern und Frauen, was der Zeit ihrer Entstehung geschuldet ist. Ich interpretiere sie aber Gender-inklusiv und spreche daher von Cis-Männern und FLINTA*s.

Diese sogenannte Bro-Culture ist die Wurzel und lebenserhaltende Maßnahme des Patriarchats. Alleine können FLINTA*s dem kaum begegnen, sie brauchen ein Gewebe von Beziehungen untereinander

Statt also FLINTA*s darin zu integrieren und damit patriarchale Muster fortzuschreiben, ist der zentrale Baustein des Differenzfeminismus, der gemeinsamen Welt der (cis-)Männer in allen Bereichen eine gemeinsame Welt der FLINTA*s entgegenzusetzen. Egal ob am Arbeitsplatz, im Sportverein oder privat, cis-Männer bilden quasi automatisch homoziale Bündle und vernetzen sich, sprechen sich gegenseitig Wert zu und machen die Arbeit anderer Männer sichtbar. Diese sogenannte Bro-Culture ist die Wurzel und lebenserhaltende Maßnahme des Patriarchats. Alleine können FLINTA*s dem kaum begegnen, sie brauchen ein Gewebe von Beziehungen untereinander.

Dabei geht es nicht darum, einfach nur solidarisch unter FLINTA*s zu sein und

eine Gleichheit zu imaginieren. Im Gegenteil, die Andersartigkeit von FLINTA*s soll bereichernd wirken und nicht bedrohlich sein.

In der Praxis des Affidamento geht es bewusst nicht nur, aber auch, um die Mutter-Tochter Beziehung. Es wird vor allem auch von symbolischer Mutterschaft gesprochen, die aus intergenerationellen Freundschaften von FLINTA*s bestehen soll und in der die jüngeren FLINTA*s sich den älteren anvertrauen, damit die FLINTA*-Netzwerke entstehen.

FLINTA*beziehungen sollen allerdings nicht nur im Privaten bleiben, sondern überall dort entstehen, wo FLINTA*s zusammen-treffen. Also zum Beispiel zwischen Lehrerin und Schülerin, Professorin und Studentin, zwischen Arbeitskolleginnen. FLINTA*s sollen entdecken, um es in den Worten der Mailänderinnen zu sagen: „Dass es notwendig ist, die Beziehungen zu anderen FLINTA*s besonders zu pflegen und sie als unersetzliche Quelle persönlicher Stärke, geistiger Originalität und sozialen Eingebunden-Seins zu betrachten.“

In dieser „gemeinsamen Welt der FLINTA*s, die sie sich vorstellen, soll das gesamte weibliche Geschlecht einen positiven Wert erhalten und die Zugehörigkeit dazu soll zur Quelle von Identität und Reichtum werden.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch zu erwähnen, dass die Mailänderinnen wissen, dass diese Art von Beziehungen oft spontan zwischen FLINTA*s entstehen. Ihnen geht es aber darum, dass FLINTA*s sich dem Potenzial einer solchen Beziehung bewusst werden und sich öffentlich zu dieser Quelle von Stärke bekennen.

Die Theoretikerin Britta Kroker schreibt, die Idee des italienischen Differenzfeminismus sei es, Feminismus nicht nur als Protest gegen Männer als Unterdrücker zu verstehen, sondern vor allem als das Zusammen-sein mit FLINTA*s beziehungsweise als Kampf gegen die Einmischung der cis-Männer in stabile FLINTA*-Beziehungen und Netzwerke. Für mich ist das die Utopie, die dem Matriarchat am nächsten kommt.

Frauen machen's vor

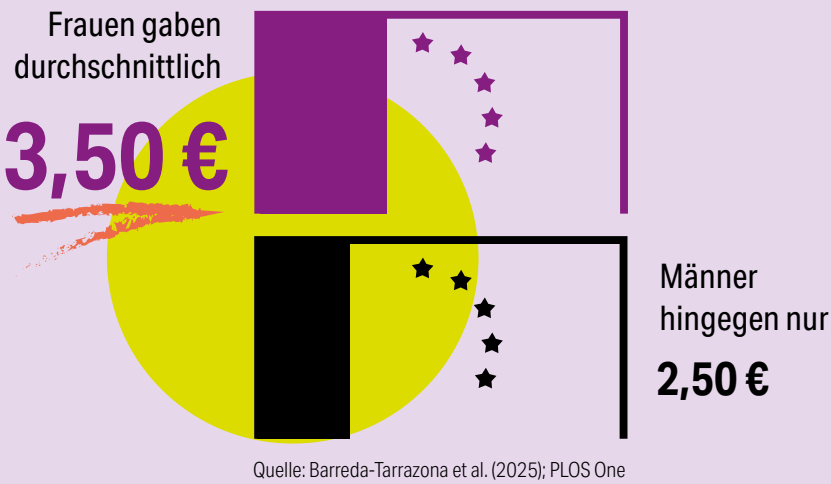
Im Vergleich zu Männern sind Frauen oft benachteiligt, verdienen weniger und leisten mehr Care-Arbeit. Gleichzeitig handeln sie auch solidarischer. Eine Erkundung der Gender Solidarity Gap in fünf Studien

Recherche und Konzept Clara Dünkler und Rumeysa Ceylan

Disclaimer: Geschlecht wird in quantitativen Studien häufig nur in männlich und weiblich unterteilt. Die hier dargestellten Studien sollten unter diesem Vorbehalt betrachtet werden.

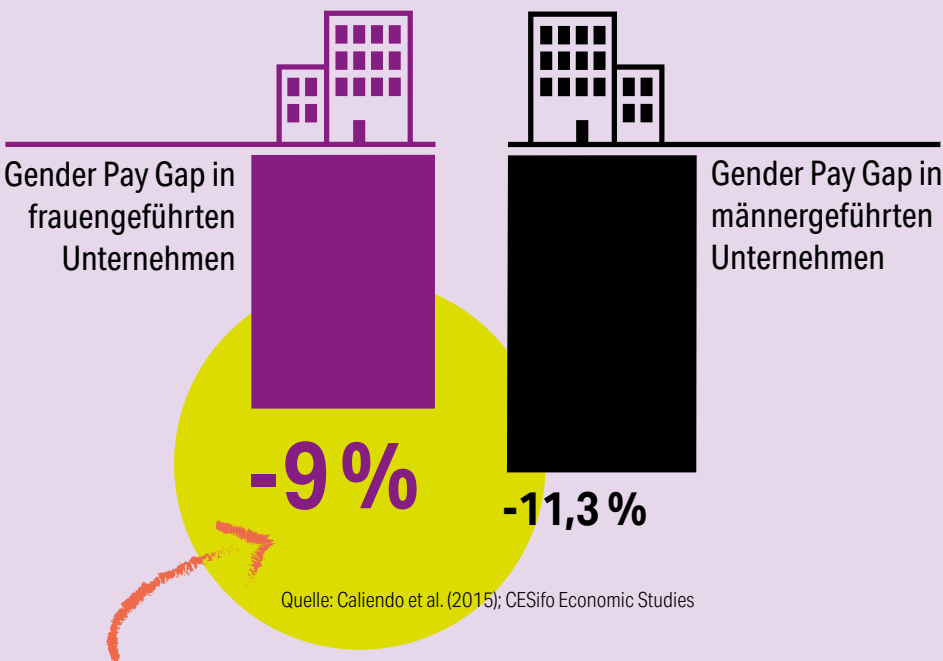
Frauen sind großzügiger

Bei einem Experiment bekamen die Teilnehmenden zehn Euro. Sie mussten dann entscheiden, wie viel davon sie einer anderen, ihnen unbekannten Person abgeben wollten.



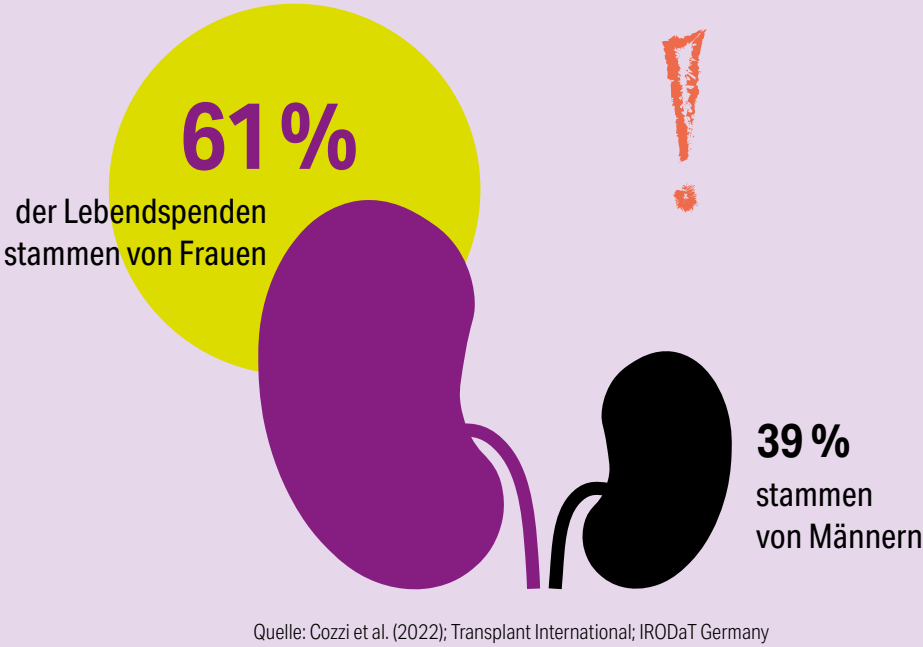
Frauen entlohnen fairer

In Unternehmen, die von Frauen geführt werden, ist der Lohnunterschied zwischen den Geschlechtern geringer – vor allem in Dienstleistungsbranchen und in kleineren Betrieben.



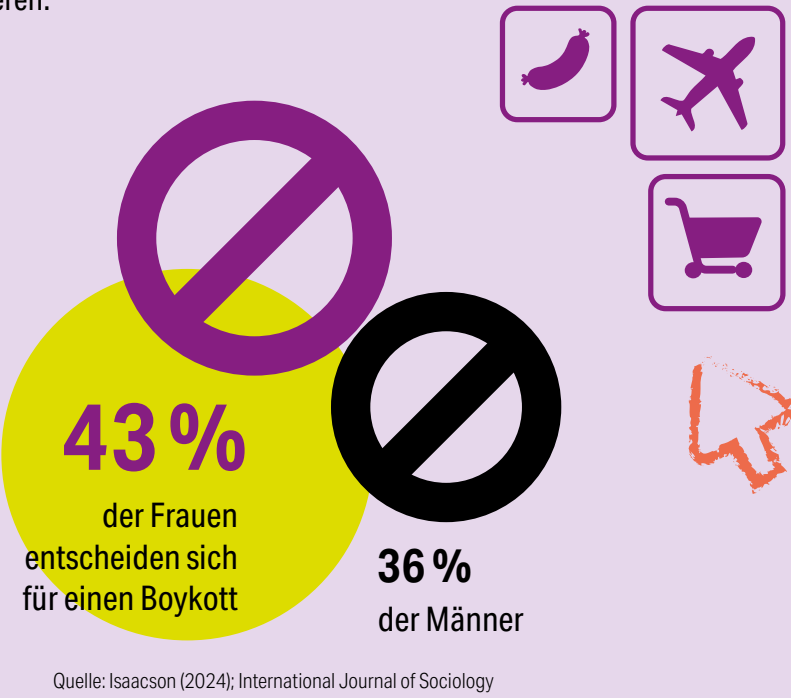
Frauen spenden mehr Nieren

Eine Metastudie wertete die Statistiken zu Lebendorganspenden aus 55 Ländern aus. In Deutschland spenden pro einer Millionen Einwohner 7,6 Menschen lebend ein Organ.



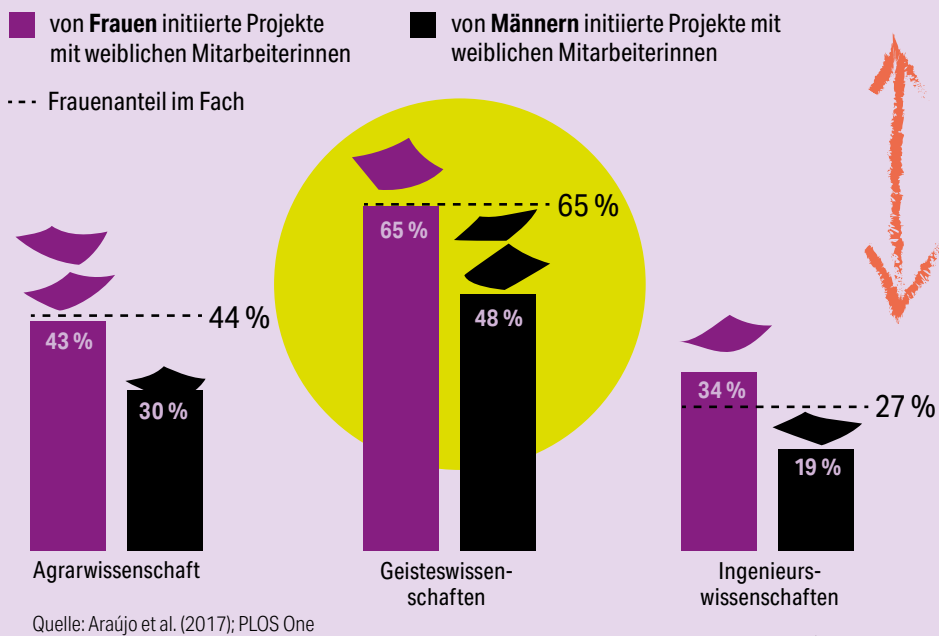
Frauen boykottieren mehr als Männer

Als Zeichen politischer Partizipation außerhalb von Institutionen entscheiden sich mehr Frauen als Männer, bestimmte Produkte aus Überzeugung nicht zu konsumieren.



Frauen arbeiten gleichheitsorientierter

In einem brasilianischen Netzwerk von mehr als 270.000 Wissenschaftler:innen zeigt sich: Männer arbeiten stärker mit anderen Männern zusammen als Frauen, die egalitärer vernetzt sind. Frauen nähern sich bei der Zusammenarbeit dem tatsächlichen Frauenanteil im Feld an, Männer liegen immer darunter.



„Deutschland nur im Mittelfeld“

Beim Kampf gegen die Klimakrise geht Schutz von Frauen oft unter, kritisiert Expertin Sabine Minninger

Interview **Susanne Schwarz**

taz: Frau Minninger, Frauen und Kinder sterben bei Naturkatastrophen häufiger als Männer. Ist die Klimakrise sexistisch?

Sabine Minninger: Ja, die ist sogar hoch sexistisch. Oder besser: Die Gesellschaft, die die Klimakrise verursacht und auf ihre Folgen reagiert, die ist sexistisch. Frauen sind aufgrund von sozialen Konstrukten benachteiligt – auch in der Klimakrise.

taz: Wie äußert sich die Geschlechterungleichheit?

Minninger: Man könnte denken, bei einem Sturm oder bei einer Überschwemmung werden Männer doch genauso weggeschwemmt wie Frauen. Aber es ist eben so, dass Frauen sich viel häufiger darum kümmern, im Katastrophenfall Kinder, Haus und Hof in Sicherheit zu bringen, statt nur sich selbst. Wo Frauen vor allem in häusliche Rollen gedrängt werden, haben sie auch oft weniger Zugang zu den Warnsystemen. Aus Notunterkünften, die während Extremwetterereignissen wie Zyklonen Schutz bieten sollen, gibt es zudem immer wieder Berichte über sexualisierte Gewalt bis hin zu Vergewaltigungen, denen Frauen ausgesetzt sind. Ich könnte noch viele weitere Beispiele nennen.

taz: Sie befassen sich besonders in Hinblick auf Länder im Globalen Süden damit, wie Klimaschutz, Klimaanpassung und der Umgang mit Schäden und Verlusten durch die Klimakrise gelingen kann. Deutschland mit seinem historisch wie aktuell hohen CO₂-Fußabdruck hat eine völkerrechtliche Verpflichtung zur Unterstützung. Spielt Geschlechtergerechtigkeit in der deutschen Entwicklungspolitik eine Rolle?

Minninger: Leider viel zu wenig. Das untersuchen wir jedes Jahr in unserem Anpassungsindex. Da geht es darum, wie viel Geld Industrieländer für Klimaanpassung in armen Ländern zahlen und wie gerecht das verteilt wird. Ein Ergebnis des Index von 2025 war: Bei der Bereitstellung von Geld für gendersensible Projekte lagen im Zeitraum von 2016 bis 2022 Kanada, Luxemburg, Island und die USA unter Joe Biden vorne. Deutschland spielt nur im Mittelfeld, genau wie die gesamte Europäische Union. Übrigens priorisieren aber nicht nur die Geberstaaten das Thema nicht genug, sondern auch die Nehmerstaaten. Das sehen wir zum Beispiel bei Jamaika, Eritrea, Angola, Lesotho, der Dominikanischen Republik, dem Tschad. Wenn man da guckt, wie viel Prozent der Gelder wirklich in Projekte gehen, die die Bedürfnisse von Frauen in den Fokus nehmen, dann ist man da ganz schnell bei 0,1 Prozent oder weniger angekommen.

taz: In der Ampelregierung wollten Außenministerin Annalena Baerbock (Grüne) und Entwicklungsministerin Svenja Schulze (SPD) ausdrücklich feministische Politik machen. Hat man das praktisch gemerkt?

Minninger: Ja. Ich nehme als zivilgesellschaftliche Vertreterin jedes Jahr an den Weltklimakonferenzen teil, bei denen die Vereinten Nationen Klimaschutz auf internationaler Ebene verhandeln. Annalena Baerbock und Svenja Schulze haben da Lobbyarbeit für das Thema betrieben. Da mussten nicht wir als Zivilgesellschaft erst mal der deutschen Verhandlungsführung erklären, worum es geht.

taz: Und wie sind Ihre Erfahrungen bis jetzt mit Schwarz-Rot?

Minninger: So eine Regierung wechselt ja nie komplett das Personal aus. Die Verhandlungsteams auf den Klimakonferenzen bestehen nicht nur aus den Spitzenpolitikern, sondern aus vielen Fachleuten und Diplomaten. Von denen sind viele geblieben. Und da hat die Bedeutung, die Frauen- und Genderthemen während der Ampelregierung hatten, Spuren hinterlassen. Wenn Bewusstsein einmal erweitert worden ist, ist es schwierig, das wieder wegzubekommen. Ich hoffe, dass sich das auch in den Zahlen bei der Finanzierung von Klimaprojekten niederschlägt.



Sabine Minninger
ist Referentin für Klimapolitik beim evangelischen Hilfswerk Brot für die Welt.

... Alexandra Black, alias Miss October, bereitet sich Backstage für ihren Auftritt unter dem Motto „A Night with the Starz“ vor. Südafrika hat eine lange Tradition der Schönheitswettbewerbe ...



Calendar Girls, Julia Gunther, Südafrika (6/7)

Solidarität finanzieren, sodass sie gewinnt

Der Black Feminist Fund finanziert unbürokratisch Widerstand von Schwarzen Feminist*innen weltweit. In Trumps USA wollen die Macher*innen den Bewegungen den nötigen Rückhalt geben

Von **Leila van Rinsum**

Die Welt wird sich jetzt der Schrecken bewusst, mit denen wir zu kämpfen haben“, sagt Vanessa Thomas angesichts der aktuellen weltpolitischen Lage. Schwarze feministische und queere Aktivist*innen stünden seit Langem an vorderster Front im Kampf gegen patriarchalische, faschistische und kapitalistische Macht. Thomas ist Programmmanagerin beim US-amerikanischen Black Feminist Fund (BFF). Die philanthropische Stiftung finanziert seit der Gründung 2021 Schwarze feministische Gruppen weltweit. Die Idee: Bewegungen so zu finanzieren, „dass sie gewinnen“, formuliert es Thomas.

Die Bewegungen von Schwarzen Feminist*innen und queeren Personen werden vielfach zelebriert, aber nicht finanziert. So fehlt das Geld, um nachhaltig Veränderung zu schaffen und neue Strukturen aufzubauen.

Laut einer Analyse des BFF gehen nur zwischen 0,1 und 0,35 Prozent der weltweiten Stiftungsgelder an Schwarze Frauen, Mädchen und Transgender-Personen, basierend auf Daten aus dem Jahr 2018. Eine Schieflage gibt es auch in der Entwicklungshilfe von Regierungen. Statistiken der OECD zeigen, dass im Jahr 2024 von den gesamten Mitteln, die direkt an zivilgesellschaftliche Organisationen gingen, nur 10 Prozent im Globalen Süden registriert sind – verglichen mit 63 Prozent, die in Geberländern sitzen. Momentan

sieht es so aus, als würde sich die Lage für Schwarze feministische und queere Organisationen weiter verschlechtern. Die größten staatlichen Geber haben ihre Gelder für Entwicklung und humanitäre Hilfe drastisch gekürzt. Die USA haben die Entwicklungsbehörde USAID komplett abgewickelt und sich aus internationalen Organisationen zurückgezogen. Außerdem macht die Regierung unter Präsident Donald Trump Druck, dass kein Geld an Organisati-

Schwarze Feminist*innen werden zelebriert, aber nicht finanziert

onen geht, die sich gegen Rassismus einsetzten oder für Geschlechtergerechtigkeit und queere Menschen. Einige Stiftungen und NGOs haben schon Verweise auf Klima oder Diversität von ihren Websites gestrichen. „Wir sehen jetzt, wer sich als Verbündeter erweist und Widerstand leistet und wer nicht“, sagt Thomas.

Den BFF gründeten 2021 Hakima Abbas, Tynesha McHarris und Amina Doherty, um der Unterfinanzierung von Schwarzen feministischen Bewegungen etwas entgegenzusetzen. Sie wollten aber auch ändern, wie die Finanzierung aussieht: Während die Hilfsindustrie auf knappe Mittel mit Forderungen nach mehr Effizienz, mehr Daten und mehr Kontrolle reagiert, geht der Black Feminist Fund den entgegengesetz-

ten Weg. Ihre Finanzierung ist vertrauensbasiert und langfristig angelegt: Anstelle der üblichen 3- bis 5-jährigen Förderung läuft sie über 8 Jahre. „Das bedeutet, dass man Zeit hat, zu lernen, zu scheitern, es erneut zu versuchen und die Richtung zu ändern“, sagt Thomas. Die Gruppen erhalten zwischen 50.000 und 200.000 US-Dollar pro Jahr. Ein Komitee aus Schwarzen Feministinnen entscheidet gemeinsam, welche Gruppen Fördermittel erhalten. Die Gruppen entscheiden selbst, wie sie diese verwenden, sei es für Projekte oder Gehälter. Und: Sie müssen nicht registriert sein.

Gleichzeitig werden die Feministinnen dabei begleitet, wie sie sich nach Ablauf der Förderung finanzieren können. Dazu gehören beispielsweise Workshops zu Fundraising oder sozialen Medien. Oder der BFF hilft dabei, Bewegungen miteinander zu vernetzen. Während traditionelle Stiftungen lange Berichte zum Ausfüllen verschicken, führen die feministischen Geldgeberinnen regelmäßige „Check-ins“ durch, formlose Gespräche zum Verlauf der Projekte.

Der BFF hat das Ziel, in zehn Jahren 100 Millionen US-Dollar zu mobilisieren. Der Großteil wurde laut Thomas bereits erreicht, stammt von anderen Stiftungen wie der Ford Foundation und auch aus Einzelspenden. 54 Millionen US-Dollar wurden seit der Gründung 2021 bereits an 126 Gruppen in 58 Ländern ausgezahlt. Für den BFF ist es ein großer Erfolg. Im Vergleich mit den großen Stiftungen ist das nicht viel: Die

Gates-Stiftung von Tech-Milliardär Bill Gates hat ein Kapital von rund 48 Milliarden US-Dollar.

Die Vision der Schwarzen Feministinnen reicht aber um einiges weiter: Sie wollen das Stiftungswesen umkrempeln. Dafür hat der BFF ein Netzwerk Schwarzer feministischer Philanthropinnen geschaffen, die versuchen, die Arbeitsweise des BFF in ihren Stiftungen zu verbreiten.

Ein Beispiel: Als sich in Sudan die schlimmste humanitäre Krise dieses Jahrhunderts abzeichnete und die traditionelle humanitäre Hilfe nur minimal reagierte, schaltete sich das Netzwerk ein und mobilisierte 2 Millionen US-Dollar, um Frauengruppen in Sudan direkt zu finanzieren, darunter die „Emergency Response Rooms“. Die Organisator*innen stellten Lebensmittel, Wasser, Strom und medizinische Versorgung sowie Bargeld bereit. Vor Kurzem wurden sie mit dem alternativen Friedensnobelpreis ausgezeichnet.

Sudan ist auch ein Beispiel, was eine echte Unterstützung des Widerstands im Land hätte bewirken können. Feministinnen hätten 2019 im Mittelpunkt des Aufstands gegen den sudanesischen Diktator Omar Al-Bashir gestanden und seien dafür gefeiert worden, sagt Thomas. Danach habe die Welt ihnen den Rücken zugekehrt, statt sie darin zu unterstützen, einen lebenswerten, würdigen und sicheren Staat für alle aufzubauen. Hätten sie damals Solidarität erfahren, „um zu gewinnen“, wäre die Geschichte vielleicht anders verlaufen.

Das Versprechen von persönlicher Hilfe

Kinderpatenschaften sind für viele gelebte Solidarität – für andere ein Fundraising-Tool mit kolonialem Beigeschmack. Wie zeitgemäß ist das Modell?

Von **Leila van Rinsum**

Als mit der Coronapandemie 2020 das öffentliche Leben zum Stillstand kam, entschied sich Larissa Mayr für eine Kinderpatenschaft. „Ich hatte Zeit, darüber nachzudenken, wie ich mich gesellschaftlich einbringen möchte“, sagt die 29-Jährige aus Kempten. Sie arbeitet in der Verwaltung eines Industrieunternehmens, engagiert sich ehrenamtlich und beschreibt sich als Christin.

Sie entschied sich für eine Patenschaft bei der Hilfsorganisation Plan International Deutschland. Zweimal im Jahr erhält sie Briefe, Fotos und Berichte aus Uganda. Sie selbst schickt zweimal im Jahr Post zurück an ihr Patenkind, ein zehnjähriges Mädchen. „Für mich war der Bezug zu einem einzelnen Kind wichtig und die Möglichkeit, es zu besuchen“, sagt sie. Ihr gefällt auch, dass ihr Geld der Gemeinschaft zugutekommt. Das konnte sie bei ihren zwei Besuchen in Uganda selbst sehen. Plan International hat in der Gemeinde eine Schule mit drei Klassen und einen Brunnen gebaut. Die Organisation ermöglichte auch Treffen zwischen Mayr, dem Patenkind und dessen Mutter. Das Kind sei in ihre Arme gerannt, weil es Mayr von den Fotos erkannt habe, die sie geschickt hatte, erzählt sie.

Wie Mayr spenden Hunderttausende Menschen in Deutschland über Kinderpatenschaften. Genaue Statistiken gibt es nicht. Allein Plan International Deutschland zählt rund 370.000 Pat*innen. Auch World Vision und die Kindernothilfe zählen zu den großen Anbietern.

Schon im Ersten Weltkrieg vermittelten Hilfswerke Patenschaften für Kinder in europäischen Kriegsgebieten. Ab den 1960er Jahren verlagerte sich der Fokus in Länder des Globalen Südens. In den 1970ern wurde Kritik laut: Das Modell individualisiere strukturelle Probleme und schaffe Abhängigkeiten. Die großen Organisationen reagierten. Heute fließt das Geld meist in Gemeinwesenprojekte – Schulen, Gesundheitsstationen, Einkommensprogramme. Die Gemeinschaft entscheidet, welche Projekte gebraucht werden. Das Patenkind bleibt

persönlicher Anker, doch profitieren soll die ganze Gemeinde.

Trotzdem bleibt die Kritik, dass Kinder zum Fundraising instrumentalisiert werden, dass die Patenschaften koloniale Denkmuster reproduzieren: hier die gutmeinenden Helfer, dort die dankbaren Bedürftigen. ActionAid kündigte Anfang des Jahres an, sein projektbezogenes Patenschaftsmodell „weiterzuentwickeln“. Co-Geschäftsführerin Taahra Ghazi sprach im *Guardian* von einer „transaktionalen und paternalistischen Beziehung“, die in eine andere Zeit gehöre. Save the Children USA beendete 2024 direkte Patenschaften, weil Familien, bedingt durch extreme Wetterereignisse und Konflikte, häufiger migrieren müssen. Zudem hätten Patenschaften Ungleichheiten innerhalb von Gemeinden erzeugt.

In der Schweiz verweigert die Stiftung Zewo Organisationen mit Einzelpatenschaften das Spendensiegel. Projektbezogene Kinderpatenschaften sind möglich – jedoch ohne direkten Kontakt. In Deutschland vergibt das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI) das Spendensiegel. Um es zu erhalten, müssen Hilfsorganisationen klarstellen, ob Kinder direkt von den Spenden profitieren oder indirekt – also über Projekte. Jede Kommunikation zwischen Pat*innen und Kind muss über die Organisation laufen. Nicht erlaubt ist „eine katalogähnliche Auswahl oder ein willkürlicher ‚Tausch‘ von zu unterstützen den Einzelpersonen“.

Auf manchen Webseiten sieht es allerdings sehr katalogähnlich aus. In einem Reiter können Geschlecht und Land des Kindes ausgewählt werden. Bei World Vision auch das Alter. Ein Mädchen aus Mali, 3 Jahre, wird mit Foto und Vornamen gezeigt. Ab dem dritten Kind werden keine Fotos mehr angezeigt. Auf Nachfrage erklärt Burkhard Wilke, Geschäftsführer des DZI, durch die Beschränkung der öffentlich sichtbaren Fotos liege keine katalogähnliche Auswahl vor. So sieht es auch Frank Schättiger-Heyer von Plan International. Zudem sei ein Foto hilfreich für Interessen-

t*innen. „Diese lassen sich auf eine lange ‚Reise‘ ein, die ihnen in dem Moment der Übernahme einer Patenschaft noch unbekannt ist“, erklärt er.

Unstrittig ist: Patenschaften sind ein starkes Fundraising-Instrument. Sie binden Spender*innen emotional und sichern langfristige Einnahmen. Der Mindestbetrag liegt bei den großen Hilfsorganisationen zwischen 28 und 39 Euro monatlich. Bei World Vision Deutschland flossen 2024 rund 94,5 Millionen Euro über Patenschaften, bei Plan International Deutschland waren es 124 Millionen Euro – die Hälfte der Gesamteinnahmen. Direkte Projektspenden machten dagegen nur 16 Prozent der Einnahmen aus.

Allein Plan International Deutschland zählt rund 370.000 Patinnen und Paten. 2024 brachten sie 124 Millionen Euro ein – die Hälfte der Gesamteinnahmen

Gleichzeitig sind Kinderpatenschaften mit Aufwand verbunden. Zum Schutz der Kinder werden die Briefe der Pat*innen gelesen, die Kinder werden jährlich interviewt. Die Organisationen prüfen, ob sie in die Schule gehen und medizinisch versorgt sind. Bei Plan International in Hamburg verwalten rund 60 Vollzeitstellen die Patenschaften, 18 Mitarbeitende betreuen Telefon und E-Mail. Der Verwaltungs- und Werbeanteil von rund 16 Prozent ist im Vergleich mit Hilfsorganisationen ohne Kinderpatenschaften allerdings gleichauf – und liegt unterhalb der vom DZI gesetzten 30-Prozent-Grenze.

Frank Schättiger-Heyer leitet seit 27 Jahren die Patenschafts- und Spendenbetreuung bei Plan International Deutschland. Für ihn sind die Patenschaften kein Fundraising-Tool: „Sie sind ein gutes Modell, um Solidarität weltweit zeigen zu können. Es lebt davon, dass zwei Parteien zusammenkommen und voneinan-

der erfahren“. Ein Machtgefälle sehe er nicht. In den Briefen lese er keine paternalistische Haltung. Im Gegenteil: Patinnen und Paten entwickelten sich weiter, öffneten sich für Themen. Und auch die Patin Larissa Mayr glaubt an positive Effekte auf beiden Seiten. Die Patenschaften stärkten das Selbstwertgefühl des Kindes, es wisse: „da gibt es jemanden, dem ich wichtig bin“. Außerdem seien die Sicherheitsstandards hoch, um die Kinder zu schützen. Sie selbst habe einige Seiten Schutzbestimmungen unterschrieben, bevor sie das Kind treffen konnte.

Eine Untersuchung der RMIT-Universität in Melbourne im Auftrag von Plan International zeigt, dass Kinder in Patenschaften bessere Bildungs- und Berufschancen haben. Auch Raquel Gavilanes sagt, die Patenschaft habe ihr andere Welten und Möglichkeiten eröffnet. Die 45-jährige Ecuadorianerin wurde Patenkind bei Plan International, als sie 4 oder 5 Jahre alt war. Ihr Gesicht strahlt, wenn sie davon erzählt: „Ich erinnere mich mit großer Freude daran.“ Noch heute weiß sie, wie aufgeregt sie war, Briefe und Geschenke aus den USA zu erhalten, etwa duftende Sticker. Später arbeitete sie ehrenamtlich für Plan International Ecuador. Mittlerweile leitet Gavilanes die Katastrophenhilfe dort. „Die Patenschaft hat mich motiviert, in diesem Bereich tätig zu sein“, sagt sie.

Die Hilfsorganisationen sind sich der Kritik am System bewusst und passen ihre Regeln immer wieder an. So haben einige die direkte Kommunikation zwischen Pat*innen und Kindern eingestellt. Andere lassen Spender*innen die Kinder nicht mehr auswählen, auch nicht deren Geschlecht, Alter oder Herkunft. Bei World Vision in Großbritannien dürfen die Kinder ihre Pat*innen auswählen. Schättiger-Heyer will in Zukunft Informationsmaterial für Pat*innen zum Thema Rassismus und Machtverhältnisse bereitstellen. Um die Ungleichheit zwischen Kindern in der Gemeinde aufzufangen, will er zudem vorschreiben, dass Geschenke immer zweimal vorhanden sein müssen. Eins für das Patenkind und eins für die Gemeinschaft, etwa die Kita im Ort.

Das System Kinderpatenschaft bleibt in einer neokolonialen, bis heute von extremen finanziellen Machtgefällen geprägten Welt ambivalent. Die großen Fragen müssen in ihm immer wieder neu verhandelt werden: Wie sehr empowern die Patenschaften die Kinder? Welche Bilder und Narrative reproduzieren sie? Und wie solidarisch fühlen sie sich an: für die Kinder, die Familien und die Gemeinden?

Solidarisch mit Cash

Mehr Frauen als Männer helfen mit Geldspenden

Von **Anja Krüger**

Geld zu spenden, ist eine der einfachsten Formen der Solidarität – sofern Gebewillige genug haben. Mehr Frauen als Männer praktizieren diese Form der Solidarität.

Im vergangenen Jahr waren 56,6 Prozent der Spendenden weiblich. Das zeigen die Zahlen des Charity-Panels, die das Meinungsforschungsportal YouGov monatlich erhebt. Auch in den Jahren davor gaben deutlich mehr Frauen als Männer Geld für einen aus ihrer Sicht guten Zweck. Allerdings ist die Höhe der Einzelspende niedriger. Frauen zahlten 2025 im Schnitt 37,36 Euro im Jahr, Männer 48,08 Euro. Früher stammte mehr als die Hälfte des gesamten Spendenaufkommens von Frauen. Das hat sich 2025 geändert – möglicherweise wegen der schlechten Wirtschaftslage, die Frauen stärker trifft. 50,1 Prozent des gesamten Spendenvolumens wurde von Männern aufgebracht.

„Frauen spenden für andere Zwecke als Männer“, sagt Bianca Corcoran-Schliemann, vom Marktforschungsinstitut YouGov. Bei Frauen steht an erster Stelle Hilfe für Kinder, dann folgen religiöse Zwecke, Not- und Katastrophenhilfe und Tierschutz. Männer spenden in erster Linie für religiöse Zwecke. Dann kommen Hilfe für Kinder, Not- und Katastrophenhilfe, andere soziale Zwecke sowie Hilfen für Behinderte und Kranke. „Der Tierschutz fehlt bei den Männern“, sagt Corcoran-Schliemann.

Wer sicher sein will, dass Zuwendungen an seriöse Organisationen gehen, kann sich an Spendensiegeln orientieren, etwa vom Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen (DZI). Kein Siegel zu haben, bedeutet aber nicht, dass eine Organisation nicht seriös ist – möglicherweise ist der Zertifizierungsprozess für sie zu aufwendig.

Die Stiftung Warentest stellt eine kostenlose Checkliste für Spendenwillige zur Verfügung. Von Spendenportalen im Internet rät sie ab. Oft verbergen sich dahinter Vermittler, deren Provision die Spende schmälert. Auch sollten Organisationen nicht zu viel Geld für Verwaltung und Werbung ausgeben. Mehr als maximal 30 Prozent sollten es nicht sein, sagt das DZI. Bei seinen Mitgliedern liegen diese Ausgaben im Schnitt bei 12,7 Prozent.

Manche Spender:innen glauben, dass eine zweckgebundene Zuweisung sinnvoll, weil zielgerichtet ist. Davon rät das DZI ab. „Zweckgebundene Spenden sollten die Ausnahme bleiben“, empfiehlt das Institut. „Sie sind nur als Ergänzung, nicht als Ersatz ungebundener Spenden sinnvoll.“ Denn die Zweckbindung enge den Spielraum der Hilfsorganisation ein und verursache zusätzlichen Verwaltungsaufwand.



... die süd-afrikanische Verfassung von 1996 war die weltweit erste, die Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung ausdrücklich verbot. Gerichte haben seitdem auch die geschlechtliche Identität unter diesen Schutz gestellt. Im Alltag haben es trans Frauen trotzdem oft noch schwer.

Calendar Girls, Julia Gunther, Südafrika (7/7)

„Ich hoffe, dass er die Staatsbürgerschaft erhält“

Zwischen Grace aus Nigeria und Teresa aus Kalabrien besteht ein festes Band. Raphael heißt der Kleine, der seit bald acht Jahren auch in Teresas Familie hineinwächst

Aus Cardinale **Michael Braun**

Als es dann darum ging, wer denn Taufpate von Raphael werden sollte, sah Grace mir direkt in die Augen und sagte bloß: Du!“ Knapp acht Jahre sind seitdem vergangen, doch Teresa Plati erinnert sich noch genau an das Gespräch mit Grace, der aus Nigeria geflüchteten jungen Frau, die sie erst wenige Monate zuvor kennengelernt hatte, in der Aufnahmeeinrichtung, in der Teresa damals arbeitete. Es war ein Gespräch, das sowohl Raphaels als auch Teresas Leben veränderte, das ein bis heute erhaltenes Band zwischen dem nigerianischen kleinen Jungen und der Frau aus Kalabrien knüpfte. Dort, im tiefsten Süden, an der Spitze des italienischen Stiefels, ist Teresas Familie seit Generationen zu Hause, in einem kleinen 1.800-Einwohner-Nest namens Cardinale. Cardinale, das heißt auf Deutsch Kardinal, „aber es ist ein Kardinal, der niemals Papst werden wird“, dämpft Teresa mit einem Schmunzeln überhöhte Erwartungen an den Ort mit dem weihetvollen Namen. Cardinale muss man sich als eines jener abgelegenen Dörfer Süditaliens vorstellen, mit zweistöckigen Einfamilienhäusern, die die Straßen säumen, einen Ort, der massiv von der Abwanderung vor allem der Jüngeren betroffen ist – in den letzten 35 Jahren halbierte sich die Einwohnerzahl. Genauso sieht es im noch kleineren Nachbarort Brognaturo aus. Dort befand sich die Aufnahmeeinrichtung, in der sich Graces und Raphaels Wege mit denen Teresas kreuzten. Kreuzen konnten sie sich allerdings nur, weil auch Teresa über reichlich Migrationserfahrung verfügt. „Ich bin englische Mutter-sprachlerin“, sagt sie. Wie so viele süditalie-

nische Familien hatten sich auch ihre Eltern entschlossen, angesichts der Misere zu Hause ihr Glück in der weiten Welt zu versuchen. „Mein Vater war in Frankreich, in Deutschland, ich wurde dann in Turin geboren“, erzählt sie, „doch daran habe ich keine Erinnerung, ich war schon mit sieben Monaten weg“. Von Turin zog ihre Familie nach Toronto. „Gutes Geld“ habe der Vater in der kanadischen Millionenstadt verdienen wollen, als Mechaniker in der Reparaturwerkstatt der städtischen Busbetriebe, während die Mutter als Näherin in einer Fabrik arbeitete.

Beim Kaiserschnitt wollte Teresa dabei sein

Doch auch dort blieb Kalabrien äußerst präsent: „Papa war ein echter Kalabrier, er war sehr streng mit mir“, erzählt sie. „Ich wuchs in einer Großstadt auf, doch ich führte ein Leben, als lebte ich im Dorf. Jungs? Nichts da! Freunde bei uns zu Hause? Nichts da! Ich bei Freunden? Nichts da!“ Schule allerdings schon: Teresa machte in Toronto ihr Abitur. Danach wollte sie zurück nach Italien, zum Studium in Rom. Zuerst aber stand ein Urlaub bei der Oma an, im kalabrischen Cardinale. Ein Urlaub, der ihre Pläne durcheinanderbrachte. „In dem Sommer habe ich mich verliebt, in einen Jungen aus dem Ort“, berichtet sie. Der ermutigte sie, ihr Studium aufzunehmen, und den Aufnahmetest an der Uni in Rom bestand sie auch, „doch ich wollte eine Familie gründen“. Ein Jahr später heirateten

die beiden, im Jahr darauf kam ihre Tochter zur Welt, „da war ich 21“. Mit 22 gebar sie einen Jungen, mit 26 dann noch einen Sohn, „da war ich erst mal Vollzeitmutter“. Auf die Dauer aber reichte ihr das nicht, Teresa wollte arbeiten – ihr Migrationshintergrund und ihr perfektes Englisch kamen ihr dabei zugute. Sie wurde Lehrerin für Englisch-Konversation am Gymnasium. Dafür bedurfte es keines Studiums, ein in einem englischsprachigen Land abgelegtes Abitur reichte. Nach diversen Jahren mit prekären Ein-Jahres-Verträgen jedoch, „war meine Lehrerinnentätigkeit an einem Standstill“ – immer wieder streut Teresa ganz selbstverständlich englische Worte in ihre Erzählung ein. Sie erhielt ein Angebot aus der Aufnahmeeinrichtung für Geflüchtete. Teresa fing dort im Jahr 2014 als Kulturmittlerin an. Sie betreute Migrant*innen vor allem aus Afrika und gab ihnen Italienischunterricht. Unter denen, die in der Einrichtung aufgenommen wurden, war Grace, eine sehr junge Frau, schwanger. Die Sozialarbeiterin der Einrichtung und Teresa nahmen sie unter ihre Fittiche, sie begleiteten Grace zum Geburtsvorbereitungskurs, erklärten ihr alles zum Stillen und Windelwechseln. Als die Wehen einsetzten, fuhr Teresa und blieb über Nacht bei Grace. Am nächsten Morgen ordnete der Arzt den Kaiserschnitt an, Teresa war dabei, als Raphael das Licht der Welt erblickte. Zwei Monate später wurde sie Raphaels Taufpatin. „Madrina“ heißt das auf Italienisch, eine zweite Mutter gleichermaßen. Bei Teresa jedenfalls ist der Begriff mehr als passend. „Letztes Jahr habe ich mit Raphaels Grundschullehrerin gesprochen“, erzählt sie, „und ihr sagt er immer, er habe eine große



Teresa Plati, Cardinale, Italien

Familie. Dann zählt er uns auf: mich, meine Mutter – sie nennt er Oma –, meinen Mann, meine Kinder und deren Kinder.“ Jedes Jahr im Sommer nimmt Teresa Raphael für drei Wochen zu sich, er verbringt seine Ferien in Cardinale und in dem Häuschen am Meer, das Teresas Mutter gehört. Und natürlich war er 2021 als dreijähriger Knirps auch bei der Hochzeitsparty von Teresas Sohn Salvatore dabei. Als Salvatore, der mittlerweile in Mittelitalien lebt, letztes auf Heimatbesuch auch bei Raphael vorbeifuhr und mit ihm einen Nachmittag verbrachte, „da klammerte der Kleine sich beim Abschied an seinen Hals und wollte gar nicht mehr lassen“, berichtet Teresa. Seit 2020 arbeitet Teresa nicht mehr in der Aufnahmeeinrichtung. Sie ist zurückgekehrt in den Schuldienst – und erstmals in ihrem Leben hat die 60-Jährige nun eine unbefristete Anstellung im Staatsdienst. „Unbefristet“ – so sähe sie auch gerne Graces und Raphaels Position in Italien. „Ich hoffe bloß, dass er mit 18 die italienische Staatsbürgerschaft erhält“, sagt sie mit sorgenvollem Blick. Grace, die Mutter, sei immer noch ohne dauerhaften Aufenthaltsstatus. Da könne Italien von Kanada lernen. „Meine Eltern wurden dort nach sieben Jahren eingebürgert, und wir alle in der Familie – auch meine in Italien geborenen Kinder – haben den Doppelpass.“

vernetzt durch Caterina Marra in Maskat 10

Oman

„Eine einzige offene Tür kann alles verändern“

Jocelyn Formsma ist prominente Fürsprecherin für die Rechte indigener Gruppen. Die Kanadierin kämpft für Erinnerung und Innovation

Aus Toronto **Mona Awwad**

Jocelyn Formsma hatte nicht vor, eine der prominentesten Fürsprecherinnen der indigenen Bevölkerung Kanadas zu werden. Aufgewachsen in Chapleau, einer 3.000-Einwohner:innen-Gemeinde im Norden Ontari-

os, spielte sie als Kind viel draußen und kletterte auf Bäume. Als Kind der Moose Cree First Nation war sie Teil einer indigenen Gemeinschaft, die seit Langem mit den Auswirkungen der Kolonialisierung zu kämpfen hat und gleichzeitig ihre Kultur und Identität vehement bewahrt. Es war eine Kindheit, die mehr von Freiheit und weniger von Chancen geprägt war. „Die Welt schien begrenzt“, sagt sie schlicht. Das änderte sich für Formsma erst in der 11. Klasse, als ihre Familie in die Stadt zog. Durch ein Praktikum fand sie den Weg zu einem sogenannten Freundschaftszentrum. Das sind von Indigenen betriebene, nichtstaatliche Gemeinschaftszentren, von denen es über 100 in Kanada gibt. „Es bot mir die Möglichkeit, eine größere Welt zu sehen“, sagt sie. Seitdem weiß Formsma aus erster Hand, wie sehr eine einzige offene Tür den gesamten Lebensweg verändern kann. Essenziell waren für Formsma auch andere indigene Studierende während ihres Jurastudiums in Ottawa. „Ihre Anwesenheit hat mir gezeigt, dass es möglich ist.“ Und es war möglich. Es folgte eine steile Karriere: Erst arbeitete sie als Anwältin, dann wurde sie CEO der National Association of Friendship Centres. Genau jener Organisation, die ihr einst die Tür zu einer größeren

Welt geöffnet hatte. Sie war die jüngste Vorsitzende des Aboriginal Peoples Television Network, hielt Reden zu den Rechten indigener Völker, vor den Vereinten Nationen und auf der Weltkonferenz. „Das war nichts, wovon ich geträumt hatte“, sagt Formsma. „Es gab indigene Frauen, die mir all das beigebracht haben, was ich heute weiß, die mich ermutigt und mir Chancen eröffnet haben, bevor ich überhaupt bereit dafür war“ Jocelyn Formsma heute, „sondern einfach eine Reihe von Gelegenheiten, die sich mir boten und die ich ergriff, und so lernte ich dazu und entwickelte mich weiter.“ Heute ist sie Präsidentin der Organisation Indspire, die Stipendien für indigene Schüler:innen und Studierende

vergeben. Bei all dieser Arbeit für indigene Rechte frustriert Formsma die anhaltende Kluft zwischen Absicht und Handlung. „Es gibt so viele Berichte, aber nichts davon wird umgesetzt“, sagt sie. Anstatt Finanzmittel in gemeindenahen Programme zu investieren, würden diese oft in Konferenzen fließen. Insbesondere wegen der jungen Menschen bleibt Formsma aber optimistisch. Sie machen Hoffnung auf die Zukunft, auf die sie hinarbeitet: „Unsere eigene Version von Wakanda (ein fiktiver hochentwickelter Staat aus dem Marvel-Universum, Anm. d. Red.) sind Gemeinschaften, die innovativ und gesund sind und nach ihren eigenen Vorstellungen gedeihen.“ Sie hält inne und fasst nach: „Das Bild in meinem Kopf sind spielende Kinder, die ihre Sprache sprechen, sorglos, voller Liebe und Glück.“ Wenn sie an feministische Solidarität denkt, fallen ihr die Frauen ein, die sie geprägt haben. „Während meiner Laufbahn gab es indigene Frauen, die mir all das beigebracht haben, was ich heute weiß, die mich ermutigt und mir Chancen eröffnet haben, bevor ich überhaupt bereit dafür war.“ Ihre Stärke und Ausdauer würden selten so gewürdigt, wie sie es verdienen. Auch das will Formsma ändern.



Jocelyn Formsma, Ottawa

Foto: Tiffany Thomas of Tayire Media

vernetzt uns mit Julie Grenier in Montréal 33

Kanada

Canada

vernetzt
durch
Jocelyn
Formsma
in Ottawa
32

Montréal



Julie Grenier, Montréal Foto: Tobias Haynes

„Wir müssen anerkennen, wer wir sind“

Julie Grenier ist Perlenkünstlerin und Medienmanagerin. In ihrer Arbeit verwebt die Inuk-Frau ihre verschiedenen Identitäten

Aus Montréal von **Mona Awwad**

Es ist nicht leicht, die verschiedenen Fäden des Lebens zusammenzuhalten. Julie Grenier schafft das. In ihrem Leben verweben sich indigene und französische Fäden, künstlerische und sprachliche, institutionelle und persönliche. In ihrer Arbeit gehe es darum, Geschichten zu erzählen und eine Erzählung über ihre Herkunft zu schaffen, sagt die 47-jährige Inuk-Frau aus der kanadischen Provinz Quebec. „Ich möchte meine beiden Welten miteinander verbinden, möchte meine Traditionen im Heute zeigen.“ Und so ist Grenier eine erfolgreiche Perlenkünstlerin – und zugleich Medienmanagerin.

Aufgewachsen ist Grenier in den 1980er Jahren im Norden Quebecs, in Kuujjuaq, dem Herkunftsort ihrer Mutter. „Meine Großeltern waren sehr präsent und ich verbrachte viel Zeit draußen beim Campen und Angeln mit ihnen“, erzählt Grenier. Früh brachten Mutter und Großmutter ihr bei, Kleidung aus Karibu- und Robbenfell zu nähen. Das Nähen sei früher eine Notwendigkeit gewe-

fortsetzung auf seite 34

Montréal

Fortsetzung von Seite 33

vernetzt
uns nach
Kuujuaq
52

sen, eine grundlegende Fertigkeit, die sowohl in der Kultur als auch im Überleben der Inuk verwurzelt ist. „Meine Großmutter hatte immer Nadel und Faden in der Hand“, erinnert sie sich. Die handgefertigten Pelzmützen, Parkas und Stiefel brauchte es, um ihre Familie warmzuhalten und das raue Klima des Nordens fernzuhalten.

Als Inuk im Norden von Quebec aufzuwachsen, bedeutet aber weitaus mehr, als dem besonderen Klima zu trotzen. Wie viele indigene Gemeinschaften haben auch die Inuit in Kanada mit den anhaltenden Wunden der Kolonialisierung zu kämpfen, von Zwangsumsiedlungen bis hin zu dem generationsübergreifenden Trauma der „Residential Schools“. In diese Internatsschulen wurden bis 1996 indigene Kinder von der kanadischen Regierung verschleppt, um sie zu „assimilieren“.

Für die Inuit-Gemeinschaft ist die traumatische Vergangenheit heute auch eine Quelle der Selbstermächtigung. Julie Grenier ist es deshalb besonders wichtig, das Erbe der beiden starken Inuk-Frauen fortzuführen, die sie geprägt haben. Das Erbe ihrer Mutter, die als ambitionierte Geschäftsfrau die erste Kindertagesstätte in Nunavik eröffnete. Und das ihrer Großmutter, die ihren Lebensunterhalt mit Nähen verdiente. „Als meine Großmutter starb, gab mir mein Großvater ihre Schnittmuster und ihre alte Singer-Nähmaschine mit Holztisch“, erzählt Grenier, während sie in ihrer lichtdurchfluteten Küche sitzt, zwischen ihren Füßen läuft ihr Hund hin und her. „Ich hatte das Gefühl, dass es an mir war, diese Verantwortung zu übernehmen.“

Während ihrer Highschool-Zeit zog Grenier ins städtische Kanada, lernte dort ihren Mann kennen und studierte. Nach ihrem Abschluss zog das Paar für zehn Jahre zurück in den Norden, bekam dort drei Kinder. Die Mitglieder der örtlichen Community brachten sich gegenseitig traditionelle Nähtechniken und die Perlenstickerei bei. „Es geht darum, anderen zu helfen, zu ihren Traditionen

und Kulturen zurückzufinden, während ich meinen eigenen treu bleibe“, sagt sie. All das in ihrer Kunst zu vereinen, sei für sie ein Akt der Solidarität. Auf dem Esstisch gegenüber liegen beiläufig verstreut kleine runde, noch unvollendete Perlenarbeiten.

Trotz ihrer frühen Berührung mit der Näh- und Perlenkunst orientierte sich Julie Grenier zunächst beruflich in eine andere Richtung. Nach ihrem Studium baute sie sich in der Medienbranche eine Karriere auf und setzte sich für indigene Repräsentation in den Medien ein. „Die Medien spielen eine entscheidende Rolle dabei, indigenen Jugendlichen zu helfen, sich selbst zu akzeptieren, ohne einen Teil ihrer Identität auszulöschen“, sagt Grenier. In nördlichen Gemeinden seien Medien, insbe-

„Es geht darum, anderen zu helfen, zu ihren Traditionen und Kulturen zurückzufinden, während ich meinen eigenen treu bleibe“

Julie Grenier

sondere Radios, ein wichtiges Mittel dafür, dass Jugendliche ihre eigenen Sprachen und Kulturen widergespiegelt sehen.

Heute ist Grenier nicht nur die Generaldirektorin von Taqramiut Nipingat Incorporated (TNI), einer Rundfunkorganisation der Inuit im Norden, sondern auch Vorstands-

vorsitzende des Aboriginal Peoples Television Network (APTN), Kanadas erstem nationalen indigenen Fernsehsender. Greniers Mission: einen Raum zu schaffen, in dem die Inuit ihren eigenen Prinzipien folgen können, anstatt sich den auferlegten kolonialen Standards anzupassen. Für sie bedeutet Medienhoheit, indigenen Völkern dabei zu helfen, ihre Stimme zu bewahren und das Sprachökosystem zu fördern. Dies ist besonders wichtig für Menschen, die vielleicht ihre indigenen Sprachen nicht fließend sprechen, aber dennoch eine tiefe Verbindung zu ihrem Erbe spüren. Heute arbeitet sie für eine Organisation, die zu 100 Prozent in der Sprache der Inuk sendet.

Die Perlenstickerei ist eigentlich Greniers Nebenprojekt. In einem kleinen Kellerraum, den sie sich mit ihrem Mann teilt, säumen Hunderte von Perlenröhrchen eine ganze Wand, sodass es fast wie ein Gemälde wirkt. Auf dem Arbeitstisch stapeln sich durchsichtige Boxen mit nach Größe und Farbton sortierten Perlen. Mittendrin steht ihre Singer-Nähmaschine – nicht das Original ihrer Großmutter, aber ein getreues Nachfolge-Modell.

Ihre Inspiration, sagt sie, nimmt sie direkt aus der lebendigen Welt. „Es sind die Natur, die Umwelt und die Farben, die mich inspirieren.“ Das Malve und Violett von Weidenröschen im Sommer, die roten Wildbeeren vor dem Hintergrund graugrüner Flechten, den weiten Himmel, von Hellblau bis Kobaltblau.

Mittlerweile ist Grenier auch mit ihrer Kunst erfolgreich. Der entscheidende Durchbruch kam, als sie gebeten wurde, für das Kleid zur Amtsübergabe der kanadischen Generalgouverneurin Mary Simon die Perlenstickerei zu entwerfen – inspiriert von arktischen Beeren und der Art und Weise, wie das Licht vom Eis reflektiert wird. Da sich die Künstlerin und Mary Simon kennen und aus derselben Heimatgemeinde stammen, war das Design sehr persönlich und in ihrer gemeinsamen Verbindung zum Norden verwurzelt. „Meine besten Arbeiten entstehen oft in

einem solchen Kontext, in dem ich mich von der Energie und der persönlichen Geschichte der Person, für die ich arbeite, inspirieren lassen kann, basierend auf dem, was ich über sie weiß, und dann einigen Dingen meinen persönlichen Stempel aufdrücken kann.“ Als unverwechselbares persönliches Markenzeichen verwendet sie Karibu-Tufting, das ihren Inuk-Hintergrund repräsentiert.

Einmal entwarf Grenier eine traditionelle Cree-Kapuze für eine Freundin, die Moose Cree ist, ein indigenes Volk aus Nordontario. Grenier beschreibt das als ein sehr emotionales Projekt. „Zuerst habe ich abgelehnt, weil ich keine Cree bin und mir diese Kultur nicht aneignen wollte, aber dann habe ich es doch für sie gemacht. Es war sehr beeindruckend, sie damit auf der Bühne zu sehen, denn es war das erste Mal seit über hundert Jahren, dass dort eine traditionelle Cree-Kapuze getragen wurde.“ Die Künstlerin fügte letztendlich Karibu-Tufting hinzu, als Zeichen ihres eigenen Erbes und ihrer freundschaftlichen Verbindung.

Egal ob in der Sprache oder in der Kunst, Julie Grenier will die nächste Generation befähigen, ihre eigenen multikulturellen Narrative anzunehmen. Das Verweben dieser Identitäten helfe Jugendlichen, „sich selbst vollständig zu akzeptieren und zu wissen, dass ihre Verwirrungen normal sind“. Grenier ermutigt alle, sich dem Druck zu widersetzen, „alles über sich selbst auszulöschen“, nur um akzeptiert zu werden. „Wir müssen anerkennen, wer wir sind.“ Lange Zeit wollte sie nicht anerkennen, dass sie zur Hälfte Französin ist – Greniers Vater ist französisch-kanadischer Abstammung –, „aber auch diese Werte sind ein Teil von mir“, sagt die Künstlerin.

Julie Grenier glaubt fest daran, dass Menschen zusammenkommen können, ohne sich selbst zu verlieren. Solidarität ist für sie am stärksten, wenn jede Stimme authentisch bleiben darf, nicht zu Konformität gedrängt, sondern so gefeiert wird, wie sie ist. Ihr Motto: „Finde in dir selbst die Kraft, dir treu zu bleiben.“

„Macht ältere Frauen nicht unsichtbar. Hört zu, was sie zu sagen haben“

Ihr ganzes Leben hat Ann Keeling beruflich und privat für Frauenrechte gekämpft. Jetzt tritt die 70-Jährige für die Rechte Älterer ein

Von Tanja Tricarico

Kürzlich war Ann Keeling in Thailand unterwegs. Beruflich. Keeling hat dort eine 92-jährige Frau getroffen, die noch immer einen Friseursalon in ihrem Haus betreibt. In Rente gehen kann sie nicht, weil das Geld fehlt. Und die Frau in Thailand taucht auch in keiner Statistik auf, weil es sich um informelle Arbeit handelt. „Sie ist unsichtbar“, sagt Keeling. Wie so

viele Frauen weltweit, wenn sie alt sind. Der Kampf gegen die Unsichtbarkeit, gegen die Diskriminierung alter Frauen, für bessere Lebensbedingungen – dafür hat Keeling die letzten Jahrzehnte gestritten. Sie arbeitete für die Vereinten Nationen, für die britische Regierung, lebte in Papua-Neuguinea, in Indonesien, in Pakistan, war in führenden Positionen tätig bei Organisationen, die sich um Gesundheitsvorsorge fürs Alter kümmern. „Alt zu werden in dieser Welt ist besonders für Frauen schwer“, sagt Keeling, die jetzt im sünglischen Eastbourne wohnt.

Überall auf der Welt leben Frauen im Durchschnitt länger als Männer. „Das ist in jedem Land so“, sagt Keeling. Aber: Frauen sind in diesen zusätzlichen Jahren tendenziell weniger gesund, haben mehr chronische Krankheiten, sind gebrechlicher. Und weltweit leiden Frauen häufiger an Demenz und Alzheimer. Keeling spricht von Bonusjahren, die schön sein könnten. Wenn Frauen gesund altern. „Frauen neigen in den meisten Gesellschaften dazu, nicht in ihre eigene Gesundheit zu investieren“, sagt Keeling. „Sie kümmern sich viel mehr um die Gesundheit ihrer Kinder und vielleicht auch um die ihres Mannes.“

Das Ganze hängt für sie mit einer geschlechtsspezifischen Diskriminierung in jungen Jahren zusammen. Frauen werden schlechter bezahlt. In Ländern mit niedrigem Einkommen leisten sie weit aus mehr unbezahlte Arbeit. Im Westen gibt es eine Rentenklüft und das wieder-

um bedeutet, dass Frauen mit Armut ins Alter gehen. Und das heißt dann: schlechtere Ernährung, weniger gute Gesundheitsversorgung, mehr Krankheiten. Natürlich gibt es von Land zu Land Unterschiede. Doch die Strukturen seien überall dieselben.

Keeling bezeichnet sich selbst als Feministin der zweiten Welle, also der feministischen Generation, die in den 1970er Jahre politisch aktiv war. Sie hat Krisenzentren für Vergewaltigungsopfer mitgegründet, hat für Arbeitsrechte für Mütter gekämpft. Es ging ihr dabei um die eigenen Bedürfnisse und Anliegen, aber

Sie wehrt sich dagegen, dass die Feministinnen der zweiten Welle aus der Geschichte getilgt werden

auch um die der kommenden Generationen. In Großbritannien beobachtete sie immer häufiger, dass junge Frauen diese Kämpfe und Erfolge als selbstverständlich ansehen, aber nicht weiterführen. „Wir werden aus der Geschichte getilgt, weil unsere Namen nirgendwo geschrieben stehen“, sagt Keeling, nicht bitter, eher als rationale Feststellung.

Und jetzt? „Was wir wirklich brauchen, ist Solidarität zwischen den Generatio-

nen.“ So einfach wie kompliziert lautet Ann Keelings Antwort auf diese Frage. Gerade in Zeiten, in denen Frauenrechte international unter Beschuss stehen und mühsam erkämpfte Fortschritte wieder abgebaut werden. Keeling spricht gar von einem „Krieg gegen Frauen“, gegen den sich jetzt auch jüngere Generationen stellen müssten. Dass eine derart dramatische Lage heute überhaupt entstehen könnte, hätte sie nach ihrer langen Erfahrung nicht für möglich gehalten.

Ein Thema treibt sie derzeit besonders um: Die Gewalt gegen Frauen. Im Krieg, aber auch zu Hause, in ihrem unmittelbaren Umfeld. „Wir sind nicht frei. Und wir sind nicht gleichberechtigt, bis wir ohne Angst in der Öffentlichkeit unterwegs sein können und auch in unseren eigenen vier Wänden ohne Angst leben können“, sagt Keeling. Und da schwingt wieder ein sanfter Vorwurf an die Jüngeren mit. „Ich glaube, in meiner Generation war uns klarer, dass diese Formen der Gewalt inakzeptabel sind“, sagt sie. Jüngere Frauen hätten bis zu einem gewissen Grad akzeptiert, dass das Leben nun einmal so sei, voller misogynen Gewalt. Und dass dies die Situation sei, mit der sie eben leben müssten.

Im März wird Ann Keeling 70 Jahre alt. Und sie wird in diesem Jahr auch Großmutter. Ihr Appell an die jüngere Generation: „Macht ältere Frauen nicht unsichtbar. Hört zu, was sie zu sagen haben. Schätzt sie für das, was sie erreicht und gelernt haben.“



Ann Keeling, Eastbourne

Foto: privat

USA

vernetzt
durch
Roopa
Dhatt
in San
Francisco
24

England

Pakistan

Ukraine

vernetzt
uns mit
Fauzia
Yazdani in
Islamabad
44und mit
Natalia
Tetruieva
in Kyjiw
11

traueranzeigen



Hildegard Belardi

geb. Günther
Diplom-Psychologin, Psychologische Psychotherapeutin
* 4. Mai 1947 Rotenburg (Wümme)
† 16. Februar 2026 Bergisch Gladbach

In Liebe und Dankbarkeit, begleitet von
vielen kostbaren Erinnerungen:

Nando Belardi
Jacob Belardi
Sophie Belardi und Philipp Bieseke mit Pina und Malin
Jonas Belardi mit Luis und Emma
Angehörige und Freunde

"Es war ein schönes Leben,
nicht immer einfach,
aber schön."
Hilde am 15.02.2026

Wir verabschieden uns von Hilde am Donnerstag, den 12. März 2026 um 11 Uhr in der Trauerhalle auf dem städtischen Gronauer Friedhof, Refrather Weg, 51469 Bergisch Gladbach. Es ist im Sinne von Hilde, dass anstelle von Blumen und Kränzen eine Spende überwiesen wird für German Doctors: IBAN DE93 3702 0500 0400 0800 02, Kennwort: Hildegard Belardi.
Trauerhaus Belardi c/o Bestattungen Klein-Mölder-Felder, Vürfels 50, 51427 Bergisch Gladbach

Wir trauern um

Outi Arajärvi

geb. 24. 4. 1954 in Helsinki – gest. 14. 2. 2026 in Göttingen

Ihre Zuversicht, Zugewandtheit und ihre Energie und ihr Lachen werden uns fehlen.

Outi hat sich engagiert für Frieden und zivile Konfliktbearbeitung bei Nonviolent Peaceforce, dem Bund für Soziale Verteidigung und der Stiftung Kraft der Gewaltfreiheit. Beim Institut für angewandte Kulturforschung hat sie sich für interkulturelle Kommunikation und Bildung eingesetzt.

Ihre Familie und Freund*innen

Die Trauerfeier findet am 21.3.2026 statt. Info: arajarvi.de/Abschied

veranstaltungen

WO GESCHICHTEN UNS VERBINDEN.



Leipziger Buchmesse

19.–22.03.2026

Jetzt Ticket sichern!

immobilie

Großer Fachwerkhof in Mittelhessen zu verkaufen
incl. Tagungshaus, Ferienwohnung und 3 ha Land.
VB: **570.000,00 €** • www.haunehof.de



sonstiges

FRAUEN NOT RUF

Hamburger Fachberatungsstelle für vergewaltigte Frauen und Mädchen



Beratung und Hilfe bei sexualisierter Gewalt

040-25 55 66
www.frauennotruf-hamburg.de

Wir beraten betroffene Frauen, Mädchen, trans*, inter* und nicht-binäre Personen ab 12 Jahren.

veranstaltungen

Theater

vorschau

**Schaubude Berlin**

☎ 42 34 314

Sa.,	07.03.	20:00	Cynthia, im Anschluss Filmpremiere
So.,	08.03.	19:00	Cynthia

Der gesamte Spielplan auf: www.schaubude.berlin

**ufaFabrik**

☎ 75 50 30

So.,	08.03.	15:00	Guten Morgen du Fremde Ensemble Rost Schwung des Theaters der Erfahrungen
Mo.,	09.03.	19:00	Mitsing-Abend, Schalala - Das Mitsingding
Do.,	12.03.	20:00	Prunk & Prosa
Fr.,	13.03.	20:00	Kiebling & Kafka Viertel vor Fame
		20:00	Nils Heinrich – Brückentage in Übergangsjacke

Der gesamte Spielplan auf: www.ufafabrik.de

Werben auch Sie in unserem Theaterkasten!
Fon: 0 30 - 259 02 314 | anzeigen@taz.de





boss im eigenen bauch

Beauty of the Burden Genevieve Cohn USA (1/6)

Die Malerin Genevieve Cohn verweist mit ihrem Zyklus „Beauty of the Burden“ darauf, dass Frauen eine emotionale und soziale Last tragen, aber in dieser Erfahrung oft Stärke, Verbundenheit und sogar Schönheit finden ...

Wie aus Scham Solidarität wurde

Die Französin Gisèle Pelicot hat einem alten Gefühl zu neuer Aufmerksamkeit verholfen – der Scham. Aber was ist das eigentlich? Wann ist sie fehl am Platz? Und worin liegt ihr Potenzial?

Von Valérie Catil

Als Jugendliche lag ich bei einer Hausparty betrunken im Bett des Gastgebers. Plötzlich wurde ich wach, weil ich jemandes Hand in meiner Hose spürte. Ich sagte nichts, aber versteifte mich derart, dass diese Person – ein Klassenkamerad, den ich seit der Grundschule kannte – nicht weitermachen konnte. Es war die erste wirklich übergriffige Handlung eines Mannes, die mir widerfuhr. Ich schämte mich dafür, was passiert war, und ich schämte mich, nichts gesagt zu haben. Neulich habe ich den Typen wiedergesehen. Ich sagte immer noch nichts – und schämte mich erneut.

Als sich Gisèle Pelicot dazu entschied, ihren Prozess öffentlich zu machen, sagte sie, dass die Scham die Seiten wechseln müsse. Nicht sie habe sich zu schämen dafür, dass ihr Mann sie über neun Jahre betäubte, vergewaltigte und von anderen Männern hatte vergewaltigen lassen, sondern die Täter. Diese 51 Männer sollten also nicht hinter verschlossenen Gerichtstüren sitzen, sondern im Licht der

Öffentlichkeit. Indem Pelicot die Scham umkehrte, machte sie sichtbar, wie ambivalent Scham ist und dass sie unter Umständen nützlich sein kann.

Scham fühlt sich schlimm an, denn sie tritt auf, wenn wir denken, etwas falsch gemacht zu haben. Sie beweist, dass wir soziale Wesen sind. Wer sich schämt, erkennt, dass das eigene Handeln Auswirkungen auf andere hat. Die Person, die sich zu Recht schämt, kann Verantwortung übernehmen, die eigene Schuld anerkennen und um Verzeihung bitten. Danach kann sie die Scham loslassen. Wenn wir eine Grenze überschreiten, ist Scham ein soziales Korrektiv, das Beziehungen schützen kann. Der Unterschied zwischen Schuld und Scham? Schuld ist derjenige, der etwas falsch gemacht hat, es ist eine Zuweisung. Scham ist das Gefühl, das daraus entsteht.

Was gesellschaftlich als falsch betrachtet wird, ist jedoch nicht objektiv festgelegt, sondern kulturell bedingt. Wer weiß also schon so genau, ob die Scham auch wirklich immer berechtigt ist? Weil es massenhaft merkwürdige Regeln gibt, die bestimmen, wofür man sich schämen sollte und wofür nicht, ist

sie häufig unnütz, in manchen Fällen sogar gefährlich. Auch in meinem Fall, das beurteile ich heute so. Denn meine Scham basierte auf patriarchalen Vorstellungen.

Es beginnt schon weit vor solchen Übergriffen. Schämt sich eine Frau etwa für ihre Freizügigkeit oder dafür, monatlich zu bluten. Stattdessen sollte die Scham bei jenen liegen, die sie dafür verurteilen, wenn sie mit vielen Personen schläft oder knappe Röcke trägt. Ihr Blick auf diese Frau ist das Verwerfliche.

Destruktive Scham empfinden Opfer von sexualisierter Gewalt häufig. Sie entsteht etwa dann, wenn ihnen eine Mitschuld gegeben wird: Sie seien – wie ich bei der Hausparty – betrunken gewesen, hätten nicht „Nein“ gesagt, dem Täter vielleicht falsche Hoffnungen gemacht. Auch andere patriarchale Vorstellungen, die eine Frau von klein auf erlernt haben könnte, tragen zu der Scham bei. Etwa, dass sie sich dafür schämen solle, dass der Täter sie beschmutzt und sie dadurch ihre Würde verloren habe.

Neben der Gewalt selbst ist diese Scham eine zweite Strafe, die sich das Opfer selbst auferlegt. Und weil es keine reale Schuld gibt, die anerkannt und gesühnt werden könnte, kann die Scham nicht als Übergang wirken. Sie wird zum Zustand, der isoliert und zum Verstummen bringt.

Austausch mit anderen Betroffenen über die Scham kann Heilung bringen

Außerdem stabilisiert diese Form der Scham bereits existierende Machtverhältnisse. Wenn die Scham beim Opfer liegt, muss der Täter nicht an sich zweifeln. Es ist das Resultat einer misogynen Gesellschaft: Die meisten Opfer von sexualisierter Gewalt sind Frauen, aber selbst für Männer ist sexualisierte Gewalt ‚entmännlichend‘. Egal, ob sie nun von anderen Männern begangen wird, wie es meistens der Fall ist, oder von Frauen – Opfer zu sein, ist feminin.

Auch Gisèle Pelicot bezeichnete die Scham, die sie spürte, nach dem, was ihr Mann ihr angetan hatte, als zweite Strafe. Da sie den Mut hatte, das, wofür sie sich schämte, öffentlich zu machen, wies sie die Scham zurück: Sie sagte, dass sie die Seiten wechseln muss. Wenn sie bei den Tätern tatsächlich ankommt, könnte die Funktion von Scham wieder greifen. Denn dort, wo Täter ihre Schuld anerkennen, entsteht zumindest die Möglichkeit der Veränderung.

In Gisèle Pelicots Fall ließ sich bei einem Großteil der Angeklagten bis zuletzt aber keine Scham erkennen. Schamgefühle lassen sich schließlich nicht verordnen. Wenige baten um Verzeihung oder erkannten die eigene Schuld an. Ganz anders als die Frau eines Täters, die sich verantwortlich machte: Als ihre Mutter krank wurde, habe sie ihrem Mann den Sex verweigert. Dass er das Haus der Pelicots aufsuchte, sei also ihre Schuld.

Angenommen, die Scham wird nie vollständig die Seiten wechseln, liegt in der Scham, die Opfer von sexualisierter Gewalt verspüren, doch ein gewisses Potenzial: nämlich, wenn sie in Anerkennung durch andere umgewandelt wird. Auch die berech-

tigte Scham wird ja dadurch am einfachsten geheilt, wenn derjenige, der sich schämt, verlorene Anerkennung zurückgewinnt, indem er um Entschuldigung bittet.

Wenn man sich aber ohne jegliche Schuld schämt, wie es bei Opfern von sexualisierter Gewalt der Fall ist, braucht es einen anderen Weg. Hier sind es der Austausch und die Identifikation mit anderen Betroffenen, die Heilung bringen können. Personen, die verstehen, warum man zum gewalttätigen Partner zurückgekehrt ist, oder die Tat nicht zur Anzeige gebracht hat. Gemeinsam kann man die Scham überwinden.

Die Epstein-Überlebende Lisa Phillips sagte in einem Interview mit der taz, dass sie immer wieder zurückgekehrt sei und deshalb eine Mitschuld darüber verspürt habe, was ihr angetan wurde: „Das hat sich geändert, als ich in Kontakt mit anderen Epstein-Überlebenden gekommen war. Da wusste ich: Sie verurteilen mich nicht, wir können auf einer tieferen Ebene sprechen, weil wir die gleichen Erfahrungen teilen.“ Aus dem stummen Gefühl wird ein geteiltes.

Laut einer Schätzung von UN Women soll fast jede dritte Frau ab 15 Jahren mindestens einmal in ihrem Leben körperliche und/oder sexualisierte Gewalt erfahren haben. Sexuelle Belästigung ist da noch nicht mal inbegriffen. So grausam es ist, dass so viele Frauen sexualisierte Gewalt erleben und dieses Schamgefühl kennen könnten, bietet es doch ein Potenzial dafür, sich zu identifizieren, zu vernetzen und eine öffentliche Debatte zu führen, die sich in Protest verwandeln kann. In einer Utopie könnte diese Scham vollständig abgelegt werden. Auch wenn es natürlich am besten wäre, wenn es ihre Ursache gar nicht erst gäbe.

Patriarchal bedingte Scham verliert einen Teil ihrer Macht, sobald sie ausgesprochen und von anderen anerkannt wird. Auch in Gisèle Pelicots Fall: Frauen weltweit verstanden sie, verwandelten die Scham in Wut und gingen in Solidarität auf die Straße. Das hatte ganz konkrete Folgen. Etwa ein Jahr nach dem historischen Pelicot-Prozess beschloss Frankreich das Ja-heißt-Ja-Gesetz, das es in Deutschland bis heute nicht gibt. Es besagt, dass alle sexuellen Handlungen die explizite Zustimmung des Gegenübers erfordern.

Öffentlich zu machen, was Gisèle Pelicot passiert ist, kostet Mut, den man nicht jeder Betroffenen von sexualisierter Gewalt abverlangen kann. Auch ich habe über meine viel weniger schlimme Erfahrung geschwiegen und mich im Stillen geschämt. Bis heute.

EWS
Elektrizitätswerke
Schoenau

GEMEINSAM FÜR EINE SOZIAL GERECHTE ENERGIE- ZUKUNFT!

ews-schoenau.de

Empfindliche Störung im Betrieb

Gleich nach dem Internationalen Frauentag wird am 9. März zum Frauen*streik aufgerufen. Das Töchter-Kollektiv will damit sichtbar machen, wer den Alltag eigentlich trägt

Von Derya Türkmen

Am 9. März soll die Arbeit in Büros oder Betrieben, sondern auch in Küchen, Kitas, Pflegeheimen oder Wohnzimmern stillstehen. Unter dem Motto „Ohne uns steht alles still“ ruft das Töchter-Kollektiv zum Frauen*streik auf. Auch andere feministische Initiativen wie das Bündnis Enough! Genug! mobilisieren rund um dieses Datum zu Aktionen. Der Streik folgt bewusst auf den Internationalen Frauentag am 8. März, der in diesem Jahr ja auf einen Sonntag fällt. Gemeint ist mehr als nur ein Demonstrationstag: Frauen sollen bezahlte und unbezahlte Arbeit niederlegen – und damit sichtbar machen, wer den Alltag eigentlich trägt und was geschieht, wenn diese Arbeit kollektiv verweigert wird.

Warum gerade jetzt? Die Widersprüche sind längst messbar. Noch immer verdienen Frauen in Deutschland im Durchschnitt rund 16 Prozent weniger pro Stunde als Männer. Über das Erwerbsleben summiert sich dieser Abstand und erhöht das Risiko von Altersarmut. Gleichzeitig übernehmen Frauen weiterhin den Großteil unbezahlter Sorgearbeit: Pflege von Angehörigen, Kinderbetreuung, Organisation des Alltags. Während Gleichstellung politisch beschworen wird, geraten soziale Infra-

strukturen unter Druck, Kitas und Pflegeeinrichtungen arbeiten am Limit.

Für Jennifer Follmann vom Töchter-Kollektiv ist der Aufruf gerade jetzt kein Zufall. Viele Menschen hätten sich zuletzt politisch ohnmächtig gefühlt. Der Streik solle diese „Schockstarre“ durchbrechen. „Wir haben gerade nur noch diese Möglichkeit der Kehrtwende“, sagt sie. Wenn Rechte beschnitten würden und politische Debatten sich verschärfen, müsse man den Moment nutzen, „um noch etwas herumreißen zu können“.

Politische Streiks setzen dort an, wo die empfindlichen Stellen von gesellschaftlichen Abläufen liegen: bei der Arbeit. Produktionsstillstand gilt seit jeher als Druckmittel sozialer Bewegungen. Der Frauenstreik greift diese Logik auf – erweitert sie aber. Denn nicht nur Fabriken oder Büros halten Gesellschaften am Laufen. Auch die Sorgearbeit in Haushalten, Pflege und Betreuung sichert täglich die sozialen Grundlagen des Alltags. Bis heute leisten Frauen den Großteil dieser oft unbezahlten Arbeit und sind auch überdurchschnittlich häufig in schlecht bezahlten Care-Berufen beschäftigt.

Was oft als private Aufgabe gilt, trägt tatsächlich das Funktionieren der ganzen Gesellschaft. Die

feministische Ökonomie beschreibt Care-Arbeit seit Jahrzehnten als zentrale Voraussetzung wirtschaftlicher Produktivität. Follmann spricht deshalb von „unsichtbarer Arbeit“, ohne die der Alltag nicht funktionieren würde. Gleichzeitig betont sie eine Grenze der Strategie. Anders als manche Unterstützer:innen formuliert das Töchter-Kollektiv seinen Aufruf bewusst nicht als Generalstreik.

Politische Generalstreiks sind im deutschen Streikrecht nicht vorgesehen und könnten Beschäftigte ohne gewerkschaftlichen Schutz rechtlichen Risiken aussetzen. „Wir wollen niemanden in Gefahr bringen“, sagt Follmann. Stattdessen setzt die Bewegung auf unterschiedliche Formen der Beteiligung – von Demonstrationen bis zu „stillem Protest“ im Alltag, etwa durch kurze Arbeitsunterbrechungen, Banner aus Fenstern oder das bewusste Aussetzen von Sorgearbeit.

Der Blick zurück zeigt, dass diese Idee Tradition hat. Am 24. Oktober 1975 legten in Island rund 90 Prozent der Frauen ihre Arbeit nieder, um gegen Lohnungleichheit und mangelnde Anerkennung von Care-Arbeit zu protestieren. Reykjavik kam ins Stocken, Betriebe schlossen, Kinderbetreuung fiel aus. Der „Women’s Day Off“ machte sichtbar, dass gesellschaftliche Ordnung täglich reproduziert wird – und unterbrochen werden kann.

Auch in Deutschland wurde diese Machtprobe bereits versucht: 1994 riefen feministische Gruppen im Streit um die Neuregelung des Paragraphen 218 zu einem bundesweiten Frauenstreik auf. Hunderttausende beteiligten sich an Aktionen und Demonstrationen. Doch der Protest blieb anlassbezogen und entwickelte weder dauerhafte Strukturen noch eine breite gewerkschaftliche Verankerung.

Heute sind die Voraussetzungen andere. Mobilisierung funktioniert schneller, Netzwerke entstehen über soziale Medien. „Die Zugänge sind barrierefreier geworden“, sagt Follmann. Auch das Töchter-Kollektiv – das sich als Reaktion auf die Aussage von Bundeskanzler Friedrich Merz, man solle doch „seine Töchter fragen“, was er mit „Problemen im Stadtbild“ meine, formierte – ist rasch gewachsen: Inzwischen organisieren sich Hunderte Menschen in lokalen Gruppen, viele von ihnen erstmals politisch aktiv.

Der Frauenstreik steht zudem in einem internationalen Zusammenhang. In Argentinien mobilisierte die Bewegung „Ni Una Menos“ mit Streiks

gegen Femizide, in Spanien beteiligten sich Millionen an feministischen Arbeitsniederlegungen rund um den 8. März, in Polen gingen Frauen massenhaft gegen Abtreibungsverbote auf die Straße. Solche Erfahrungen dienen auch in Deutschland als Bezugspunkt. Gleichzeitig sieht Follmann Unterschiede in der politischen Kultur. In Deutschland, sagt sie, ordneten sich viele Menschen stärker bestehenden Strukturen und Regeln unter. Protest müsse hier oft erst gelernt werden. „Wir sind nicht renitent genug gegenüber unseren Strukturen.“

Protest müsse hier oft erst gelernt werden, sagt Jennifer Follman vom Töchter-Kollektiv. „Wir sind nicht renitent genug gegenüber unseren Strukturen“

Ob am Ende tatsächlich Betriebe stillstehen oder vor allem Plätze gefüllt werden, ist noch offen. Kritiker:innen werden den 9. März als Symbolpolitik abtun. Für Jennifer Follmann greift dieser Vorwurf zu kurz. Die Reaktionen auf den Aufruf – von Spott bis zu offenen Angriffen in sozialen Medien – deuten für sie eher darauf hin, dass das Thema nervös macht. „Ich glaube, das ist Angst“, sagt sie.

Für das Töchter-Kollektiv ist der 9. März ohnehin ein Anfang. Die dezentralen Strukturen der Bewegung sollen bestehen bleiben, weitere Demonstrationen sind geplant. Bleibt politische Reaktion aus, müsse man überlegen, so Follmann, „wo man nachschärfen kann und wo es für Institutionen unbequemer wird“.

kampferprobt

„Ohne uns Frauen stand die Gesellschaft still“

Die UN hatte beschlossen, 1975 zum „Jahr der Frau“ zu machen. In Island diskutierten wir deshalb die Idee eines Frauenstreiks am 24. Oktober. Auf einer Konferenz beschlossen wir, dass es einen „Freien Tag der Frauen“ geben sollte. Streik nannten wir den Tag bewusst nicht, weil das einige von uns für zu radikal hielten.

Es wurde ein voller Erfolg. Fast 90 Prozent der Frauen in Island nahmen teil. Es war fantastisch, die riesige Menschenmenge zu sehen, diese Solidarität zu spüren. Wir haben Reden gehalten und gesungen. Aber es ging nicht nur um Spaß, wir wollten auf die Ungleichheit im Land aufmerksam machen.

Im Nachhinein denke ich, dass es um Bewusstseinsbildung ging. Frauen wurden sich bewusst, wie wichtig es ist, dass wir uns vereinen und über politische und Klassenunterschiede hinweg zusammenstehen können. Ohne die Arbeit von Frauen stand die Gesellschaft an diesem Tag still. Bis heute machen wir als Frauenbewegung weiter. Denn man kann nicht einfach aufhören und sagen: „Jetzt sind wir am Ziel.“ Wir sind noch nicht am Ende, haben keine geschlechtergerechte Gesellschaft. Es gibt noch viel zu tun.

Kristín Ástgeirsdóttir, 74, ist seit Jahrzehnten in der isländischen Frauenbewegung aktiv.

Protokoll: Amélie Richter

... diese Arbeit trägt den Titel „Night Watch“, Nachtwache. Die Künstlerin lässt sich von der Bildsprache der Women’s Land Army des Ersten und Zweiten Weltkriegs inspirieren, aber auch von separatistischen Frauengemeinschaften und Märchen...



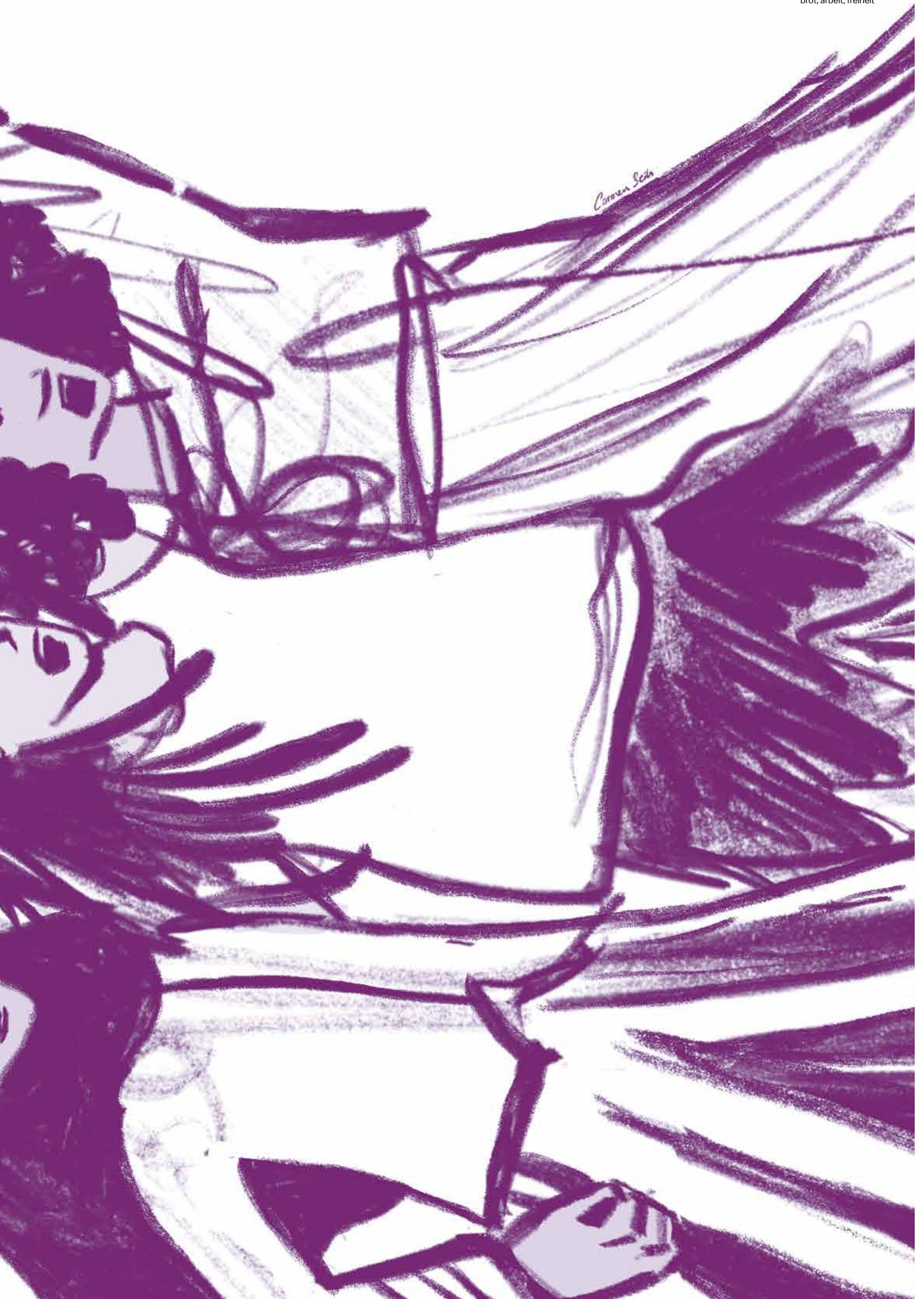
Beauty of the Burden, Genevieve Cohn, USA (2/6)

SOLIDARITY IS UNSEEN SUPPORT



نان، آزادی

brot, arbeit, freiheit



Die Vorkämpferin

Ohne Clara Zetkin gäbe es keinen Frauentag.
Als Feministin sah sie sich aber nicht

Clara Zetkin gerecht zu werden, ist kein leichtes Unterfangen. Bis heute hat sie nicht den ihr gebührenden Platz in der Geschichte gefunden. In der DDR idealisiert, wurde sie in der alten BRD totgeschwiegen oder verfehmt. Auch das wiedervereinigte Deutschland tut sich bis heute schwer mit ihr. Trotzdem gibt es an Klara Josephine Eißner, als die sie 1857 im sächsischen Wiederau geboren wurde, kein Vorbeikommen. Schon gar nicht am 8. März. Schließlich ging die Initiative für den Internationalen Frauentag von ihr aus.

Sie war eine Vorkämpferin für Frauenrechte, wettete jedoch inbrünstig gegen die „Frauenrechtlerei“. Sich als Feministin zu bezeichnen, wäre ihr aufgrund ihrer Ablehnung der bürgerlichen Frauenbewegung nie in den Sinn gekommen. Sie selbst zog die Bezeichnung „internationale Sozialistin“ vor. Obwohl aus einem bürgerlichen Elternhaus stammend und nie in einer Fabrik arbeitend, gilt sie als Begründerin der proletarischen Frauenbewegung.

Als auf der von ihr geleiteten Zweiten Internationalen Sozialistischen Frauenkonferenz am 27. August 1910 in Kopenhagen auf ihren Vorschlag der Internationale Frauentag beschlossen wurde, hatte Zetkin bereits ein bewegtes politisches Leben hinter sich. Begonnen hatte es 1878 in Leipzig mit dem Eintritt in die SPD, die damals noch Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP) hieß. 1882 zieht die junge Lehrerin zu ihrem damaligen Lebensgefährten, einem aus Sachsen aus-

gewiesenen russischen Exilanten, nach Paris und nimmt dessen Nachnamen an. Im Juli 1889 nimmt sie in Paris am Gründungskongress der Zweiten Internationalen teil – als eine von nur fünf Frauen unter 400 Teilnehmenden. Die 32-jährige hält eine vielbeachtete Rede. „Wie der Arbeiter vom Kapitalisten unterjocht wird, so die Frau vom Manne; und sie wird unterjocht bleiben, solange sie nicht wirtschaftlich unabhängig dasteht“, lautet einer ihrer Kernsätze.

An der bürgerlichen Frauenbewegung kritisierte Zetkin deren Beschränkung auf den Kampf für die rechtliche Gleichstellung, was nur ein privilegierter Kampf „gegen den Mann ihrer Klasse“ sei. Die Not des Proletariats, dem Zetkin sich solidarisch verbunden fühlte, würde für sie hingegen keine relevante Rolle spielen.

Einen zentralen Grund für die im Vergleich zur Männerarbeit noch wesentlich schlechtere Entlohnung der Fabrikarbeiterinnen sah Zetkin in deren geringen gewerkschaftlichen Organisationsgrad. Voraussetzung dafür, dass die Organisation der Arbeiterinnen gelingen kann, sei jedoch, dass die Arbeiter ihr sexistischen Verhalten ablegen müssten, war Zetkin überzeugt: „Die Arbeiter müssen aufhören, in der Arbeiterin in erster Linie eine Frau zu sehen, der man, je nachdem sie jung, hübsch, sympathisch, heiter oder es nicht ist, den Hof macht und der gegenüber man sich eventuell je nach dem Grade der eigenen Bildung oder Unbildung Rohheiten und Zudringlichkeiten erlaubt.“

Pascal Beucker



... Cohns Werk thematisiert eine Welt, in der weibliche Macht aus Naturverbundenheit und selbstbestimmter Zusammenarbeit entsteht. Hier „A Summer's Eve“, ein Sommerabend ...

Beauty of the Burden, Genevieve Cohn, USA (3/6)

Spaltungslinien

Mit Einigkeit ist am 8. März nicht überall zu rechnen. Auch beim Internationalen Frauentag sorgt der Nahostkonflikt für Streit

Von Timm Kühn

Können die Subalternen sprechen?“, fragte die postkoloniale Theoretikerin Gayatri Chakravorty Spivak bereits 1988. Sie brachte damit eine doppelte Kritik auf den Punkt, die die feministische Bewegung bis heute beschäftigt: dass Frauen und Frauenrechte erstens immer wieder zur Rechtfertigung des westlichen Imperialismus in Stellung gebracht werden, was Spivak auf die Formel „white men are saving brown women from brown men“ brachte. Und zweitens, dass auch im anticolonialen Widerstand die Unterdrückung von Frauen unsichtbar werden kann, wenn ihr Schicksal dem großen Ziel des Befreiungskampfs untergeordnet wird.

Wer sich die Demolandschaft um die Proteste zum 8. März ansieht, könnte Spivaks Frage auch als Zustandsbeschreibung der hiesigen radikalen Linken lesen. Wer in den großen Städten wie Hamburg oder Berlin zum feministischen Kampftag auf die Straße will, wird jedenfalls mit einem Protestangebot konfrontiert, bei dem sich in den Aufrufen dazu noch alle voneinander abgrenzen und sich gegenseitig vorwerfen, die schlimmsten Sachen zu vertreten.

Aber alles der Reihe nach. Lange gab es am 8. März in den meisten Städten eine zentrale Bündnisdemonstration. In Berlin gibt es an dem Tag dagegen schon länger mehrere Demos: Eine Gewerkschaftsdemo tagsüber, einen internationalistischen Protest am Nachmittag,

eine anarchistische Demo am Abend. 2024 ist in der Hauptstadt darüber hinaus erstmals ein weiteres Bündnis aufgetaucht, das unter dem Namen Feminism Unlimited firmiert – und das in diesem Jahr auch anderswo, wie in Hamburg oder Wien, Proteste organisiert. Diese Demos richten sich gegen den propalästinensischen Ton, der auf den 8.-März-Demos ansonsten oft herrscht.

Der Grund dafür, dass die 8.-März-Demos zunehmend zersplittern, ist also, mal wieder, der Nahostkonflikt. Dahinter stehen oft ganz grundsätzli-

Es wirkt als würden die Proteste nur in Akzenten mit feministischen Themen bestückt

che Fragen: Sollte man etwa aufgrund der deutschen Schuld am Holocaust den Staat Israel verteidigen? Sieht man in Israel ein regionales Aushängeschild für die Rechte von Queers und Frauen? Oder legitimieren solche Positionen nicht die Verbrechen der israelischen Armee, der eine UN-Kommission aktuell Völkermord vorwirft? Muss man sich als Linke nicht eher immer auf die Seite derjenigen stellen, die Widerstand gegen Kolonialismus und Imperialismus leisten?

Dieser Konflikt eskaliert nun zunehmend. „Es war für uns einfach unerträglich, dass auch linke Gruppen am 8. März auf die Straße gehen, die den 7. Ok-

tober feiern und die Massaker auf dem Nova-Festival sowie die Vergewaltigungen der Hamas rechtfertigen“, sagte eine Aktivistin der Hamburger Gruppe Feminism Unlimited zur taz, die die dortige „Kompliz*innen“-Bündnisdemo organisiert. Die Gruppe habe deshalb ein Gegenangebot geschaffen, um „den Antisemit:innen nicht den Platz zu überlassen“, so die Aktivistin. Das Bündnis grenze sich aber auch von „Rassist:innen und Transfeind:innen wie Alice Schwarzer“ ab – eine weitere Spaltungslinie in der Bewegung.

Tatsächlich betonen viele 8.-März-Demos seit Jahren ihre Palästinasolidarität sehr stark, sodass es zuweilen so wirkt, als würden die Proteste nur in Akzenten mit feministischen Themen bestückt. In antiimperialistischen Kreisen ist man durchaus bereit, zum Beispiel zu diskutieren, ob das iranische Palästinasolidarität sehr stark, sodass es zuweilen so wirkt, als würden die Proteste nur in Akzenten mit feministischen Themen bestückt. In antiimperialistischen Kreisen ist man durchaus bereit, zum Beispiel zu diskutieren, ob das iranische Palästinasolidarität sehr stark, sodass es zuweilen so wirkt, als würden die Proteste nur in Akzenten mit feministischen Themen bestückt.

Man kann das alles furchtbar desolat finden. Aber vielleicht liegt das Problem der Zersplitterung ja auch in dem Gedanken, dass man immer mit allem einverstanden sein muss, was auf einer Demo noch so gesagt wird. Wo also all diejenigen hin sollen, die die Mullahs und die Hamas in ähnlichem Maß beschissen finden wie die Regimes von Netanjahu oder Trump. Zumindest sollten sie nicht zu Hause bleiben.

Anzeige

Am 8. März ist **Weltfrauentag** – und **Landtagswahl**.

Frauenrechte wählen. Grün wählen.

Am 8. März beide Stimmen **GRÜN**

Politische Werbung von BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN Baden-Württemberg zur Landtagswahl 2026 Baden-Württemberg Vollständige Transparenzinformationen unter: <https://download.taz.de/b90g030326ttpa3.pdf>

V.i.S.d.P.: BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN Baden-Württemberg Dr. Christiane Schulz, Königstraße 78, 70173 Stuttgart

leiden unter größerem psychischen Stress. Unsicher seien sie wegen verinnerlichter Normen und Ideale, die sich nicht erfüllten. Ja, ich fühle mich unsicher. Das passt nicht zu dem Bild, das ich von mir als Mutter hatte. Ich dachte, ich würde das alles wuppen, ohne zu klagen, selbstbewusst und leichtfüßig. Da ist dieser Ehrgeiz, den ich nicht mag: Wenn alle anderen das schaffen – allein –, dann muss ich da mithalten können. Hilfe anzunehmen, würde bedeuten, abhängig zu sein, Kontrolle zu verlieren und Schwäche einzugestehen. Das Leistungsprinzip ist mir bis an den Wickeltisch gefolgt und ich werde es einfach nicht mehr los.

In dieser Zeit denke ich oft an meine verstorbene Mutter. Sie fehlt nochmal anders, seit es Ole gibt. Sie war die Allein-erziehende eines Kuckuckskindes. Weil sie beruflich viel unterwegs war, gab sie mich oft in die Obhut der Familien meiner Freund:innen, in den Ferien, an Wochenenden, unter der Woche. Solidarisch nahmen sie mich auf. Meine Mutter hat mir früh beigebracht, selbständig zu sein, aber wie man um Hilfe bittet oder sie annimmt, habe ich nicht gelernt. Wann immer mir meine Freunde eine Hand reichen wollen, lehne ich dankend ab. Warum würde ich die Hilfe meiner Mutter annehmen, aber die meiner Freund:innen nicht? Auch meine Freund:innen mit Kindern haben meine Betreuungsangebote selten bis gar nicht angenommen, trotz großer Erschöpfung. Wir sehen uns als Wahlverwandte, sind uns näher als mit den eigenen Cousins. Aber Hilfe annehmen? Da würde man ja zur Last fallen, das fühlt sich an, wie zu viel verlangt.

 Dabei gab es diesen einen flüchtigen Moment. Kurz nach dem Vorfall am Wickeltisch, als meine kraftlosen Arme drohten, Ole fallen zu lassen. Wir verbringen ein Wochenende mit Freunden im Ferienhaus. Einer schaut mich besorgt an: „Du siehst müde aus.“ Er nimmt mir Ole aus den Armen und läuft mit ihm im Fliegergriff durch den Garten. Auch andere tragen mein Kind eine Runde herum, ganz selbstverständlich.

 Auf einer Bank vor dem Haus sacke ich zusammen. Wie gut es tut, die Verantwortung loszulassen. Dann denke ich an nächste Woche: stillen, wickeln, in den Schlaf begleiten, repeat. Immerhin spüre ich wieder ein bisschen Kraft in meinen Armen. Eine Freundin gibt mir Ole zurück, schon wieder vorbei die Pause. Aber da ist es ja, das Dorf. Zumindest für einen Augenblick.

** Die Namen der Autorin und des Kindes sind Pseudonyme.*



Beauty of the Burden, Genevieve Cohn, USA (4/6)

Wo ist nur dieses Dorf?

Bald nach der Geburt ihres Kindes bemerkt unsere Autorin, dass sie Unterstützung braucht. Es gibt Angebote, Freund:innen wollen helfen – aber trotzdem bleibt sie allein. Warum?

Von Juno Sorge*

Eine Arme sind schwer, als hingen Gewichte an ihnen. Mit steifen Fingern hebe ich Ole aus dem Beistellbett – 115 Tage alt, 6 Kilo schwer. Ich gehe zwei Schritte, stolpere, fange mich gerade so. Beinahe wäre Ole mir entglitten. Zittrig stehe ich am Wickeltisch. Ole zappelt und ich habe Angst. Was, wenn das nochmal passiert und mein träger Körper nicht schnell genug reagiert? Ich verzweifle, ich weine. Mein Partner kommt, umarmt mich und löst mich ab. Eine halbe Stunde später ist er weg, die Lohnarbeit ruft.

 Ich setze mich mit Ole aufs Sofa, stille und starre. Ich bin keine Sekunde allein aber fühle mich so einsam wie nie zuvor. Es wird ein zäher Tag, wie gestern und wie morgen: wickeln, stillen, in den Schlaf begleiten, repeat. Neben mir steht eine volle Müllschale, aber ich spüre keinen Hunger. Oles Bedürfnisse haben meine verschluckt. Ich verliere Gewicht, als würde ich mich in Zeitlupe auflösen. Die Verantwortung für ein Leben, das nicht meines ist, lastet auf mir wie eine schwere Decke. Eine Frau, die abwechselnd funktioniert und zusammenbricht.

 Wie bin ich hier gelandet, in den Trümmern meiner neuen Identität, die doch so viel Glück verspricht? Ist da nicht ein Fehler im System, oder scheitere ich an mir selbst? Mir fällt diese Binsenweisheit ein: Es braucht ein Dorf, um ein Kind zu erziehen. Ja, wo ist es denn, das Dorf?

 Gegen Ende meiner Schwangerschaft bin ich voller Zuversicht. Mein Freund und ich lesen „Papa kann stillen“. Es geht um gleichberechtigte Elternschaft. Easy, denken wir, wir geben dann auch mal die Flasche. In Woche sechs dann die Generalprobe mit abgepumpter Milch. Und „Papa kann stillen“, ja wirklich! Ein paar Tage später gehe ich abends in die Philharmonie, vier Stunden bin ich weg, es geht alles gut. Euphorisch teilen wir uns die Woche auf und ich mache Pläne: Klarinettenunterricht, Essen gehen, Kino, endlich wieder Kino.

 Neun Wochen nach der Geburt sitze ich mit einer Freundin beim Italiener. Dann vibriert mein Handy. „Bitte kom-

men, Ole trinkt nicht.“ Ich zahle und renne los. Es ist vorerst das Ende unserer gleichberechtigten Elternschaft. Das Ende eines leichtfertig geträumten Traums.

 Ole geht in einen Stillstreik. Er verweigert die Flasche – und lässt sich nicht mehr anlegen. Er schreit und wütet, jedes Mal, bis er irgendwann trinkt, hastig, unter Stress. Oft muss ich ihn dabei stehend in den Armen wiegen und wippen.

 Meine Gedanken kreisen: Was, wenn wir Ole doch an die Flasche mit Premilch gewöhnen, den Stillstreik brechen und abstillen? Doch schon nach der Geburt hatte man mir im Krankenhaus klar gemacht, dass „eine gute Mutter ihr Kind stillt“. Also klammere ich mich an unsere Stillbeziehung.

 Nach ein paar Wochen ist der Spuk vorbei. Trotzdem bleibt die Erleichterung aus. Mein Partner geht nun wieder voll arbeiten und ich frage mich: Wann nur fühlen sich die Tage wieder leichter an? Einmal die Woche geht mein Freund nach der Arbeit zum Sport. Ich liege im Bett, Ole an der Brust. Er schlägt und strampelt – ah, jetzt schießt die Milch, jetzt ist Ruhe.

 Nur ich bin nicht ruhig, ich bin wütend. Auf unsere Gesellschaft, der ihre Dörfer abhanden gekommen sind. Den Feminismus, der mir etwas versprochen hatte, das sich nicht einlösen will. Und auf meinen Freund, der gerade beim Sport seinen Kopf freimacht, während ich wie jeden Abend reglos unser Kind in den Schlaf stille, weil Ole so nun mal am besten einschläft. Zugleich soll wenigstens er einen Ausgleich haben. Wir sind uns einig: Niemandem ist geholfen, wenn beide ausbrennen. Trotzdem bin ich wütend. Fühlen andere Mütter auch so?

 Ich habe nur wenig Kontakt zu anderen Müttern mit Kindern im gleichen Alter. Dabei sehe ich jeden Tag, wie sie allein durch die Straßen schlurfen, ein Baby vorm Bauch, tragend, schiebend. Ich sehe sie beim Rückbildungskurs, beim Babyschwimmen, im Elterncafé. Aber Anschluss finde ich nicht. Ich bin zu müde, beim Smalltalk nach Gemeinsamkeiten zu suchen, die über das Muttersein hinausgehen.

 Im Herbst 2025 ergab eine Umfrage unter 1.000 Frauen in Deutschland, die seit 2020 Kin-

der bekommen haben, dass sich 67 Prozent von ihnen einsam fühlen. Mehr als die Hälfte beschrieb die Einsamkeit als „tiefgreifend“. Eine Forsa-Umfrage im Auftrag der KKH ergab im selben Jahr zudem: Fast 70 Prozent der befragten Eltern fühlten sich ausgebrannt.

 Natürlich gibt es sie, die anderen Entwürfe von Elternschaft. Wir müssten nicht mal aufs Dorf ziehen, um solche kollektiven, solidarischen Modelle zu leben. So manche queere Familie macht es längst vor und erzieht ein Kind zu dritt, als gleichberechtigte Co-Parents. Co-Housing wiederum ist ein Konzept, bei dem Familien in einer Lebensgemeinschaft die Sorgearbeit auf viele Schultern verteilen.

 Schon in den 1990er Jahren entwickelte die feministische Philosophin Nancy Fraser das Universal Caregiver Model: Alle Menschen übernehmen Sorgearbeit und gehen Lohnarbeiten. Das ginge, wenn die Arbeitszeit stark verkürzt und Sorgearbeit aufgewertet, also Wirtschaft, Sozialstaat und Geschlechterverhältnisse so richtig umgekrempelt würden. Vier Stunden Erwerbsarbeit, vier Stunden Sorgearbeit, vier Stunden Freizeit, wäre so eine Idee zur Aufteilung. Dafür müssten wir die Komfort-

zone unserer heimeligen Kernfamilien nicht einmal verlassen. Wenn wir dann noch SoMiWis gründen würden, Solidarische Milchwirtschaften, würden auch stillende Personen entlastet ...

 Schöne heile Welt. Ich brauche sie aber jetzt, die Hilfe im Alltag. Während Ole schläft, scrolle ich mich durch Babysitting-Portale. Aber da ist ein Störgefühl. In der Uni scanne ich das schwarze Brett nach einer netten Studentin, die auf Ole aufpassen möchte, für einen bezahlbaren Stundenlohn. Leider nichts.

 An einem Gleis sehe ich eine Plakatwerbung: Ein „Wellcome Engel“ lacht mich an. Eine Frau mit grauem Kurzhaarschnitt und Baby auf dem Arm. „Spende Zeit, schenke Entlastung, gewinne Freude“ steht da. Das Projekt vermittelt Ehrenamtliche – meist pensionierte Frauen – an Familien mit Babys, die sich Hilfe mit der Sorgearbeit wünschen. Auf der Webseite ist sogar von dem berühmten „Dorf“ die Rede.

Das Leistungsprinzip ist mir bis an den Wickeltisch gefolgt

Wie maßgeschneidert für meine Not! Ich sollte bald dort anrufen.

 Ein paar Tage später brechen Ole und ich auf zu einer Krippe. Auf Kleinanzeigen war ich auf die Annonce der beiden Tagesmütter gestoßen. Auf dem Weg meldet sich mein Handy: „Wellcome Engel anrufen.“ Ich schiebe die Erinnerung auf die nächste Woche.

 Eine der beiden Tagesmütter empfängt mich im 1. OG eines Altbaus. Ich bin nervös. Ole schaut sich neugierig nach den Kleinkindern um, die durch die Wohnung wackeln. Es ist sauber und friedlich, die beiden Frauen herzlich und kompetent. Ich frage, ob ich Ole auch nur gelegentlich und stundenweise vorbeibringen könnte. Leider nein, aus finanziellen Gründen.

 Draußen wundere ich mich: Anstatt enttäuscht zu sein, dass es nicht klappt, bin ich erleichtert. Wieso bloß? Ich suche doch Unterstützung! Die Woche drauf nervt mein Handy wieder: „Wellcome Engel anrufen.“ Ich deaktiviere die Erinnerung. Warum fühlt sich keines dieser Angebote richtig an? Warum dieser Selbstboykott?

 Die Medizinische Hochschule Hannover hat im November Ergebnisse einer Studie präsentiert: Mütter, die sich in ihrer Elternrolle weniger sicher fühlen,

Anzeige

feminist futures

Feministisch vergesellschaften

Her mit dem ganzen Leben!

Telegram:

Website:

Konferenz
25.–27. Sept. 26

Ruhr-Universität Bochum

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG

„Ich gebe nicht auf“

Ma Thida war mehr als 5 Jahre in Haft in Myanmar. Gedanken über Solidarität von innen und außen

Als ich im Gefängnis war, wollten meine Unterstützer meinen Fall bekannt machen, um Druck für meine Freilassung aufzubauen. Aber in autoritären Regimes nehmen sie auch die Familien ins Visier. Sie machen das so lange, bis die Familie sagt: „Bitte tun Sie das nicht. Unser Leben wäre auch in Gefahr, wenn Sie das tun.“ Das gilt besonders für Frauen, die von ihren Kindern getrennt werden.

Auch um die Erlebnisse in Haft zu verarbeiten oder wenn sie ins Exil müssen, brauchen Frauen eine andere Art von Unterstützung. Je kleiner die Kinder sind, desto weniger können sie gehen. Bei Programmen wie „writers in exile“ laden wir alle ein, und viele Frauen bringen ihre Kinder mit. Männer kommen in der Regel allein. Für alle braucht es juristische Unterstützung, Hilfe von den Behörden zum Beispiel für Visa. Und natürlich Geld. Das gilt auch für die Familien. Für uns Schriftsteller ist es besonders schwer. Schreiben hilft mir, das Erlebte zu heilen. Aber wenn wir Schriftsteller unser Land verlassen müssen, verlieren wir auch unser Publikum. Deshalb ist die Übersetzung unserer Werke so wichtig.

Ich konnte und kann eine feministische Solidarität international deutlich spüren. Als ich in Haft war, haben an meinem

Geburtstag Frauen Wünsche an mich geschrieben. Eine Gruppe wollte mir sogar eine Geburtstagsstorte vorbeibringen. Aber die Polizei hat das verboten. Von den Wünschen habe ich auch erst erfahren, als ich wieder frei war. Aber wahr ist auch, dass die Personen, die mich gequält haben, ebenfalls Frauen sind. Im Gefängnis waren auch weibliche Wärterinnen. Solidarität mit mir gab es von ihnen nicht. Sie befolgten alle Anweisungen des Militärregimes. Ein Beispiel: Im Gefängnis hatte ich mich mit Lungentuberkulose angesteckt und wog nur noch rund 40 Kilo. Doch meine Gefängnisärztin wollte, dass ich ihr Geld für die Behandlung gebe. Das habe ich nicht getan. Als sich mein Zustand verschlechterte, kündigte ich einen Hungerstreik an. Später bekam ich eine Behandlung – von einem Gefängnisarzt.

Menschlichkeit ist für mich das wichtigste Thema. Ich wollte und will mein Land verändern und werde nicht aufgeben.

Ma Thida kommt aus Myanmar, ist Ärztin und Schriftstellerin. 1999 wurde die politische Gefangene aus humanitären Gründen nach mehr als 5 Jahren aus dem Insein-Gefängnis entlassen. Sie ist Vorsitzende des Komitees für Schriftsteller in Haft bei Pen International.

Protokoll: Tanja Tricarico



... zeitweise lehrt Genevieve Cohn auch als Kunstprofessorin. „In meiner Unterrichtspraxis zelebriere ich Malerei und Zeichnung als Mittel, um mich intensiv mit der Welt um uns herum und in uns auseinanderzusetzen“, sagt sie. Hier „The World Repeats“, die Welt wiederholt sich ...

Beauty of the Burden, Genevieve Cohn, USA (5/6)

Anzeige

taz talk

Buchmesse Leipzig

Entdecken Sie mit der taz ausgewählte, feministische Neuerscheinungen des literarischen Frühlings und besuchen Sie uns live im **taz Studio in Halle 5 | G500** oder **im Livestream**.

Donnerstag, 19. März

13.15 Uhr Revolution der Frauen

Sophia Boddenberg | In Lateinamerika wächst Feminismus von unten: aus Körpern, Erfahrungen und alltäglichen Kämpfen. Ein Buch über Vielfalt, kollektive Organisation und die Vernetzung von Widerstand.

Freitag, 20. März

10.15 Uhr Bitch Hunt

Veronika Kracher | Wie digitaler Frauenhass gezielt befeuert, belohnt und politisch genutzt wird – und warum er längst zum Motor autoritärer Kulturkämpfe geworden ist.

16.15 Uhr Alle meine Mütter

Lena Gorelik | Wie formen Mütter unser Denken und Fühlen – auch durch Abwesenheit, Nähe und Verlust? Ein Buch über die prägendste Beziehung unseres Lebens und ihre vielen Facetten.

Samstag, 21. März

15.30 Uhr Die Schuldlosen

Ena Katharina Haler | Iris wächst im zerstörten Grenzland zu Bosnien auf und führt danach ein Leben an Durchgangsorten. Eine Geschichte über Rebellion, Selbstermächtigung und den Versuch einer eigenen Zukunft auf den Ruinen der Väter.

Mehr Infos unter: taz.de/buchmesse

Safety first bei der Berichterstattung

Seit Jahren bietet eine NGO Sicherheitstrainings für Journalist*innen in Konfliktregionen an. Nun verschiebt sie ihren Fokus auf die USA

Von Julia Belzig

Noch vor Tagesanbruch stehen Bundesbeamte vor der Tür von Georgia Fort in Minnesota, um die 36-jährige festzunehmen. Es ist Ende Januar, kurz zuvor hatte die preisgekrönte Journalistin über eine Protestaktion gegen die US-amerikanische Migrationspolitik in einer Kirche in St. Paul berichtet. „Meine Freiheitsrechte als Journalistin werden verletzt“, sagt sie in einem Video, das sie unmittelbar vor der Verhaftung selbst aufnimmt.

Die Situation für Medienschaffende in den USA wird immer bedrohlicher – und das nicht erst seit den landesweiten Protesten gegen die Einwanderungsbehörde ICE. Schon im September, nach dem Attentat auf Charlie Kirk, warnte Reporter ohne Grenzen vor einer „regelrechten Eskalation“ in Sachen Pressefreiheit.

Doch während der Druck auf die Branche weiter wächst, entstehen auch neue Strukturen, in denen sich Journalist*innen gegenseitig unterstützen, schützen und ihr Wissen miteinander teilen.

So veröffentlichten die International Women’s Media Foundation (IWMF), die National Association of Black Journalists (NABJ) und das Reporters Committee for Freedom of the Press (RCFP) nach der Festnahme Georgia Forts und ihres Kollegen Don Lemon ein gemeinsames Statement, in dem sie die Bedrohung des *first amendments*, dem Recht auf freie Meinungsäußerung, anprangerten. Sie betonten außerdem, dass es sich bei der Verhaftung von Journalist*innen, die öffentliche Angelegenheiten dokumentieren, um eine „Vergeltungsmaßnahme gegen die Presse“ handele.

In ihrer Solidaritätsbekundung machen sie deutlich: Wenn Medienschaffende für ihre Berichterstattung kriminalisiert werden, ist auch das grundlegende demokratische Recht der Öffentlichkeit auf Information in Gefahr.

Die IWMF gibt es seit 1990, sie hat ihren Sitz in Washington DC. Um insbesondere Journalistinnen und nicht binäre Medienschaffende zu fördern, vergibt die Stiftung seit Jahren gezielt Reporting-Stipendien und verleiht Preise. Ihr Ziel: strukturelle Ungleichheiten im Journalismus ausgleichen und Reporter*innen Zugang zu Recherchen ermöglichen, für die ihnen sonst die Ressourcen fehlen. Zudem gehören Sicherheitstrainings zum Kern der Arbeit der IWMF, ursprünglich vor allem für Auslandsrecherchen in Krisen- und Konfliktregionen.

Kurz bevor Georgia Fort festgenommen wird, nimmt sie noch ein Video von sich selbst auf

Seit 2024 liegt ein besonderer Fokus auf der Sicherheit von Journalist*innen innerhalb der USA selbst, erst in Vorbereitung auf den Präsidentschaftswahlkampf, später intensiviert durch das zunehmend feindliche politische Klima.

Die Sicherheitstrainings vermitteln Journalist*innen, wie sie sich beispielsweise

auf potenziell gewaltsame Proteste und digitale Anfeindungen vorbereiten. Bei den Trainings geht es auch um „Newsroom Safety“, also darum, Sicherheitskultur fest in redaktionelle Abläufe zu integrieren: Risikoanalysen vor Recherchen, Gespräche über Worst-Case-Szenarien und wann es besser ist, aus der Berichterstattung wieder auszuweichen, die Festlegung einer Kontaktperson in der Redaktion, bei der sich die Reporterin von unterwegs regelmäßig meldet, Bereitstellung von Schutzausrüstung, Zugang zu Notfallfonds und Hilfe bei psychischen Belastungen.

Diese Angebote stehen inzwischen ausdrücklich Journalist*innen aller Geschlechter offen, weil, so heißt es von der Stiftung, Sicherheit und Wissen essenziell für die Arbeit aller sei.

Dass die IWMF sich nun vermehrt auf die USA konzentriert, ist auch als politisches Signal gemeint: Die Bedrohungslage im eigenen Land gilt mittlerweile als so gravierend, dass Schutzstrukturen im Inland genauso notwendig sind wie in klassischen Krisenregionen.

„Besonders gefährdet sind trans- und nicht binäre Journalist*innen“, sagt IWMF-Direktorin Nadine Hoffman auf taz-Anfrage. „Das Ausmaß an Hass und Onlineangriffen ist enorm.“ Trans- und nicht binäre Journalist*innen erlebten demnach nicht nur berufsbezogene Anfeindungen, sondern eine doppelte Feindseligkeit: Sie würden als Medienschaffende attackiert und zugleich aufgrund ihrer Identität.

In einem politischen Klima, das Queerfeindlichkeit zunehmend normalisiere, potenziere sich ihr Risiko erheblich. Ziel sei es, so Hoffman, ihre Einsatzfähigkeit trotz wachsender Bedrohungen zu sichern.

„Angela hat mir mein Land nicht gestohlen. Sie ist eine Frau wie ich“

Lana Alsharif und Angela Scharf arbeiten als Friedensaktivistinnen in Palästina und Israel zusammen. Dafür müsse man in der Lage sein, sich immer wieder als Mutter, als Tochter, als Mensch zu begegnen

Interview **Dinah Riese**

taz: Angela Scharf, Lana Alsharif, Sie sind Friedensaktivistinnen von Women Wage Peace aus Israel und Women of the Sun aus Palästina. Ihre Organisationen arbeiten zusammen. Wie sehr wurde diese Kooperation durch das Massaker der Hamas am 7. Oktober und den Krieg in Gaza auf die Probe gestellt?

Lana Alsharif: Es wurde natürlich schwieriger. Aber wir wussten, dass wir weitermachen müssen. Nur drei Tage vor dem 7. Oktober demonstrierten 1.500 israelische und palästinensische Frauen gemeinsam in Jerusalem. Unsere beiden Organisationen haben unter dem Krieg sehr gelitten. Wir haben 43 unserer Koordinatorinnen in Gaza verloren. Und Women Wage Peace hat Vivian und zwei weitere Mitglieder verloren.

taz: Vivian Silver, eine der Gründerinnen, die in ihrem Haus im Kibbuz Be’eri getötet wurde ...

Alsharif: Richtig. Aber in den ersten Wochen wussten wir nicht, was mit ihr passiert war. War sie entführt worden, war sie getötet worden? Wir versuchten zu helfen, wir überlegten: Wie können wir weiterhin zusammen sein, auch wenn wir uns physisch nicht mehr treffen können, weil niemand die Grenze überqueren darf? Wie können wir in Verbindung bleiben?

Angela Scharf: In den ersten Wochen waren wir alle zutiefst traumatisiert. Beide Seiten. Wir wussten nicht, was kommen würde. Aber eines war entscheidend: Am Nachmittag des 7. Oktobers rief Reem al-Hajajreh an. Sie ist die Gründerin von Women of the Sun. Sie fragte: Was ist mit Vivian? Sie wusste, dass Vivian in der Nähe der Grenze zu Gaza lebte. Ihr Mitgefühl und ihre Angst um Vivians Schicksal waren so echt und so wichtig. Und genau an diesem Tag sagte sie: Wir müssen unsere Arbeit fortsetzen – jetzt mehr denn je.

taz: Also haben Sie einfach weitergemacht?

Scharf: In den ersten Wochen protestierte Women Wage Peace nur für die Freilassung der Geiseln. Wir hielten Bilder von den Entführten hoch und standen jeden Tag an der Seite der Familien. Wir dachten: Während eines Krieges protestiert man nicht gegen die Regierung. Aber nach zwei, drei Monaten wurde uns klar, dass dieser Krieg nicht enden wird. Er musste gestoppt werden. Also protestierten wir gegen den Krieg und die Regierung.

Alsharif: Unsere Arbeit ist anders, weil unsere Herausforderungen anders sind, und auch unsere Möglichkeiten. Als Palästinenser:innen dürfen wir nicht für unsere Rechte demonstrieren. Wir können nicht einmal einen Facebook-Post über unsere Situation veröffentlichen. Wenn man auf der Straße protestiert, wird man entweder von der Palästinensischen Autonomiebehörde verhaftet oder von israelischen Soldaten erschossen. Unsere Arbeit konzentriert sich mehr auf die Arbeit mit Frauen. Wir wollen sie stärken, ihnen ihre Rechte bewusst machen und sie dabei unterstützen, sich gegenseitig zu helfen.

taz: Wie sieht das konkret aus?

Alsharif: Wir bieten Traumatherapiesitzungen an und organisieren humanitäre Hilfe, insbesondere für die Menschen in Gaza. Wir haben dort auch ein Lernprogramm für Kinder ins Leben gerufen, die wegen des Krieges ihre Häuser nicht verlassen konnten. Derzeit versuchen wir, eine Förderung zu finden, um ein Zentrum für Women of the Sun in Gaza einzurichten. Wir müssen Frauen politisch, aber auch wirtschaftlich stärken: Wenn sie sich nicht um ihre Familien und ihre Kinder kümmern können, können sie sich auch nicht um ihre Rechte kümmern.

taz: Sie sagten, Sie können sich nicht mehr treffen. Wie arbeiten Sie weiterhin zusammen?

Scharf: Wir wussten, dass es mit Zoom-Meetings allein nicht funktionieren würde. Also beschlossen wir, ins Ausland zu gehen. Bei Women Wage Peace bin ich für unsere Beziehungen zu Diplomaten:innen zuständig. Ich fragte die Botschafter:innen: Können Ihre Länder uns nicht einladen? Der erste, der reagierte, war der schwedische Botschafter. Er lud uns in seine Residenz ein. Am 5. Februar 2024 trafen wir uns zum ersten Mal seit dem 7. Oktober wieder. Eine unserer Gründerinnen, Yael Admi, und Najla Fathi saßen nebeneinander am Tisch, hielten sich an den Händen und weinten. Plötzlich fragte der Botschafter, was los sei. Also erklärten wir: Yael hat ihren Bruder in den 70er Jahren in der Armee verloren. Najla hat vor drei Wochen 30 Mitglieder ihrer Familie in Gaza verloren. Und dennoch halten sie zusammen. Da wurde uns klar: Wir haben keine andere Wahl, als für den Frieden zu kämpfen.

Alsharif: Und wir bitten um internationale Unterstützung. Am 24. März werden wir in Rom sein. Mütter und Verbündete werden barfuß marschieren, um zu zeigen, dass wir nicht schweigen werden über den Tod unserer Kinder, und dass dieses Land nicht mit ihrem Blut getränkt werden darf. Women of the Sun und Women Wage Peace werden diesen Marsch anführen – aber derzeit kämpfen wir noch um unsere Visa, es ist sehr kompliziert. Und das, obwohl wir vom Papst eingeladen sind, den wir am Ende des Marsches treffen werden.

taz: Die humanitäre Lage in Gaza ist katastrophal. Ist es derzeit überhaupt möglich, an Friedensaktivismus zu denken?

Alsharif: Es ist schwierig, aber wir tun es. Unsere Arbeit konzentriert sich auf die UN-Resolution 1325: Frauen sind besonders von Konflikten und Kriegen betroffen. Sie spielen auch eine entscheidende Rolle bei der Prävention und Lösung von Konflikten. Die Frauen in Gaza müssen das Recht haben, sich zu äußern und an politischen Entscheidungen teilzuhaben.

Scharf: Women of the Sun arbeitet vor Ort mit den Frauen. Wir von Women Wage Peace versuchen, Einfluss auf die öffentliche Debatte, die Medien und die Politik zu nehmen. Aber das Wichtigste ist, einander als Menschen zu sehen. Für viele Palästinenser:innen sind Israelis nur das Militär oder Besatzer. Für viele Israelis sind Palästinenser:innen Terroristen. Das stellen wir infrage. Und wenn die Zeit für echte Friedensverhandlungen gekommen ist, werden wir den Boden dafür bereitet haben. Schauen Sie sich Irland an: Frauen von beiden Seiten haben 20 Jahre lang heimlich zusammengearbeitet. Als das Karfreitagsabkommen ausgehandelt wurde, forderten sie, mit am Tisch zu sitzen. Das ist unser Vorbild.

„Schauen Sie sich Irland an: Frauen von beiden Seiten haben 20 Jahre lang heimlich zusammengearbeitet. Das ist unser Vorbild“

taz: Was bedeutet weibliche Solidarität für Sie?

Alsharif: Für mich bedeutet es, sich für die Verbindung zu entscheiden. Auch wenn es Herausforderungen gibt, wenn wir unterschiedliche Meinungen zu bestimmten Dingen haben, entscheiden wir uns dafür, zusammenzuarbeiten. Solidarität bedeutet, dass wir zuerst Vertrauen untereinander aufbauen müssen – und das wird uns Kraft geben.

Scharf: Weibliche Solidarität ist für mich nicht nur ein Slogan. Es ist etwas, das ich jeden Tag in unserer Arbeit erlebe. Auch wenn wir nicht immer die gleichen Ideen und Meinungen haben, haben wir doch ein gemeinsames Ziel: Wir fordern eine Zukunft für unsere Kinder und Enkelkinder. Das bedeutet, die jeweils andere ebenfalls als Mutter, als Tochter, als jemanden anzuerkennen, die sich um die Zukunft ihrer Kinder sorgt.

Alsharif: Wir pflanzen Ideen in die Köpfe der Menschen um uns herum. Nicht jeder findet es gut, dass ich mit israelischen Frauen zusammenarbeite. Nicht einmal in meiner eigenen Familie. Und auch nicht alle Frauen, mit denen wir arbeiten, um sie als Women of the Sun zu stärken. Sie fragen: Wie kannst du sie normalisieren, nach all den Morden, der Besatzung, dem Land, das sie uns gestohlen haben? Wir normalisieren nichts. Aber Angela hat mir mein Land nicht gestohlen. Sie ist eine Frau wie ich und sie will Frieden, genau wie ich. Wir schauen auf unser Ziel und nicht auf unsere Unterschiede.

Scharf: Wir schauen nicht zurück, wer wem 1948, 1967 oder bei diesem oder jenem Terroranschlag was angetan hat. Sicher, jede Organisation hat ihre eigene Erzählung, aber gemeinsam bauen wir eine Zukunft auf.

Alsharif: Darum geht es bei unserem „Aufruf der Mütter“

taz: Was ist der „Aufruf der Mütter“?

Scharf: Das ist unsere gemeinsame Vision. Women Wage Peace wurde 2014 nach dem letzten Gazakrieg von jüdischen und arabischen Bürgerinnen Israels gegründet. Seit 2018 war uns klar, dass wir eine Partnerin auf der anderen Seite brauchen. Deshalb haben wir Kontakt zu palästinensischen Frauen aus dem Westjordanland aufgenommen. Mithilfe unserer palästinensischen Mitglieder kamen wir in Kontakt und begannen, uns einmal im Monat an einem Ort in Bait Dschala zu treffen. Das ist in Gebiet C im Westjordanland, einem der wenigen Orte, an den sowohl israelische als auch palästinensische Frauen reisen können. Am Anfang war es sehr emotional, all die Frustration und Wut in uns kamen hoch. Unser Ziel war es, unsere gemeinsame Vision aufzuschreiben. Das hat letztendlich neun Monate gedauert. Während Covid konnten wir uns überhaupt nicht treffen, und danach haben die palästinensischen Frauen beschlossen, 2021 ihre eigene Organisation Women of the Sun zu gründen. 2022 wurden wir Schwesterorganisationen.

taz: Warum war es so schwierig, die Vision zu Papier zu bringen?

Scharf: Wir haben jedes einzelne Wort diskutiert. Nicht nur wegen der Unterschiede zwischen Hebräisch und Arabisch, sondern wegen der tieferen Bedeutung jedes Wortes. Sicherheit – was bedeutet das für israelische Frauen? Und was für palästinensische? Das Ergebnis ist unser Aufruf der Mütter. Der erste Satz lautet: „Wir, palästinensische und israelische Frauen aus allen Gesellschaftsschichten, sind vereint in dem menschlichen Wunsch nach einer Zukunft in Frieden, Freiheit, Gleichheit, Rechten und Sicherheit für unsere Kinder und die nächste Generation.“

Kurz vor Redaktionsschluss wurde das Büro von Women Wage Peace in Tel Aviv in Teilen zerstört. Eine iranische Rakete schlug in der Nähe ein. Von der Organisation wurde niemand verletzt.



Foto: privat

Lana Alsharif, 28, ist Geschäftsführerin von Women of the Sun. Die Mutter zweier Töchter lebt in Bethlehem und hat einen Abschluss in Internationalem Recht.



Foto: privat

Angela Scharf, 68, wurde in Wien geboren und zog 1976 für ihr Studium der Politikwissenschaft und Nahoststudien nach Jerusalem. Sie ist Mitkoordinatorin des Teams für Außenbeziehungen bei Women Wage Peace.

Beauty of the Burden, Genevieve Cohn, USA (6/6)



... ihre Bilder kommen ohne männlichen Heiland aus. Hier „A Better Resurrection“, eine bessere Auferstehung.

„Ich habe viele Hüte auf“

Fauzia Yazdani ist Aktivistin in Pakistan. Schon ihre Mutter war „Hardcore“-Feministin, ohne das Wort Feminismus zu kennen, sagt sie

Von Raweel Nasir

Fauzia Yazdani ist eine pakistanische Influencerin. Ihre berufliche Laufbahn begann sie als Verwaltungsbeamtin, später arbeitete sie mit fast allen UN-Organisationen. Sie weiß, wo Einfluss strukturell etwas ändert und wie man Einfluss nehmen kann. Fauzia Yazdani ist politische Analystin und Aktivistin: für Frauen und Menschenrechte und digitale Selbstbestimmung. Darüber hinaus berät sie zivilgesellschaftliche Organisationen. Auch wenn sie den Begriff „social influencer“ kritisch sieht, nutzt Fauzia Yazdani ihre Stimme, um auf feministische Anliegen aufmerksam zu machen. Und sie wirkt in vielen Kollektiven mit. „Ich habe viele Hüte auf.“

Aufgewachsen ist Fauzia Yazdani in Lahore, Pakistans zweitgrößter Stadt. Ihre Mutter war eine „Hardcore“-Feministin, ohne das Wort Feminismus zu kennen, erzählt sie. Ihr Erziehungscredo und die Werte, die sie vertrat, zielten auf Unabhängigkeit, auch ökonomisch. Der Gedanke dahinter: sich nicht unterordnen. Ihrer Mutter war es wichtig, dass sie und ihre Schwester eine gute Bildung erhalten und auch studieren können, sagt Fauzia Yazdani.

Das Studium der Verwaltungswissenschaften absolvierte sie am Kinnaird College in Lahore, eine historische feministische Institution in Pakistan. Die Präsidentin der Universität Mira Phailbus war eine Legende.

Eine Präsidentin, die die Auffassung vertrat: Junge Frauen wissen selbst, wer sie sind, oder sie sollen selbst herausfinden, wer sie sein wollen. Das Kinnaird College war die einzige Frauenuniversität in Pakistan, bei der die Studierenden keine Uniformen tragen mussten. In den 1970er und 1980er Jahren war das auch deshalb so revolutionär, weil General Zia-ul-Haq, der 1977 mit einem Militärputsch an die Macht kam, fortan das Kriegsrecht ausrief. Keine gute Zeit für demokratische Bewegungen, schon gar nicht für feministische. Fauzia Yazdani

„Sobald das Lied läuft, können alle mitsingen“

Fauzia Yazdani

erzählt, dass sie die Universität damals als Zufluchtsort empfand, weil das politische Klima im Land so erstickend war. Die Uni war der Ort, wo sie feministische Texte las, wo sie von älteren Studierenden lernte, und wo sie begann, sich in Projekten zu engagieren.

Feminismus in Pakistan ist kein neues Phänomen, es gab ihn schon in den 1970ern, auch als Reaktion auf die Repression. Seit 2018 gibt es zum 8. März den „Aurat March“, die größte feministi-

sche Demonstration des Landes. Ein Auslöser war ein Femizid in Islamabad. Die Menschen gingen auf die Straße, voller Trauer, Schmerz und Wut, angesichts von Täter-Opfer-Umkehr.

Seitdem gibt es viele Demonstrationen in Pakistan, bei denen Feminist:innen Schilder hochhalten mit dem Spruch: „Ich sitze so“. Zu sehen ist darauf eine breitbeinig sitzende Frau. Oder Plakate, auf denen steht: „Mach dein Essen selber warm!“ Am meisten polarisiert hat aber der Slogan „Mein Körper, meine Entscheidung“. Von konservativer Seite wurde er als Aufruf für Schwangerschaftsabbrüche gedeutet. Dabei ging es nicht nur darum, sondern um alle körperbezogenen feministischen Themen.

Selbstkritisch merkt Yazdani an, dass es bislang zu wenig gelungen sei, Frauen auf dem Land und Frauen außerhalb akademischer Milieus zu erreichen. Das sei nicht die Schuld des Feminismus, betont sie. Immer wenn eine Frau über Feminismus spricht, interpretierten religiöse und rechte Gruppen das als obszön. Ein effektives Mittel, um ein Anliegen zu diskreditieren.

Aber in den vergangenen fünf Jahren hat sich etwas geändert. Männer haben sich der Bewegung angeschlossen. Besonders nach der Covid-Pandemie wurde verstanden, worum es beim Feminismus wirklich geht.

Für sie sei Solidarität etwas Kollektives, das nicht durch Zeit oder Raum



Fauzia Yazdani, Islamabad

eingeschränkt ist, sagt Yazdani. „Es ist eher eine Stimme oder ein Lied. Alle kennen diese Stimme, sobald das Lied läuft, können alle mitsingen.“ Man erkenne und fühle den gemeinsamen Schmerz und stärke sich gegenseitig durch das Lied, das bedeute Solidarität für sie.

Gerade in ihrem Arbeitsbereich sei Solidarität von immenser Bedeutung. Denn Rechte von Frauen und Kindern kann man nur kollektiv stärken. Als Medienschaffende und Influencerin gebe sie jenen eine Stimme, die die Unterdrückung unmittelbar zu spüren bekommen. Als Resonanz bekomme sie oft zu hören: „Was du sagst, will ich auch sagen. Danke, dass du es sagst!“

Fauzia Yazdani will denen ein Gesicht geben, die keins haben. Manchmal nicht einmal einen Namen, aus Anonymitätsgründen, zum Schutz. Dass jene auch sie bei ihrer politischen Arbeit unterstützen, ist für sie ebenfalls Solidarität.

„Gesetzentwürfe, die auf dem Papier bleiben, reichen nicht“

Wie kann man Menschen in Konflikt- oder Krisenregionen rechtlich beistehen? Unsere Autorin gibt einen Einblick in ihre Arbeit als Anwältin für Frauenrechte

Ich sehe mich als internationale Anwältin an der Schnittstelle von Gender, Justiz und institutionellen Reformen, meist in Konflikt- oder Krisenländern. Dort arbeite ich seit fast zwei Jahrzehnten mit lokalen Akteur:innen, die unter extrem schwierigen Bedingungen versuchen, die Justiz aufrechtzuerhalten. Ich unterstütze sie bei Rechtsreformen, vertrete weibliche Überlebende in komplexen Fällen und entwickle Programme, die Frauen den Zugang zur Justiz erleichtern.

Ich habe Initiativen gegründet und geleitet, die Rechtshilfe anbieten, Ressourcen für Justizarbeit mobilisieren und Fachkräfte im Umgang mit geschlechtsspezifischer Gewalt stärken.

Oft sind es Frauen in fragilen Staaten, deren Erfahrungen jedoch selten Eingang in globale Debatten finden. Ein wichtiger Teil meiner Arbeit besteht deshalb darin, solche Frauen mit politischen Plattformen und Netzwerken zu verbinden, damit ihr Wissen in internationale Diskurse einfließt.

Es gibt auch Situationen, in denen Rückzug keine Option ist

Viele der Frauen, mit denen ich arbeitete, standen unter massivem politischem Druck. Sie mussten gesellschaftlichen Widerstand aushalten und gingen nicht selten ein persönliches Risiko ein. Trotzdem setzten sie ihre Arbeit fort, unterstützten Überlebende, hielten Institutionen funktionsfähig oder bauten neue auf.

Eine von mir mitgegründete Organisation unterstützt Frauen in Afghanistan mit Rechtsbeistand, Mediation, psychosozialer Hilfe und Fortbildungen für Fachkräfte. Ziel ist es, Frauen in schwer zugänglichen Rechts- und Sozialsystemen Orientierung zu geben und Frauen darin zu bestärken, diese Arbeit lokal fortzuführen.

Mein Weg wurde früh von Anwältinnen und Reformierenden geprägt, die sich in Kontexten instabiler Institutionen und widriger Machtverhältnisse für Gerechtigkeit einsetzten. Die enge Zusammenarbeit mit ihnen veränderte mein Verständnis von Justiz grundlegend: Gesetzentwürfe, die auf dem Papier bleiben, reichen nicht. Entscheidend sind

Führungsstärke, belastbare Beziehungen und Beharrlichkeit, damit rechtliche Veränderungen tatsächlich in der Praxis ankommen.

Was mich heute antreibt, ist die Überzeugung, dass diese Akteurinnen nicht isoliert bleiben dürfen. Ihre praktischen Kenntnisse, Wissen und ihre Analyse komplexer Systeme sind unverzichtbar, um Gerechtigkeit zu realisieren. Durch die Arbeit habe ich gelernt: Fortschritte verlaufen selten linear. Reformen entstehen meist schrittweise, durch zähe Verhandlungen und kreative Lösungen innerhalb stark begrenzter Systeme.

Um diese Arbeit über lange Zeit leisten zu können, muss man körperlich und emotional gut aufgestellt sein. Sonst verliert man schnell die Hoffnung. Wichtig ist: die Belastung nicht zu individualisieren. Die Menschen, die am nächsten dran sind, können sich nicht einfach zurückziehen, sondern leben dauerhaft in diesen Realitäten.

Es gibt Situationen, in denen Rückzug keine Option ist. Manche Krisen dauern Jahre. Dann heißt es, zu akzeptieren, über lange Zeit im Krisenmodus zu arbeiten.

Zwischen diesen Phasen versuche ich, das zu tun, was viele tun, um geerdet zu bleiben: Sport, Zeit im Freien, lesen und bewusst nach Momenten von Humor und Freude im Alltag suchen. Diese Routinen helfen mir, inmitten anhaltender Belastungen handlungsfähig zu bleiben, ohne den Kontakt zu mir selbst und zu den Menschen, mit denen ich arbeite, zu verlieren.

Solidarität ist keine symbolische Idee, sondern eine langfristige Verpflichtung. Wer Gerechtigkeit in schwierigen Umgebungen fördern will, muss bereit sein, sich über Jahre – manchmal Jahrzehnte – zu engagieren, weil echte Veränderungen selten schnell geschehen.

Solidarität heißt für mich, in langen Zeiträumen zu denken: Beziehungen aufzubauen, die auf Vertrauen beruhen, verlässlich präsent zu bleiben und Partner auch dann zu unterstützen, wenn Fortschritte stocken oder Rückschläge eintreten. In der Praxis bedeutet das, auch anzuerkennen, dass jene, die einem Problem am nächsten sind, meist am besten wissen, wie Systeme verändert werden müssen – ihre Führungsrolle zu stärken, statt sie zu ersetzen, ist für mich Kern gelebter Solidarität.

Roopa lernte ich über die Young Global Leaders Community des Weltwirtschaftsforums kennen. Wir nahmen an einem Programm zu Führungsfragen teil, wo wir erstmals Zeit miteinander verbrachten und gemeinsame Interessen entdeckten. Roopa engagierte sich für den besseren Zugang von Frauen zur Gesundheitsversorgung – ein Feld, das eng mit meiner eigenen Arbeit an Gender und Justiz verknüpft ist.

Besonders beeindruckt hat mich, wie früh Roopa ihre Berufung fand: Bereits mit neun Jahren wusste sie, wofür sie ihr Leben einsetzen wollte. Roopas Stärke liegt in ihrer Fähigkeit, sich in verschiedenen Welten zu bewegen – Wissenschaft, Praxis und Bewegungsaufbau – und Brücken zwischen Ideen, Institutionen und Menschen zu schlagen.

Noch eindrucksvoller ist jedoch, wie authentisch Roopa ihre Werte lebt. Einmal waren wir auf einer Party, auf der Roopa spontan mit einer jungen Frau ins Gespräch kam. Obwohl sie sich nicht kannten, ermutigte Roopa sie, über ihre Ziele nachzudenken und größere Träume zu wagen. Auch in alltäglichen Begegnungen jenseits des Berufs bleibt sie konsequent integer und inspirierend.

Natasha Latiff



Natasha Latiff, Singapore

Großbritannien

vernetzt durch Ann Keeling in Eastbourne, 34

USA

vernetzt durch Roopa Dhatt in San Francisco 24

vernetzt uns mit Mehr Husain in Lahore 45

Pakistan

Singapur



Mehr F. Husain, Lahore Foto: Mobeen Ansari

„Als Frau einen unabhängigen Verlag in Pakistan zu betreiben, ist einsam“

Verlegerin, Journalistin, Unternehmerin – Mehr F. Husain ist vieles. Mit ihrer Firma will sie nicht nur die Modewelt aufmischen

Von Zahra Kazmi

Und plötzlich ist Mehr F. Husain auch noch Verlegerin, steigt selbst in die Buchbranche ein. Es ist 2020, die britisch-pakistanische Unternehmerin und Journalistin betreibt zu dieser Zeit bereits Zuka Accessoires, eine soziale und nachhaltigen Firma für traditionelle Stoffe und Handwerkskunst. Nun der nächste Schritt – ein Buchverlag. „Eigentlich wollte ich nie Verlegerin werden“, hat Mehr F. Husain in einem Interview mit dem Onlinemagazin *Scroll* dazu gesagt, doch die politische Situation habe sie dazu gezwungen. 2019 hatten islamistische Terroristen einen Anschlag in Kaschmir verübt,

die kulturellen Beziehungen zwischen Indien und Pakistan lagen daraufhin brach. Pakistanische Autor:innen litten unter der Situation, und die Verlagsbranche ihres Heimatlands tat nur sehr wenig. „Ich war entsetzt“, erklärte Husain. „So entstand Zuka Books.“

Husain gründet also im pakistanischen Lahore einen unabhängigen Verlag, der sich dem Thema Nachhaltigkeit widmet. Sie will den kulturellen Austausch fördern, möchte Zensur, Genrebeschränkungen und der schwindenden kreativen Freiheit im Mainstream-Verlagswesen etwas entgegensetzen. Die Themen von Zuka

fortsetzung auf seite 46



fortsetzung von seite 45

Books: Identität, Geschlecht, psychische Gesundheit, Kulturgeschichte. Husain sieht sich auch als Kulturvermittlerin, ihr Verlag soll eine Plattform für das intellektuelle Terrain Pakistans sein.

Unter der Marke Zuka hat Mehr F. Husain mittlerweile verschiedenste Projekte realisiert. Der Name setzt sich aus den Anfangssilben der Namen ihrer Söhne, Zulfiqar und Kassim, zusammen.

Husain stammt aus der Medienbranche, dem geschriebenen Wort ist sie schon lange verbunden. Ihre Karriere beginnt sie 2007 als Redakteurin bei einer großen pakistanischen Zeitung; dort schreibt sie über Politik, als Pakistan gerade mitten im Krieg gegen den Terror steht. Die Propaganda kommt von allen Seiten – eine der größten Herausforderungen zu jener Zeit für die Journalistin. Außerdem berichtet sie über die Textilindustrie. Ihre Artikel decken auf, wie koloniale, industrielle und patriarchalische Kräfte das indigene Handwerk an den Rand gedrängt und die handwerkliche Arbeit von Frauen abgewertet haben. Sie will die Menschen sichtbar machen, auf deren Wissen und Traditionen die Mode von Industrieun-

ternehmen beruht. Husain sieht Handwerk als ein nachhaltiges Entwicklungsmodell – vorausgesetzt, es wird durch faire, transparente und kultursensible Rahmenbedingungen gestützt.

2018 gründet Husain das eigene nachhaltige Modeunternehmen Zuka Accessoires. Ihr Ziel: Sie will indigene Handwerkstraditionen bewahren und wiederbeleben. Ihre Firma arbeitet eng mit Handwerkerinnen aus ländlichen Gebieten zusammen, gefährdete Textiltraditionen wie Musselin (Mulmul), Khaddar und Handblockdruck sollen in die Gegenwart überführt werden. Als Unternehmerin verzichtet sie dabei auf ausbeuterische Zwischenhändler, setzt auf den direkten Weg von der Handwerkerin zur Verbraucherin. Die Produzent:innen profitieren davon.

Mit der Gründung von Zukast, Pakistans erstem Podcast zum Thema Nachhaltigkeit, erweitert sie 2021 ihr Engagement. Über diese Plattform untersucht sie Themen wie die Arbeit von Frauen in der Textilindustrie, Baumwollwirtschaft in der Landwirtschaft und die Geschlechtergleichstellung in den Lieferketten. Mit öffentlichen Vorträgen und digitalen Präsentationen macht sie auf die gemein-

samen Realitäten von Baumwollpflücker:innen, Landarbeiter:innen, Handwerker:innen und Fabrikarbeiter:innen aufmerksam.

Husain will die Menschen sichtbar machen, auf deren Wissen und Traditionen die Mode von Industrieunternehmen beruht

Darüber hinaus will sie auch die digitalen Kompetenzen der Frauen stärken. Dafür arbeitet Husain mit Organisationen zusammen, die Handwerkerinnen

aus ländlichen Gebieten mit den notwendigen Werkzeugen ausstatten, um sich auf Onlinemärkten zurechtzufinden, eigene Shops zu eröffnen, an virtuellen Ausstellungen teilzunehmen und sich als Kleinstunternehmerinnen betätigen zu können.

Husain ist Nachhaltigkeitsbotschafterin auf mehreren Ebenen: Sie setzt sich direkt für Handwerkerinnen ein, schafft aber auch Raum für übersehene Erzählungen. Sie will ein geschlechtersensibles Bewusstsein innerhalb der Mode- und Textilindustrie fördern, die noch immer aus undurchsichtigen Lieferketten besteht.

Auch als Verlegerin produziert Mehr F. Husain mit begrenzten Ressourcen, druckt auf hochwertigem Papier, vermeidet Müll und verzichtet auf Massenproduktion. Als Frau einen unabhängigen Verlag in Pakistan zu betreiben, sei „einsam“, sagte sie in einem Interview, denn die Verlagsszene bestehe fast nur aus Männern. Als sie den Verlag gründete, sei sie paternalistisch behandelt worden. „Ich musste also die Zähne zusammenbeißen und standhaft bleiben.“ Das ist sie zum Glück bis heute geblieben.

Grenzgebiet

vernetzt uns an die pakistanisch-afghanische Grenze 52

Pakistan

„Wir wurden beschimpft, auch von Frauen“

Muna Ali Abdillahis Vater bestärkte sie schon als Kind darin, sich für ihre Rechte einzusetzen. Die Frauenrechtsaktivistin spricht trotz Widerständen seit Jahren über Gewalt an Frauen

Von Jasmin Kalarickal

Schon als junges Mädchen habe sie eine gewisse Wut im Bauch getragen, erzählt Muna Ali Abdillahi. Wenn sie in der Schule von Jungen provoziert und belästigt wurde, dann habe sie sich das nicht einfach gefallen lassen: „Ich kämpfte – auch physisch – wenn es sein musste.“

Muna Ali Abdillahi lebt in Mogadishu, der Hauptstadt Somalias, an der Ostküste Afrikas. „Unsere Gesellschaft ist stark patriarchal geprägt“, erzählt sie am Telefon. Dennoch sei es ihr Vater gewesen, der sie ermutigt habe, für sich und ihre Rechte einzustehen. Ali Abdillahis Kindheit liegt schon viele Jahre zurück. Aber ihr Kampf für Frauenrechte, der ist der heute 45-Jährigen über all die Jahre geblieben.

Inzwischen arbeitet die ausgebildete Krankenpflegerin als Gender-Expertin mit Schwerpunkt geschlechtsspezifische Gewalt und weibliche Genitalverstümmelung. Sie berät in Somalia unter anderem das Bildungsministerium, hat schon als Managerin für Projekte gearbeitet, die von der Weltbank finanziert wurden. „Ich kümmere mich mit einem Team um den Schutz von Frauen und Kindern in Gemeinschaften“, sagt sie.

Wichtig sei ihr dabei, dass Frauen ökonomisch und politisch gestärkt werden. „Politische Repräsentation von Frauen ist wichtig“, sagt Ali Abdillahi. Denn Frauen seien „von allen Konflikten und Katastrophen besonders getroffen, deswegen müssen ihre Stimmen und Lebenswelten besser Gehör finden.“ Sie seien auch unentbehrlich für Friedensarbeit, denn sie agierten oft sehr lokal.

In den deutschen Schlagzeilen taucht Somalia vor allem wegen Dürre, Wasserknappheit und einer anhaltenden Hungerkrise auf. Das Land ist enorm

von den Folgen des Klimawandels betroffen. Zudem wird die Bevölkerung von der islamistischen Al-Shabaab-Miliz terrorisiert. Es sind keine einfachen Ausgangsbedingungen. „Auch in Mogadishu ist die Wassersicherheit nicht für alle gewährleistet, teilweise müssen Frauen lange Wege zurücklegen, um an Wasser zu kommen“, sagt Muna Ali Abdillahi. Für die vielen Binnengeflüchteten sei es besonders schwer, an Nahrung und Arbeit zu kommen. Auf der Flucht zu sein, das kennt sie auch aus eigener Erfahrung.

„Frauen sind unentbehrlich für die Friedensarbeit“

Muna Ali Abdillahi

Ali Abdillahi hat in Mogadishu die ersten zehn Jahre ihres Lebens verbracht. 1991, als Somalias damaliger Militärdiktator Siad Barre gestürzt wurde und das Land in den Wirren eines Bürgerkriegs versank, floh ihre Familie nach Hargeisa, die Hauptstadt von Somaliland. Somaliland ist de facto seit 1991 ein eigener Staat, wird international aber weitgehend nicht als solcher anerkannt. Erst kürzlich allerdings erfolgte die Anerkennung durch Israel.

Bevor sie später nach Mogadishu zurückkehrte, machte Ali Abdillahi im Edna Adan Maternity Hospital in Hargeisa ihre Ausbildung. Dort lernte sie auch Ifrah Yousuf kennen, eine Hebamme aus Somaliland. Das Non-Profit-Krankenhaus kümmert sich um die Gesundheit von Frauen, Kindern und Kriegstraumatisierten, klärt auf über weibliche Genitalverstümmelung.

Nach ihrer Ausbildung arbeitete Muna Ali Abdillahi zunächst als Krankenpflegerin, seit den 2000er Jahren engagierte sie sich in verschiedenen Nicht-Regierungs-Organisationen. Anfangs setzte sie sich für Bildungschancen von Jugendlichen ein, später konzentrierte sie sich auf Frauenthemen – ein damals extrem tabuisiertes Thema.

„Gewalt an Frauen, Genitalverstümmelung, über all das wurde nicht gern geredet“, erzählt Ali Abdillahi. „Wir trafen auf sehr viel Widerstand und wurden beschimpft. Auch von Frauen. Oft wurde uns vorgeworfen, wir wollten ihnen westliche Kultur überstülpen.“

Aber manches habe sich auch verändert. Heute sei es einfacher geworden, über Frauenrechte öffentlich zu sprechen, sagt Muna Ali Abdillahi. „Aber somalische Frauen leiden immer noch stark.“ Sie verdienten Grundrechte, politische Teilhabe, ein gerechteres Rechtssystem. „Einfach ein Leben, das sie genießen können.“

Kenia

vernetzt uns nach Nairobi 52

Somaliland
vernetzt durch Ifrah Yousuf in Hargeisa 22



Muna Ali Abdillahi, Mogadishu

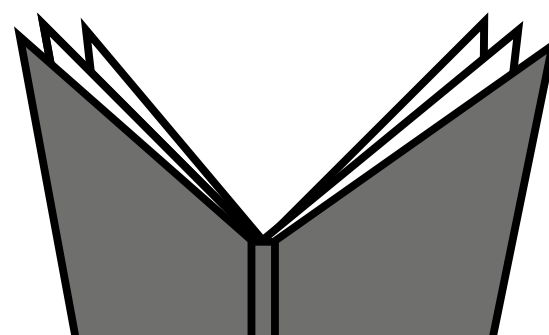
Anzeige

taz 

**Was machen die USA? Und was Europa?
Und was treibt die Schriftsteller*innen um?**

Die literataz zur Leipziger Buchmesse.
Gedruckt in der wochentaz und digital in der App.

**12 Sonderseiten am
Samstag,
14. März
2026**





Die Polleras sind bunte Röcke, die traditionell mit indigenen Hochlandfrauen in Bolivien in Verbindung gebracht werden. Jahrzehntelang waren sie ein Symbol für kulturelle Einzigartigkeit, aber auch Gegenstand von Diskriminierung. Heute trägt eine neue Generation von Skateboarderinnen die Röcke als Ausdruck des Widerstands...

Reggaeton-Artist Chocolate Remix (Argentinien)

„Seid einfach keine Arschlöcher“

Meine Musik ist stark vom Reggaeton und anderen Club-Sounds Lateinamerikas beeinflusst. Ich mag diese Genres sehr. Aber oft sind die Texte heteronormativ und sexistisch; als lesbische Frau fühlte ich mich darin nie repräsentiert.

Also begann ich, selbst Musik zu machen. Es begann mit einer queeren Perspektive, aber mit der Zeit wurde meine Musik auch feministischer und dann antifaschistisch. Genauso wie die queere Community hier in Argentinien auch. Mit dem rechtsextremen Präsidenten, den wir mittlerweile haben, konnte und wollte ich nicht umhin, politisch zu werden.

Unser Land brennt. Wir haben eine Wirtschaftskrise, in der die Menschen sich mit mehreren Jobs über Wasser halten, während im Gesundheitssystem oder bei der Unterstützung von Menschen mit Behinderungen gekürzt wird. Ältere können nicht mehr von ihrer Rente leben. Es gibt mehr Obdachlosigkeit. Das alles führt auch zu mehr Kriminalität und Sicherheitsproblemen, weshalb die Regierung die Polizei stärkt. Sie ist brutaler und tötet öfter. Und inmitten all dessen haben wir einen Präsidenten, der unsere queeren, trans und feministischen Communitys zum Hauptfeind des Volkes erklärt. Er versucht, Queersein mit Pädophilie zu verbinden, da-

bei sehen wir gerade jetzt ganz klar, dass nicht wir die Pädophilen sind.

Es bilden sich gerade viele Allianzen. Zum Beispiel gibt es hier in einem Viertel von Buenos Aires, wo es viel Sexarbeit gibt, eine Gewerkschaft für Sexarbeiterinnen. Als dort ein Mann von der Polizei erschossen wurde, waren es die Sexarbeiterinnen, die Geld für seine Beerdigung sammelten. Es ist an der Zeit, dass sich Kämpfen zusammenschließen: von Queers, Feministinnen, rassifizierten Menschen, Indigenen – aber auch zum Beispiel von älteren Menschen.

Der Feind war noch nie so klar wie heute: der Aufstieg des Faschismus. Sehr wenige Menschen besitzen sehr

viel und sie versuchen, uns gegeneinander aufzuhetzen, damit wir das nicht erkennen. Wir müssen uns zusammenschließen, auch international, zu einem antifaschistischen Widerstand. Wir haben drei Jobs, die uns Zeit, Energie und Lebensfreude stehen. Es gibt viel Traurigkeit und Isolation. Deshalb ist es so wichtig, dass wir uns austauschen, zusammen tanzen, einander zuhören. Mit meiner Musik möchte ich Menschen motivieren, damit sie erkennen, dass sie etwas verändern können.

Meine Botschaft: Lasst uns das gemeinsam tun, seid einfach keine Arschlöcher und passt aufeinander auf.

Kehlkopfsängerin Cynthia Pitsiulak (Duo Silla, Kanada)

„Unser Gesang ist natürlich politisch“

Wir sind Kehlkopfsängerinnen aus der Arktis. Inuit Frauen haben unsere Art zu singen, seit Tausenden Jahren weitergegeben. Traditionell waren die Männer in der Arktis früher oft lange auf Jagd. Die Frauen blieben bei den Kindern und Familien. Für sie war das Singen Unterhaltung. Dabei standen sich zwei Frauen gegenüber und hielten sich an den Händen; die Vibrationen halfen ihnen auch, sich warmzuhalten. Die Praxis hat auch eine spirituelle Dimension.

In den Generationen meiner Großmutter und Mutter wurde der Gesang von Missionaren und Kolonisatoren verboten; wenn überhaupt, heimlich praktiziert. Heute findet eine starke

Rückbesinnung statt. Was meine Gesangspartnerin Charlotte und ich machen, ist sowohl traditionell als auch modern. Wir singen uralte Lieder, aber auch neue Stücke, die von Rock und elektronischer Musik beeinflusst sind. Manche bezeichnen die Kultur der Inuit als „primitiv“, das ist falsch. Wir entwickeln uns ständig weiter. Kehlkopfgesang ist von Natur aus politisch. Indem wir diese Tradition wiederbeleben, bewahren wir unsere Sprache, unser Wissen und unsere Bräuche.

Ich habe die Stärke und Resilienz der Inuit-Frauen erlebt. Das Leben in der Arktis ist ohnehin hart. Dann löschte der Kolonialismus unsere Tra-

ditionen aus. Wir wurden brutal gezwungen, uns an ein System anzupassen, das indigene Völker und Frauen unterdrückte. Feminismus bedeutet für mich daher auch, dafür zu kämpfen, dass man sich ohne Angst so ausdrücken kann, wie man möchte. Sei es feminin, queer oder noch anders. Es bedeutet, Geschlechterrollen zu durchbrechen und sich von den Erwartungen an Frauen freizumachen. Ich trage die Stärke vieler Generationen von Inuit-Frauen in mein modernes Leben.

Da wir als Inuit so viel erdulden mussten, verbünden wir uns tendenziell mit anderen indigenen Völkern, First Nations, Schwarzen und queeren

Communitys. Wir sind alle Opfer der kolonialen Systeme. Und gerade jetzt wird deutlich, dass der Kapitalismus und das Patriarchat nicht funktionieren; sie schaden der Natur und unserer Lebensweise.

Ich hoffe, dass wir in Zukunft mehr im Einklang mit der Erde leben, und dass der Feminismus zu mehr Empowerment und Sicherheit führt. Dass wir keine Angst haben, egal wie wir aussehen oder uns präsentieren. Dann blühen wir auf. Ich glaube, dass wir uns langsam vom Patriarchat entfernen. Mit jeder abgelegten toxischen Überzeugung wird der Wandel hin zum Matriarchat deutlicher.

Der Sound des Aufbegehrens

Drei Künstler*innen, drei Regionen Amerikas. Während in vielen Teilen des Kontinents rechte Kräfte erstarken, wird Musik zum Gegenentwurf. Ob Rap, Reggaeton oder Kehlkopfgesang: Ihre Arbeiten erzählen von Wut, Widerstand und Verbundenheit über Grenzen hinweg

Protokolle Alice von Lenthe und Ann-Kathrin Leclère

Rap-Artist Bobby Sanchez (USA)

„Meine wichtigste Botschaft ist Wut!“

Zum Rap bin ich gekommen, weil ich nahe New York aufgewachsen bin. Die Bronx ist die Geburtsstätte des Raps, also haben viele meiner Freunde gerappt. Mit 18 hatte ich schon zwei Alben veröffentlicht. Mit 24 habe ich mich als trans geoutet und bin nach Texas gezogen. Meine alte Musik, das war nicht mehr ich. Meine erste EP als trans Frau 2021 fühlte sich wie mein richtiges Debüt an. Seitdem rappe ich über Migration, Naturschutz und queere Akzeptanz, oder die Befreiung der indigenen Völker, denn ich bin selbst Quechua. Ich will, dass sich meine Communitys – indigene, trans und Two-Spirit-Leute – in der Rap-Musik wiederfinden. Meine wichtigste Botschaft ist Wut. Wir erleben Genozide und Ungleichheit überall. Wie soll ich da fröhliche Lieder schreiben? An der Freude will ich noch arbeiten.

„Two-Spirit“ ist übrigens ein Begriff, der in den 1990er Jahren von indigenen Gemeinschaften geprägt wurde, damit sich indigene Menschen außerhalb der kolonialen LGBTQ-Kategorien definieren konnten. Er spiegelt heilige Geschlechterrollen wider, die lange vor der Kolonialisierung existierten. Das dringlichste Thema in feministischen Kämpfen ist für mich das Verschwinden und die Ermordung von indigenen Frauen, Two-Spirit-Menschen und Transpersonen. Indigene Frauen verschwinden häufiger als jede andere Bevölkerungsgruppe in den USA. Ich habe ein Lied darüber geschrieben: „Bring our sisters home“

Ich wünsche mir da mehr Solidarität. Das bedeutet für mich, sich für einen Kampf einzusetzen, der nicht „der eigene“ ist. Etwa, wenn Zivilist*innen gegen die Einwanderungsbehörde ICE protestieren. Oder wenn indigene Aktivist*innen sich für Palästina einsetzen. Du kannst ein weißer, heterosexueller cis-Mann sein, aber wenn du dich für Migrant*innen oder trans Personen einsetzt, ist das Solidarität. Leider leben wir selbst innerhalb indigener Gemeinschaften manchmal in unseren Blasen. Grenzen spalten unser Land und unsere Denkweise. Wir können es besser machen. Mehr Matriarchate wären gut. Viele indigene Gesellschaften waren matriarchalisch geprägt. Männer haben bewiesen, dass sie in Führungspositionen nicht qualifiziert sind.

Dass ich solche Themen in meiner Musik anspreche, ist eine Bedrohung für Andersdenkende. Auf rechten Plattformen verbreiten sie meine Songs, um mich zu verspotten. Aber ich komme damit klar. Die USA zu verlassen, ist für mich keine Option. Ich bin hier aufgewachsen, hier habe ich mein Netzwerk, lieber kämpfe ich mit meiner Musik gegen die Zustände hier.

Und meine Botschaft an alle: Boykottiert Unternehmen, die mit Israel und Trump in Verbindung stehen, und kauft lokal. Setz dich für Menschen ein, die nicht wie du sind. Es ist okay, wütend zu sein. Nutz die Wut und setze sie in Taten um.

Immer gut bewegt

Wer gut zusammen tanzen kann, kann auch gut solidarisch miteinander sein. Eine Playlist mit neun Songs – für Gemeinschaften mit Hüftschwung

von **Katrin Gottschalk**

„It’s a Good Day (to Fight the System)“ von **Shungudzo**
2021 fand Shungudzo einen eigenen Ton im Widerstand gegen Patriarchat und Kapitalismus. Während Vögel ihr „Fuck the police“ zwischern, erinnert sie daran: Widerstand ist stärker, wenn er Freude und Gemeinschaft einschließt.

„Hot Topic“ von **Le Tigre**
Solidarität heißt auch, Vorkämpferinnen sichtbar zu machen. 1999 widmeten Le Tigre einen ganzen Song feministischen Ikonen und rufen ihnen zu: „Don’t you stop / I can’t live if you stop!“

„Break My Soul“ (Queens Remix), **Beyoncé & Madonna**
Im Remix mit „Vogue“ zählt Beyoncé prägende Frauen und reale Vogueing Houses auf, denen Madonna nie die nötige Sichtbarkeit in ihrem gleichnamigen Song gab. Beyoncé zeigt hier Solidarität durch nachträglichen Credit.

„We Are Family“ von **Sister Sledge**
Eigentlich über die vier Schwestern der Band geschrieben, wurde der Disco-Klassiker schnell zur queeren Hymne. „Family“ meint hier keine Blutsverwandtschaft, sondern solidarische, sassy Zugehörigkeit.

„I’m Every Woman“ von **Chaka Khan**
Gemeinsamer Kampf braucht ein Gefühl von Verbundenheit. Audre Lorde schrieb: „Ich bin nicht frei, solange auch nur eine Frau unfrei ist.“ Das hier ist die Chaka-Khan-Version.

„Woman“ von **Little Simz und Cleo Sol**
Ähnlich, aber konkreter: Little Simz stellt die Stärke Schwarzer Frauen ins Zentrum. Sie bezeichnete den Song als Liebesbrief und Dankeschön an prägende Frauen ihres Lebens und schafft so Solidarität als gegenseitige Anerkennung und Sichtbarkeit.

„More Women“ von **Saâda Bonaire**
1984 nahmen zwei Berlinerinnen diesen ungewöhnlichen Song auf, in dem sich die Sängerin mehr Frauen an ihrer Seite wünscht statt männlicher Bewunderer. Auch als Kritik an männerdominierten Räumen insgesamt lesbar – und als Ruf nach weiblichen Allianzen.

„Girl Boss“ von **Blond feat. Alice Go**
Wer keine Ironie versteht, für die ist dieser Song nichts. Die Chemnitzer Band kritisiert die Pose von Female Empowerment ohne echte Solidarität: „Es darf keinen überfordern, aber gerne geil aussehen... Aktivismus kann so einfach sein.“ Ist er natürlich nicht, und genau darum geht’s.

„People Have the Power“ von **Patti Smith**
Ganz unironisch setzt Patti Smith auf kollektive Stärke. Auf Konzerten bittet sie das Publikum auch mal, zum Song die Hände zu heben, um gemeinsame Kraft zu spüren. Wirkt erst cringe, aber letztlich beginnt Solidarität damit, an die eigene und gemeinsame Handlungsmacht zu glauben.



Hören heißt tanzen: hier hat man den Sound-track zur Gemeinschaft mit Hüftschwung



Imilla, Luisa Dörr, Bolivien (2, 3/5)



kampferprobt

„Die Medien verbreiteten Lügen über die Kohlekumpels“

Als die britische Regierung 1984 versuchte, die Kohlebergwerke zu schließen, streikten die Arbeiter. Viele linke Gruppen schlossen sich damals zusammen, um Geld für die Streikenden zu sammeln. Ungewöhnlich war bei uns, dass wir lesbische und schwule Aktivist:innen waren. Um uns solidarisch zu zeigen, machten wir uns auf den Weg zu den Bergarbeitergemeinden. Wir wussten nicht, was uns erwarten würde, und rechneten mit Homophobie. Aber

als wir ankamen, stießen wir nicht auf Vorurteile, sondern auf Neugier. Die Kohlekumpels erlebten damals, wie in den Medien Lügen über sie verbreitet wurden. Das war eine neue Erfahrung für sie, nicht aber für uns. Über die LGBT-Community wurden damals fast nur Lügen erzählt. Den Kampf gegen die Thatcher-Regierung verloren die Kumpels am Ende. Trotzdem unterstützte die Gewerkschaft in den folgenden Jahren unseren Kampf um Gleich-

berechtigung. Auch dank ihnen ist die LGBT-Community heute da, wo sie ist. Sich über alle Grenzen hinweg mit anderen marginalisierten Gruppen zu verbünden, lohnt sich. Denn echte Veränderung kam nie von oben. Echte Veränderung kam immer von unten. Und das ist auch heute noch so. *Mike Johnson, 72, unterstützte mit anderen Queers die Proteste der britischen Kohlekumpels.* Protokoll: Amélie Richter

Anzeige



Raus zum 8. März!

Feminismus steht allen gut

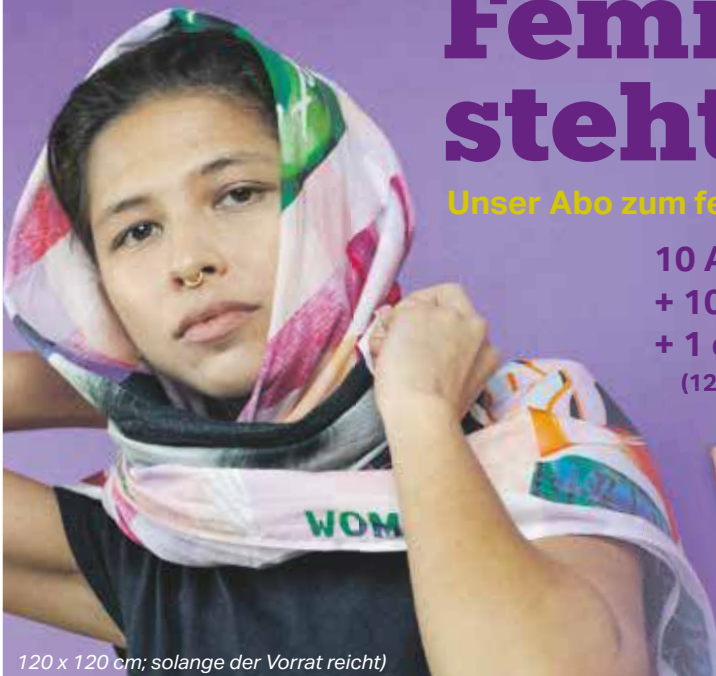
Unser Abo zum feministischen Kampftag

10 Ausgaben wochentaz + 10 Wochen taz digital + 1 exklusives Tuch (120 x 120 cm, Bio-Baumwolle)

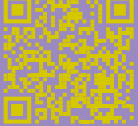
taz + Tuch nur 29 €

taz.de/feministazabo





120 x 120 cm; solange der Vorrat reicht)



TAZ Verlags- und Vertriebs GmbH, Friedrichstr. 21, 10969 Berlin

taz  lab 2026

Jetzt mal 25. April

TACHELES

liebevoll & rabiät

Jetzt Ticket sichern!

Der große taz-Kongress in Berlin-Kreuzberg, analog und digital

Am 25. April im und ums taz-Haus – und im Livestream. Danach ein Jahr lang exklusiv in der Mediathek.

Vor Ort und digital ab 25 Euro

Rein digital schon ab 20 Euro

tazlab.de/tickets



... für die 26-jährige Skateboarderin Dani Santiváñez, die ihre Wurzeln erforschen wollte, war es naheliegend, die Polleras wieder hervorzuholen. Sie gründete mit Freundinnen das Kollektiv „ImillaSkate“, das sich im Senac-Park in Cochabamba trifft. Die brasilianische Fotografin Luisa Dörr hat die Frauen begleitet ...

greift ihr frauen an, greift ihr einen fels an

delt in 100 frei kombinierbaren Szenen, wie Frauen in Berührung mit dem Justizsystem kommen. Die Brit-School-Darstellerinnen der 13. Jahrgangsstufe zeigen etwa, wie eine drogenabhängige Frau beim Einbruch in die Wohnung ihrer Mutter ertappt wird – oder wie eine andere Frau den Mord an ihren Kindern gegenüber einer Psychologin damit rechtfertigt, dass die Opfer „ja ohnehin kein gutes Leben gehabt haben“. Es geht um Armut, Schwangerschaften, Gewalt, Sucht, Missbrauch, gesellschaftliche Gleichgültigkeit, Suizid.

Besonders ist die Besetzung, erläutert Goodall: Weil die gegenwärtige Abschlussklasse endlich genug weibliche Schülerinnen hatte, konnte sie eine von drei Gruppen in ein Ensemble aus ausschließlich jungen Frauen verwandeln. Goodall hat bereit mehr als ein Jahrzehnt Erfahrung mit frauenexklusiven Theatergruppen. Neben der Wahl feministischer Stoffe geht es ihr auch in der konkreten Arbeit darum, junge Schauspielkünstlerinnen gegen Benachteiligung und Diskriminierung zu rüsten.

Als 2017 die #MeToo-Bewegung erstarkte, erarbeitete Goodall mit ihren Schülerinnen eine von der russischen Punkband Pussy Riot inspirierte Aufführung von „Macbeth“. „Ich hatte Glück, man gab mir an der Brit School stets den kreativen Spielraum dafür“, erzählt sie der taz bei einem Treffen mit dem „[BLANK]“-Ensemble. Junge Schauspielschülerinnen könnten durch rein weibliche Besetzung mehr Hauptrollen erproben – auch Männerrollen – was das Selbstvertrauen wachsen lasse und größere emotionale Freiheiten ermögliche. Das erklärte Goodall bereits 2017, bis heute bestärkt durch das positive Feedback von ehemaligen Schülerinnen.

Nach diesen Anfängen zu einer Zeit starker Benachteiligung und Diskriminierung von Frauen in der Theaterwelt kann Goodall heute begrüßenswerte Veränderungen im Betrieb nennen, etwa dass Indhu Rubasingham 2025 zur allerersten weiblichen künstlerischen Leiterin des renommierten Londoner National Theater ernannt wurde.

Bereits in der 12. Jahrgangsstufe wurden alle Schüler:innen altersgerecht zu den Grenzen, Berührungen und Intimität in der Bühnenwelt geschult. „Viele von uns hatten bereits die Erfahrung gemacht, nicht gehört oder ernst genommen zu werden, wenn wir Nein sagten und über Grenzen sprachen“, berichtet Schauspielschülerin Coco. „Deshalb war dieses Training sehr nützlich.“

Mit der gesamten 12. Jahrgangsstufe ließ Goodall als Teil der schulischen Jugendschutz- und Seelsorgeleistungen eine Ausbilderin zu Frauenfeindlichkeit, Konsens und respektvollem Umgang arbeiten. Zum Ende der 12. Klasse ermöglichte sie eine Aufführung von Shakespeares „Die lustigen Weiber von Windsor“, an der ausschließlich Theater-schülerinnen beteiligt waren, die sich als weiblich identifizierten.

Für „[BLANK]“ organisierte Goodall im Herbsttrimester zunächst einen zweitägigen Ausflug für die Darstellerinnen, um Raum für Gespräche unter Frauen zu

schaffen. Ein Vortrag einer Sozialarbeiterin, die mit Frauen in Strafanstalten arbeitet, folgte. In „[BLANK]“ tritt nun unter anderem die Person einer alkoholkranken Sozialarbeiterin auf, die sich vor einem Gremium dafür verantworten muss, den Zustand einer Familie nicht adäquat aufgenommen zu haben. Wenige Stunden nach ihrer Visite begeht die Mutter der Familie Kindsmord.

Goodalls Gruppe besuchte auch die Londoner Organisation und Theatergruppe Clean Break, mit der Alice Birch „[BLANK]“ schrieb. Clean Break bietet Programme für Frauen an, die Erfahrungen mit der Justiz gemacht haben. Als einige der jüngeren Mitglieder von Clean Break später zu den Aufführungen an der Brit School eingeladen wurden, flossen nicht nur bei ihnen Tränen, so sehr bewegte die Performance die Zuschauer:innen, wie Ziporah, eine der jungen Darstellerinnen anmerkt.

Auf die Frage, für wen das Stück zu persönlichen Veränderungen führte, heben alle die Hand

Als die taz in der Gruppe fragt, für wen das Stück zu persönlichen Veränderungen führte oder für wen es die bisher wichtigste Aufführung war, heben alle die Hand. Auch Goodall. „Als ich als schwarzes Mädchen in Südlondon aufwuchs, wusste ich nicht, was hinter verschlossenen Türen teilweise abgeht. Häusliche Gewalt, Gewalt in Strafanstalten oder seitens der Polizei ... Es ist Realität!“, sagt die junge Künstlerin Ashinah. Davina berichtet, dass das Stück ihr beibrachte, mit Verletzlichkeit zu arbeiten. „Ich lernte, dass ich alle meine Ängst beiseiteschieben kann.“ In „[BLANK]“ spielte sie unter anderem eine Frau, die mit einem Messer bedroht wird und aus Angst zusammenbricht, ohne der Gefahr entkommen zu können.

Trotz solcher Dramatik verkaufte sich „[BLANK]“ an der Theaterkasse unter den drei Stücken der Brit School anfangs nur sehr mäßig. „Viele behaupteten, eine Bühne voller Frauen sei nicht interessant“, erzählt Saskia, „später sagten alle Männer, die ich fragte, dass es der beste Auftritt war, den sie je gesehen hatten.“ Die Gruppe ist sich einig, woran das liegt: Weil Männer sich nie mit diesen Themen auseinandersetzen. Goodall fügt hinzu, dass zwei Schüler ihr eigenes Stück sofort verbessern wollten, nachdem sie „[BLANK]“ gesehen hatten: „Es geht nicht um einen Wettbewerb, sondern darum, dass alle stärker dadurch werden.“

Mit Katerina Gimons Lied „Fire“ endet die Aufführung an der Brit School. Im Kreis, singend und stampfend verschwimmt die Theaterwelt der Darsteller:innen mit ihrer Alltagsrealität als Frauen. „Weil es noch nicht vorbei ist, vielleicht niemals“, findet Evie: „Es gibt kein Happy End. Das ist es, was Frauen jeden Tag erfahren.“

Eine bessere Welt spielen

An der Londoner Brit School werden junge Schauspielschülerinnen gegen Benachteiligung und Diskriminierung gerüstet

Aus Croydon, Südlondon
Daniel Zylbersztajn-Lewandowski

inter einer Polizeiabsper- rung läuft die forensische Spurensuche, als plötzlich der ohrenbetäubend laute Beat von Massiv Attacks Track „Angel“ ertönt. Tanzend und gestikulierend stellen 23 schwarz gekleidete Frauen die biblische Konfrontation zwischen der Schlange und Eva dar. Die Szene ist der Auftakt einer Aufführung von Alice Birchs Theaterstück „[BLANK]“ an der Südlondoner Brit School, einer der bekanntesten und staatlich getragenen britischen Bühnenkunstschulen für Jugendliche im Alter von 14 bis 19 Jahren.

Theaterleiterin Sarah Goodall war die Aufführung des inzwischen auch international erfolgreichen Stücks schon lange ein Anliegen. „[BLANK]“ verhan-

genossenschaft

Photo: Maximilian König

Hartmut Idzko, Inken Behrmann
Genosse seit 2005, Genossin seit 2025

taz

STAFFELSTAB TRIFFT MEILENSTEIN

Die taz lebt, weil ihr so seid wie wir: solidarisch.

Mit dem **Generationenprojekt** öffnen wir die Türen für junge engagierte Menschen, die in die Genossenschaft einsteigen wollen, denen aber das nötige Kapital fehlt. Ältere übernehmen dabei für sie den Anteil – und tragen so das Modell weiter, auf dem die taz beruht: gelebte Solidarität in einer generationenübergreifenden Gemeinschaft.

Helft mit, der nächsten Generation den Einstieg zu ermöglichen – und unserer taz den Rücken zu stärken. Alle Infos unter: taz.de/generationenprojekt

Seid gerne Feministen – aber bitte leise!

Warum Autorin Jacinta Nandi ihrem Sohn nur noch eingeschränkt raten würde, sich einen Feministen zu nennen

„Bist du eigentlich Feminist?“, fragte eine Freundin neulich meinen erwachsenen Sohn. Er guckte ein bisschen verlegen und antwortete dann: „Ich glaube ja? Mit einer Mutter wie meiner ist es schwer, kein Feminist zu werden.“

Ich habe mich zwar immer als Feministin identifiziert, sogar als Teenagerin, jedoch finde ich meinen Feminismus manchmal sehr *basic*, ein bisschen banal. Meine Mama war Feministin, also war ich auch eine. Ich dachte nicht besonders viel darüber nach: Ich glaubte, dass Frauen Menschen waren, Vergewaltigung schlimm ist und Männer oft scheiße. Und deswegen war ich halt Feministin.

Diese banale Haltung hat mich sehr lange mitgeprägt bei der Frage: „Dürfen sich Männer Feministen nennen?“ Wir wollen doch alle, dachte ich, dass die Männer aufhören, Sexisten zu sein. Wie soll das gehen, wenn sie sich nicht Feministen nennen dürfen? Wir brauchen euch, Jungs, Männer, dachte ich, und ihr braucht uns auch – lasst uns also zusammen kämpfen, für eine bessere Welt, voller Gendergleichberechtigung!

Ich bin stolz, dass meine Söhne Feministen sein wollen. In den vergangenen Jahren ist mir aber klargeworden: Ein männlicher Feminist kann auch gefährlich sein. Männer wie der Schauspieler Justin Baldoni, die sich als Feministen geben, sind mitunter genauso gefährlich wie offene Antifeministen à la Donald Trump.

Performative Feministen sind so gefährlich wie Antifeministen

Baldoni hat eine Karriere darauf gebaut, andere Männer in Podcasts und Talks davon zu überzeugen, dass sie den Frauen in deren Leben zuhören sollen. Sei Mann genug, um den Frauen in deinem Leben zuzuhören, war dabei immer sein Motto. Seit ihm seine Kollegin Blake Lively vor über einem Jahr nach der gemeinsamen Produktion des Films „Nur noch ein einziges Mal“ sexuelle Belästigung vorgeworfen hat, war Baldoni auf jeden Fall männlich genug, um zu akzeptieren, dass die Frauen in seinem Leben – eine Armee von weiblichen Fans – seine Co-Schauspielerin belästigen und schikanieren.

Der Hass, mit dem seine Fans Blake Lively überschütteten, war dabei oft sexualisierend konnotiert. Livelys Social Media Accounts wurden überflutet mit Pornobildern, sie erhielt Vergewaltigungswünsche und Todesdrohungen. Sie mache das alles nur deswegen, weil sie auf Baldoni scharf wäre oder weil sie traurig ist, dass sie zu hässlich war, um von Weinstein vergewaltigt zu werden, hieß es im Netz.

Ich habe mich vergangenes Jahr einmal solidarisch zu Lively geäußert – und gar nicht mit Bezug auf die Gerichtsverhandlung zwischen Baldoni und Lively. Es ging mir bloß um die Hasskommentare, die sie im Netz bekam. Daraufhin fand ein weiblicher Fan von Baldoni meine Instagramseite und kommentierte unter ein Video

mit meinem jüngsten Sohn, ich würde ihn „wahrscheinlich missbrauchen“.

Obwohl Baldonis Anklage gegen Lively abgelehnt wurde, verlangen seine loyalen Unterstützerinnen immer noch #JusticeforJustin. Aber was könnten sie damit meinen? Schließlich hat die Justiz über den Fall längst entschieden. Im Juni 2025 wies das zuständige Gericht die 400-Millionen-Dollar-Klage von Baldoni gegen Lively ab. Was eigentlich hinter dem Hashtag #JusticeforJustin steht, ist wohl der Wunsch nach einer virtuellen Lynchjustiz, die Lively für die Sünde der Anschuldigung gegen Baldoni mit mentaler Belastung bestrafen soll. Oder die Fans treibt die Lust nach einer Welt an, in der nicht nur sexuelle Belästigung entkriminalisiert ist, sondern es strafbar ist, dass Frauen überhaupt solche Vorwürfe äußern.

Dabei leben wir längst und immer mehr in dieser Welt. Denken wir an Trumps USA – noch sind sexuelle Belästigung oder sexualisierte und häusliche Gewalt in den Vereinigten Staaten nicht legalisiert. Noch nicht. Doch schon jetzt gibt es praktisch keine Konsequenzen für die Vergewaltiger in den Epstein Files oder für ICE-Agenten, denen weibliche Gefangene Vergewaltigung und sexuelle Belästigung vorwerfen.

Und hier in Deutschland? Femizide und andere Formen von Gewalt gegen Frauen sind alltäglich. Gleichzeitig ist es schwieriger denn je für Opfer häuslicher Gewalt, ihrem gewalttätigen Partner zu entkommen. Frauenhäuser sind unterfinanziert und überbelegt. Und wie soll eine Arbeiterklassefrau einen Mann verlassen können, wenn alle Wohnungen, die auf dem Markt stehen, unfinanzierbar sind?

Anders als ein Donald Trump oder ein Jonny Depp, die gar nicht erst so tun, als seien ihnen Frauenrechte wichtig, nutzen Männer wie Baldoni ihren vermeintlichen Feminismus, also ihre Feminismus-Performance gezielt dazu aus, um Frauen ihrer Rechte zu berauben. Auf eine gewisse Art ist ein Baldoni sogar noch gefährlicher als Depp.

Wie kann ein Mann, der sich mal Feminist nannte, es okay finden, dass Frauen mundtot gemacht werden? Das Problem ist nicht nur, dass Baldoni sich als Feminist ausgegeben hat. Er war ein stolzer Feminist. Er war laut. Er sprach gern, er redete viel. Er redete über Feminismus, statt Frauen zuzuhören. Er redete über feministische Themen, ohne wirklich darüber nachzudenken, einfach, um darüber zu reden.

Was wir brauchen, ist etwas anderes: Männer, die sich Feministen verstehen, gern auch auf Nachfrage so bezeichnen – aber bitte leise. Männer, die wissen, wann sie schweigen können. Männer die zuhören können, und dann auch über das Gehörte nachdenken. Männer, die mehr nachdenken wollen, als sie reden.

Darf ein Mann sich Feminist nennen? Ja. Aber leise, bitte. Und niemals in einem Podcast.

Jacinta Nandi ist Schriftstellerin und Kolumnistin. Das jüngste Buch der britischen Wahlberlinerin, „Single Mom Supper Club“, erschien 2025.

... Deysi Tacuri Lopez ist 27 und Teil des Imilla-Kollektivs. Sie sagt: „Ich trage, was mir gefällt. Meine Mutter sagt immer: ‚Ich wurde in einer Pollera geboren und ich werde in einer sterben‘ – und ich führe das fort. Ich fühle mich wohl, so wie ich bin, in einer Pollera“ ...



Imilla, Luisa Dörr, Bolivien (4/5)

„Ich würde mich als abtrainierten Macho bezeichnen“

Wann ist Mann ein guter Feminist? Das wollten wir von taz-Kollegen wissen – und haben Fragen vorbereitet

Protokoll von **Manuela Heim** und **Jasmin Kalarickal**

Erste Frage: Kannst du mit dem Begriff Flinta* etwas anfangen?

Mann 1: Ich bin ehrlich gesagt etwas unsicher.

Mann 2: Ich weiß, was die Buchstaben bedeuten. Aber das Sternchen überfordert mich.

Mann 3: Ich war mal bei einem Flinta-Fußballturnier. Ich verstehe das so: Alle sind gemeint, außer Leute, die sich als Männer sehen.

Mann 4: Cis-Männer, oder?

Mann 5: Ich stolpere immer noch über diese Form von Bezeichnungen. Wie wichtig ist das Identitäre für die Debatte? Ich musste mich echt daran gewöhnen, dass Begriffe wie LGBTQI immer zentraler werden.

Mann 3: Ich glaube ja, dass 95 Prozent der Bevölkerung gar nicht wissen, was das bedeutet.

Mann 1: Man schließt damit auch Leute aus, die man eigentlich gewinnen will.

Mann 3: Aber wenn man neue Begriffe einführen will, muss man sie auch verwenden, sonst setzen sie sich nicht durch.

Mann 4: Ich bin ja einer von den Alten hier. In den Nuller Jahren war die taz berühmt für ihr Binnen-I, aber außer der Frauenredakteurin hat das kaum jemand verwendet. In den letzten zehn Jahren ist das immer mehr geworden. Jüngere Kolleginnen konfrontieren mich auch mal: „Da hast du Zeugs geschrieben, wie denkst du dir das?“

Mann 6: Ich finde den Begriff Flinta als politisches Projekt sinnvoll. Dass das jetzt sichtbarer wird, liegt doch daran,

dass Queersein früher stärker unterdrückt wurde.

Zweite Frage: Gibt es Dinge, die du bewusst machst, um feministischer zu sein?

Mann 5: Also ich würde mich selbst als abtrainierten Macho bezeichnen. Ich versuche heute, mehr zuzuhören.

Mann 3: Ich habe das Gefühl, dass die taz schon ziemlich feministisch ist mit ihren drei Chefinnen. Aber privat, bei der Kindererziehung, versuche ich, darauf zu achten, dass ich Klischees nicht verstärke: Keine Macho-Sprüche machen oder über Frauenfußball lästern.

Mann 6: Ich war mal Teil einer Männer-Gruppe, in der wir uns auch über unsere Sozialisierung unterhalten haben. Ich fand es spannend, wie sehr ich mich erst durch die Erzählungen der anderen selbst erkannt habe. Da habe ich auch den Widerstand gegen den Feminismus gespürt, die Angst, dass einem etwas weggenommen wird.

Mann 2: Mir fällt es manchmal schwer, nicht so stark zu bewerten. Wenn zum Beispiel eine Frau zu mir sagt, dass sie sich in einer Situation unwohl gefühlt hat, dann neige ich dazu, das zu kommentieren und vielleicht dadurch zu delegitimieren. Das versuche ich sein zu lassen.

Mann 7: Ich habe Nichten und Neffen, die auf dem Land leben. Dort habe ich in der Kita und Grundschule sehr traditionelle Rollen mitbekommen. Als schwuler Onkel sehe ich es als meine Aufgabe, ein bisschen entgegenzuwirken. Zum Beispiel durch Bücher, die ich verschenke. Und in

schwulen Runden, die manchmal auch sehr misogyn sein können, versuche ich dann zu widersprechen. Generell in Männerunden, da entwickelt sich ja oft eine ganz eigene Dynamik.

Mann 5: Redest du dann bewusst über Feminismus?

Mann 7: Das wäre fatal, da kommen dann sofort Abwehrmechanismen. Kluge Fragen oder Humor funktionieren besser.

Dritte Frage: Angenommen, im Redaktionsalltag macht ein männlicher Kollege gegenüber einer Praktikantin eine anzügliche Bemerkung oder rückt ihr zu nahe. Wie reagierst du?

Mann 5: Gegenüber einer Praktikantin – ah okay, also Machtgefälle ist mit drin.

Mann 3: Ich kann mich nicht erinnern, dass es so was in der taz schon mal gab. Die Frage ist doch auch: Wo fängt das an, wo hört es auf? Das zu erkennen ist für uns Männer vielleicht die größte Schwierigkeit. Vielleicht sollte man erst mal die Frau fragen, wie sie das wahrgenommen hat.

Mann 2: Sonst kommt eine Übergriffigkeit nach der Übergriffigkeit.

Mann 1: Aber würde sich eine Praktikantin überhaupt trauen, etwas zu sagen? Bin ich mir nicht so sicher.

Mann 8: Man kann damit auch zur Vertrauensstelle gehen.

Mann 4: Dann lagert man es doch wieder aus. Aber ich kann mich auch an keine Situation in der taz erinnern.

Mann 2: Also ich erinnere allein aus den letzten Jahren zwei schwierige Situationen.

Mann 3: Und wie wurde das gelöst?

Mann 2: Über die Vertrauensstelle und

keine allein, keine weitere (ermordete)



... Imilla bedeutet „junges Mädchen“ in Aymara und Quechua, den beiden meist-gesprochenen Sprachen Boliviens. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung hat indigene Wurzeln. „Wir sind da keine Ausnahme“, sagt Dani Santiváñez über ihre Gruppe.

Imilla, Luisa Dörr, Bolivien (5/5)

mit Nachbesprechung mit der Chefredaktion.

Vierte Frage: Welche Rolle spielt Menstruation in deinem Leben?
Gelächter.

Mann 7: Keine große, weil ich nicht in einer Partnerschaft mit einer menstruierenden Person bin.

Mann 2: Also ich habe immer Tampons zu Hause, obwohl ich allein wohne, für meine weiblichen Gäste oder menstruierende Personen.

Mann 7: Tolle Idee, das schreibe ich mir gleich auf!

Mann 5: In meinem Leben ist das ganz schön heftig. Ich weiß immer ganz genau, wie der Zyklus meiner Partnerin ist, und zwar durch den Umgang miteinander. Es gibt viele Tage, an denen ich denke, jetzt halt ich besser die Klappe, das liegt an den Hormonen.

Mann 3: Ach, interessant. Bei meiner Frau und 16-jährigen Tochter kriege ich sehr wenig mit. Ich merke gerade, dass ich noch nie nachgefragt habe, ob meine Tochter damit Probleme hat.

Mann 5: Menopause und Menstruation, das sind gerade auch ganz große Themen bei den Sachbüchern.

Mann 7: Ich habe das Thema gerade so abgetan. Aber eigentlich ist es ja total irre, weil ich in der taz mit vielen Personen zu tun habe, die menstruieren. Aber das ist selten Thema.

Mann 8: Mir hat eine Kollegin neu-lich gesagt, dass sie gerade ihre Tage hat. Zuerst war ich irritiert, weil es mir so intim vorkam, aber eigentlich fand ich das ganz gut.

Mann 3: Beim Frauenfußball gehen die Stars jetzt auch viel offener damit um und sagen dann zum Beispiel, dass sie nicht trainieren können oder lassen sogar ein Spiel ausfallen. Ich denke, das ist ein wichtiges Signal, wenn das so Stars, so richtige Leistungsträgerinnen machen.

Mann 6: Die Erwartung, dass du jeden Tag die gleiche Leistungsfähigkeit haben musst, kommt doch daher, dass die Arbeitswelt für Männer geschaffen wurde.

Mann 3: Wenn Ricarda Lang sagen würde, sie kann nicht zum Koalitionsausschuss kommen, weil sie ihre Tage hat – das wäre immer noch eine Sen- sation.

Fünfte Frage: Beschreibe eine Situation aus deiner Vergangenheit, in der du dich unfeministisch verhalten hast. Was würdest du heute anders machen?

Mann 6: Boah.
Längere Pause.

Mann 5: Mir wurde mal von einer Chefredakteurin gesagt, dass ich mich unfeministisch verhalten würde, weil ich ihr nicht hundertprozentig Recht gegeben habe. Die war aber mehr Ma-cker als jeder Typ.

Mann 3: Mir passiert es sicher noch in Diskussionen, dass ich zu sehr auf laute Männer höre und weniger auf lei- sere Frauen. Das ist aber nicht nur bei mir so ...

Mann 4: In der Tat.

Mann 6: Ich habe schon oft mitge- lacht, wenn sexistische Witze gemacht wurden. Irgendwie im ersten Moment, so haha. Auch wenn ich mich unwohl gefühlt habe, war ich oft nicht in der Lage, das Gesagte zu problematisieren und zu sehen, dass darin eine Objek- tifizierung von Frauen drinsteckt, die nicht gut ist.

Mann 5: Akzeptiert ihr es eigent- lich, wenn bei einer Konkurrenzsitua- tion zwischen Autor und Autorin ein- fach gesagt wird: Diesen Kommentar muss jetzt eine Frau schreiben?

Mann 4: Ich sehe, dass wir bei Kom- mentaren ein totales Ungleichgewicht haben, obwohl wir in der taz gut quo- tiert sind. Ich akzeptiere dann einfach, dass es zum Mannsein gehört, einfach mal die Klappe zu halten. Auch wenn es mir zugegebenermaßen schwerfällt.

Mann 5: Warum kommentieren Frauen denn weniger?

Mann 2: Frauen werden für das Gleiche oft ganz anders behandelt und auch ganz anders fertiggemacht, häufig in krass sexistischer Weise.

Mann 8: Ich sehe bei weiblichen Kolleginnen oft eine Zurückhaltung, die Männer nicht haben. Ich finde, es ist auch ihre Aufgabe, sich ins Spiel zu bringen.

Sechste Frage: Wurde dir in einer Partnerschaft schon einmal vorge- worfen, dass du dich zu wenig um Haushalt, Geschenke besorgen oder Carearbeit kümmerst?

Mann 4: Ja. Ja und ja.

Mann 5: Ja. Und mit Recht.

Mann 3: Ja. Wir haben deshalb Strich- listen eingeführt, was die Hausarbeiten angeht. Ganz penibel: Spülmaschine ausräumen, Möbel tragen, Wäsche ma- chen, immer ein Strich.

Mann 5: Ich akzeptiere es für gewöhnlich, wenn mir das gesagt wird – mit einer Ausnahme. Es gibt nicht nur einen *male gaze* (männlicher Blick), sondern auch einen *female gaze* – und der bezieht sich darauf, wie saub- er Sachen sein müssen. Wenn wir Be- such haben von ihren Freundinnen, dann muss die ganze Wohnung grund- gereinigt werden. Ich sage dann: Mach dich mal locker. Und sie sagt: Nein, wenn irgendwo Staub ist, dann fällt es auf mich zurück als Frau. Da bin ich un- willig, ihre Standards einzuhalten.

Ich glaube, mein Vater hat wahnsinnig doll unter den Erwartungen, die an ihn gestellt wurden, gelitten. Das hat ihn körperlich kaputt gemacht

Mann 7: Das heißt, sie putzt dann einfach mehr?

Mann 5: Zwei Tage lang knallt sie durch. Wenn ihre Mutter kommt, dann ist sie gar nicht mehr ansprechbar.

Mann 6: Ich kenne das auch noch von meiner Mutter, das hat mich als Kind extrem gestresst.

Mann 4: Ich habe mich mit meiner früheren Partnerin oft darüber gestrit- ten, wer den Müll runter bringt. Wir wa- ren uns uneinig, wann der richtige Zeit- punkt ist.

Mann 7: Also wann er voll ist?

Mann 4: Ja, ob man den Müll- mer runterbringt, wenn er kurz da- vor ist, voll zu werden oder erst dann, wenn er fast überläuft. Wir hatten halt unterschiedliche Maßstäbe – was aber dazu geführt hat, dass sie in 90 Pro-

zent der Fälle den Müll runtergebracht hat.

Mann 3: Es ist auch nachhaltiger, wenn man den Beutel ganz voll macht.

Mann 7: Ist das nicht eine wahnsin- nig feige Ausrede? Organisierte Verant- wortungslosigkeit?

Mann 4: Nein. Wenn ich alleine woh- nen würde, würde ich den Müll auch länger stehen lassen.

Mann 3: Was Essen kochen angeht, ist es bei mir im Freundeskreis fast fifty-fifty. Und es gibt einige Fälle, wo der Mann penibler ist. Das ist doch schon alles im Wandel.

Mann 5: Alle sollten sich mal ein bisschen locker machen.

Mann 7: Was mir hier jetzt fehlt: Man kann unterschiedliche Standards ha- ben und trotzdem Sachen einfach aus Zuneigung und Liebe tun.

Mann 2: Ich kann die Frage nur be- grenzt beantworten, weil ich immer al- leine gewohnt habe. Aber in Urlauben mit Freundinnen habe ich nie gekocht. Vielleicht durfte ich da mal eine Zwie- bel schneiden.

Mann 3: Viele Männer sind halt mit irgendwas Primitivem zufrieden. Ir- gendwie 'ne Dose warm machen.

Siebte Frage: Fühlst du dich als Mann manchmal angegriffen?

Mann 1: Ich ärgere mich manchmal über unsere Berichterstattung. Es gab mal diesen Fall von einem Vater, der bis zum Bundesgerichtshof klagen musste, damit er sein Kind betreuen darf. Das wurde bei uns nicht groß berichtet. Da fühle ich mich dann selber angegrif- fen, als Vater, auch als getrennter Va- ter. Die sind in unserer Berichterstat- tung schnell in dieser Ecke: übergrif- fig, gewalttätig, zahlen den Unterhalt nicht. Auch das Wort Väterrechtler ist bei uns so ein negativer Begriff. Da- bei geht es doch um Väter, die für ihre Rechte kämpfen wollen. Das ist eigent- lich positiv. So wie Menschenrechtler.

Mann 8: Ja gut, da gibt es aber schon auch begründete Kritik. Was mir noch einfällt: Bei der letzten Dunkelfeldstu- die zu Gewalt in Beziehungen kam her- aus, dass erstaunlich häufig auch Män- ner Opfer von Gewalt werden. Da wurde viel diskutiert in der Redaktion, und es ging schnell um schwule Beziehun-

gen. Aber dass Männer auch Opfer ih- rer Partnerinnen werden können und dass das vielleicht ein wenig beachte- tes Phänomen ist, ist nicht so auf Reso- nanz gestoßen. Was ich sagen will: Ich wünsche mir manchmal eine Offenheit dafür, dass es auch Männer und Jungs wegen ihres Geschlechts nicht leicht haben können, ohne dass das relati- vieren soll, dass Frauen ungleich stär- ker von Gewalt und Ungleichheit be- troffen sind.

Achte Frage: Gibt es feministische Anliegen, die dir zu weit gehen?

Mann 7: Ich wollte mal mit einem Freund in eine Bar und die haben uns nicht reingelassen, weil Flinta-Tag war. Ich war schon etwas enttäuscht, habe das aber akzeptiert. Der Freund ist da- gegen völlig ausgeflippt und hat so ein rechtliches Ding draus gemacht. Von wegen Diskriminierung. Wie denkt ihr darüber?

Mann 3: Hab ich noch nie erlebt.

Mann 7: Du gehst halt nicht in so Bars.

Mann 3: Also mir würde es zu weit gehen, wenn es genaue Vorschriften für Schreibweisen gäbe.

Mann 7: Darf ich da kurz einwerfen, dass es nie ein Gesetz gab, dass das Gen- dern vorgeschrieben hat. Dass es aber jetzt Vorschriften gibt, die das Gendern verbieten?

Mann 2: Ich hadere aber auch manch- mal mit Sprache. Ich erinnere mich an eine Situation, in der ich von meiner Omi gesprochen habe und ich berich- tigt wurde: Das ist eine weiblich gele- sene Person. Da wurde ich auf so beleh- rende Art und Weise beschnitten – da wusste ich gar nicht mehr, wie ich mich verhalten soll.

Mann 6: Ich habe noch eine Sache, die mir in der Diskussion fehlt. Über wessen Feminismus sprechen wir eigent- lich? Es gibt ja traditionell weißen Feminismus und der wurde um inter- sektionale Perspektiven erweitert. Die weiße Hausfrau hat nicht die gleichen Probleme wie eine Schwarze Küchen- hilfe. Wichtig sind auch die Perspekti- ven von Männern of Color – wie denken sie zu Feminismus? Da können wir jetzt in dieser Runde, mit dieser Besetzung, nicht einsteigen. Ich wollte es aber mal in den Raum stellen.

Neunte Frage: Macht dich Feminis- mus freier?

Mann 3: Man profitiert auf jeden Fall davon. Wenn von Männern nicht auto- matisch erwartet wird, technische Sa- chen zu können, wenn sie mehr Schwä- che zeigen können, dann macht das auf jeden Fall freier.

Mann 8: Ich glaube, mein Vater hat wahnsinnig doll unter den Erwartun- gen gelitten, die an ihn gestellt wurden. Das hat ihn körperlich kaputt gemacht. Das hat auch mit fehlendem Feminis- mus zu tun. Gleichzeitig ist es auch an- strengend, jeden Tag Rollen zu hinter- fragen oder zu versuchen, sie anders auszufüllen.

Mann 1: Zu den Vätern – es ist oft to- tal traurig, wie wenig Beziehung die damals zu ihren Kindern entwickelt haben. Klar ist das neue Aushandeln anstrengend. Aber dass wir mehr mit- mischen in der Kindererziehung, das ist eigentlich ein Privileg. Wir gewinnen so viel dadurch im Vergleich zu unseren Vätern.

Mann 6: Es ist vielleicht ein banales Beispiel, aber ich habe in den letzten Jahren angefangen, weniger standard- männliche Kleidung zu tragen. Jetzt habe ich Spaß an Röcken und merke: Wow, es gibt noch viel mehr Möglichkei- ten sich anzuziehen, als es einem mal vorgeschrieben wurde.

Mann 3: Ich finde es auch gut, dass ich jetzt doppelt so viel Fußball gucken kann.

Gelächter.

Mann 8: Das ist doch jetzt ein schö- nes Schlusswort.

Wie mit den Männern im Vorfeld besprochen, haben wir die einzelnen Aussagen anonymisiert – für ein möglichst offenes Gespräch. Teil- genommen haben: Sean-Elias Ansa (Regie), Kersten Augustin (Inland), Gereon Asmuth (Regie), Stefan Hunglin- ger (wochentaz), Mitsuo Iwamoto (wochentaz), Dirk Knipphals (Kultur), Lukas Wallraff (Seite-1-Macher), Jost Maurin (Wirtschaft und Umwelt).



„Wir sind anderen viel näher, als wir denken“

Im Wissen über Netzwerke steckt viel Macht, sagt die Datenwissenschaftlerin Fariba Karimi. Ein Gespräch darüber, wie Beziehungsgeflechte funktionieren, wie sie diverser werden – und ob sich Solidarität berechnen lässt

Interview **Amelie Sittenauer**

taz: Frau Karimi, wir haben ein Netzwerk feministischer Solidarität rund um die Welt nachgezeichnet. Wir waren unsicher, wie weit wir kommen würden, doch es war unerwartet einfach. Überrascht Sie das?

Fariba Karimi: Nicht wirklich.

taz: Warum nicht?

Karimi: Wir sind anderen viel näher, als wir oft denken. Viele kennen sicherlich die Six-Handshakes-Regel. Das bedeutet, dass wir über maximal fünf andere Personen, also sechsmal Händeschütteln, mit jedem anderen Menschen verbunden sind.

taz: Als Professorin für Computational Social Science erklären Sie soziale Phänomene, indem Sie Netzwerke untersuchen. Was sind Netzwerke eigentlich?

Karimi: Netzwerke sind komplexe Systeme, die aus Knotenpunkten und sogenannten Kanten, also Verbindungen zwischen den Knotenpunkten, bestehen. Man kann sich das vorstellen wie Punkte und Linien. Analysiert man Gesellschaften können Menschen beispielsweise Knotenpunkte sein und menschliche Freundschaften die Kanten. Mithilfe von Graphentheorie, Mathematik, statistischer Physik und Informatik lassen sich diese Netzwerke auch untersuchen. Zum Beispiel, wie Netzwerke entstehen oder wie widerstandsfähig sie sind. Denn Netzwerke können sehr robust sein. Werden aber besonders gut vernetzte Knotenpunkte angegriffen, kann das System kollabieren. Es liegt also sehr viel Macht in dem Wissen über die Funktionsweise von Netzwerken.

taz: Und was zeigen uns Netzwerke in Gesellschaften?

Karimi: Wir können analysieren, wie Gruppen von Menschen miteinander verbunden sind, wie beispielsweise Gender oder Race das Netzwerk strukturieren. Aus den Sozialwissenschaften wissen wir, dass Gruppen mit bestimmten Identitätsmerkmalen historisch benachteiligt oder diskriminiert werden. Diese Ungleichheiten hinterlassen Spuren in der Gesellschaft, die wir in den Daten sehen können.

taz: Sie sagen, dass Menschen durch „Kanten“ miteinander verbunden sind. Die Zahl und Qualität menschlicher Beziehungen sind aber doch sehr unterschiedlich.

Karimi: Das ist ein faszinierender Aspekt der Netzwerkforschung. Zunächst einmal haben einige Knotenpunkte mehr Kanten als andere, genauso wie manche Menschen mehr Freunde als andere haben. Zugleich erfüllen diese Kanten auch unterschiedliche Funktionen; wir bezeichnen sie als schwache und starke Verbindungen. Schwache Verbindungen – die nicht weniger wichtig sind – sind Bekannte, Freunde von Freunden, Menschen, die uns mit verschiedenen Gemeinschaften vernetzen. Sie sind wichtig für die Verbreitung von Wissen und Informa-

tionen. Starke Verbindungen sind unsere Freunde und Gemeinschaft. Die Menschen, die das Leben emotional und sozial erhalten.

taz: Okay. Wir haben Knotenpunkte, wir haben starke und schwache Verbindungen. Was lässt sich damit in einem Netzwerkmodell sehen?

Karimi: Wir können viele hypothetische Szenarien für die Gesellschaft errechnen. Wir können die Größe von Minderheits- und Mehrheitsgruppen anpassen. Wir können sagen: Was wäre, wenn Minderheiten 10, 20 oder 30 Prozent ausmachen? Und wir können den Grad der Homophilie anpassen. Homophilie meint die Tendenz vieler, mit Menschen zu interagieren, die ihnen ähnlich sind. Auf Deutsch sagt man: „Gleiches und Gleiches gesellt sich gern“. Evolutionär hat uns das vor Feinden in der Wildnis geschützt. In heutigen Gesellschaften ist Homophilie jedoch ein zweischneidiges Schwert.

taz: Was meinen Sie damit?

Karimi: Homophilie kann eine Gefahr für Minderheiten oder marginalisierte Gruppen darstellen. Wir sprechen von der Homophilie-Falle. Minderheiten, die weniger als ein Viertel der Gesellschaft ausmachen, schadet es, wenn sie sich zu sehr aufeinander konzentrieren und sich so von der Mehrheit abgrenzen. Das verringert langfristig die Anzahl ihrer Verbindungen. Ich habe das persönlich erlebt. Als eine der wenigen Frauen in der Physik wurde mir oft geraten, mich mit Frauen in der Wissenschaft zu verbünden. Aber irgendwann wurde mir klar, dass die Menschen, die die Jobs vergeben und mich einstellen können, alles Männer sind. Es muss also ein Gleichgewicht geben zwischen gegenseitiger Unterstützung einerseits und Reichweite andererseits.

taz: Ihr Ratschlag ist also das Gegenteil von Homophilie.

Karimi: Genau, Menschen profitieren davon, heterophil zu sein, sich also ein diverses Netzwerk zu suchen. Und unsere Modelle zeigen, dass sich, entgegen der gängigen Meinung, nicht allein die Minderheiten „integrieren müssen“. Die Verantwortung liegt vor allem bei den Mehrheitsgruppen. Sie müssen den ersten Schritt machen – denn sie haben mehr Macht und weniger zu verlieren.

taz: Sie sprechen von der Berechnung von Gesellschaftsmodellen. Ein mathematisches Modell weiß jedoch nicht, was Menschen denken, fühlen und warum sie handeln, wie sie handeln.

Karimi: Das stimmt. Doch in der Netzwerkwissenschaft zoomen wir heraus. Wir betrachten gesellschaftliche Eigenschaften von Weitem, umso die Entstehung, Entwicklung und den Prozess der Informationsverbreitung zu verstehen. Wir dürfen uns nicht in zu vielen Details verlieren, die möglicherweise keine bedeutende Rolle spielen. Denn dann können wir nichts Sinnvolles mehr erklären.

taz: In unserem Netzwerk haben wir solidarische Menschen gebeten, andere solidarische Menschen weiterzuempfehlen. Lassen sich Solidaritätsbeziehungen berechnen?

Karimi: Ja. Aus Sicht der Netzwerkwissenschaft könnte Solidarität in die Eigenschaften Verbundenheit und Zusammenhalt übersetzt werden. Wie stark die Verbindungen innerhalb der Gruppe sind und wie viele Mitglieder mit anderen Mitgliedern verbunden sind. Was Sie in Ihrem Netzwerk getan haben, wird in der Wissenschaft übrigens als „Suche“ bezeichnet. Sie erkunden das Netzwerk und versuchen, sich ein besseres, umfassenderes Bild davon zu machen.

Minderheiten schadet es, wenn sie sich zu sehr aufeinander konzentrieren und sich so von der Mehrheit abgrenzen

taz: Ja. Wir wollten ein diverses Netzwerk sichtbar machen. In mancherlei Hinsicht ist uns das gelungen, in anderer aber nicht. Zum Beispiel waren viele Frauen hochgebildete Akademikerinnen, und es fiel schwer, Empfehlungen außerhalb dieser Bubble zu bekommen. Wieso ist das so?

Karimi: Hier könnten verschiedene Effekte eine Rolle spielen. Es könnte wieder mit Homophilie zu tun haben. Diese Gruppe von gut vernetzten Akademikerinnen, die sich international für feministische Solidarität einsetzen, sind, wie Sie sagen, eine Bubble. Das bedeutet, sie kennen nur einander. Zweitens: Wenn man viele Kriterien hat und nur Menschen aus dieser Gruppe alle diese Kriterien erfüllen, kreist man um dieselben Leute.

taz: Wenn wir alles noch einmal machen würden, was sollten wir anders angehen?

Karimi: Man könnte das Netzwerk nicht mit einer, sondern mit mehreren Personen beginnen. Ich würde als ersten Schritt vorschlagen, Personen aus ganz unterschiedlichen Gruppen zu bitten, jeweils eine Startperson zu nennen. Es ist wichtig, dass die erste Suche so vielfältig wie möglich ist. Das gilt auch bei der Stellenvergabe. Wenn die Anzahl der Bewerber:innen beim Vorstellungsgespräch nur leicht erhöht wird, sagen wir statt drei sieben Personen, ist die Wahrscheinlichkeit schon viel größer, das Büro diverser zu machen.

taz: Was braucht es noch, um ein Netzwerk vielfältiger zu machen oder sogar die Gruppenverteilungen zu verändern?

Karimi: Es wird wahrscheinlich immer Gruppen geben, zum Beispiel die homosexuelle Bevölkerung, die eine Minderheit bleiben werden. Daher neige ich zu dem, was man Care Ethics nennt. Dabei geht es darum, wie wir andere mitdenken und sie mit Empathie behandeln. Für Netzwerke heißt das: Wir können uns fragen, wie Menschen – unabhängig von ihren Verbindungen und ihrer Position im Netzwerk – von den Vorteilen profitieren können, die Netzwerke bieten. Dazu gehören zum Beispiel Jobs, Gesundheit und Bildung.

taz: Wir haben viel darüber gesprochen, wie Frauen und Minderheiten in den bestehenden Netzwerken mehr Macht, bessere Jobs und gleiche Rechte bekommen können. Aber Frauen und Minderheiten existieren ja auch jetzt und haben schon Verbindungen und Beziehungen. Können wir diese Netzwerke nicht einfach sichtbarer machen?

Karimi: Das stellt die Frage, wem eine Gesellschaft Macht und Status geben will. Ob eine Gesellschaft dich auch als Kindergärtnerin schätzt oder erst, wenn du Professorin bist. Um Normen zu ändern, braucht es unterschiedliche Sichtweisen, braucht es mehr Frauen und Migrant:innen. Ich bin aber optimistisch. Warum? Weil es die Erinnerung gibt und den Tod. Werte ändern sich, die Art und Weise, wie wir Status betrachten, ändert sich.

taz: Zurück zur Solidarität. Sie ist kein Identitätsmerkmal, sondern ein Bekenntnis und eine Praxis. Wie kann sich Solidarität in einem Netzwerk verbreiten?

Karimi: Menschen ändern ihre Ansichten und ihr Verhalten, wenn sie genug andere sehen, die das auch tun. Unsere Modelle zeigen, dass der Kippunkt bei etwa 25 Prozent liegt. Ein Viertel der Gesellschaft ist nötig, um die gesamte Bevölkerung zu verändern. Und das ist eine Menge. Die Last sollte also nicht allein bei Minderheiten liegen. So ist es auch bei der Bürgerrechtsbewegung in den USA gewesen, nicht wahr? Schwarze Menschen waren erfolgreich, als sich weiße Mehrheiten ihrer Bewegung anschlossen. Als es ein gemeinsames Ziel gab. So fangen die Dinge an, sich zu verändern.



Foto: TU Graz

Fariba Karimi, Jahrgang 1981, ist Professorin für Datenwissenschaft an der TU Graz. Seit 2021 leitet sie die Gruppe Network Inequality am Complexity Science Hub in Wien.

Wir ziehen Bilanz

An dieser Stelle endet die Zeitung – auch wenn das Netzwerk der Solidarität uns noch weiter getragen hätte. Von Berlin aus gelangten wir nach Uruguay, Kolumbien, in die USA, nach Kanada, Großbritannien, in die Ukraine, nach Italien, Oman, Somalia und Somaliland, Kenia, Sambia, Pakistan und Singapur. Gern hätten wir noch mehr Geschichten erzählt.

Wir haben auf diesen Seiten weltweite Verbindungen zwischen solidarischen Feminist*innen sichtbar gemacht. Was auffällt: In diesem eigentlich vom Zufall bestimmten Netzwerk landeten wir am Ende vor allem bei Menschen, die die Ressourcen haben, sich global miteinander zu vernetzen.

Doch was ist mit denen, die ausschließlich lokal agieren – ohne akademische Vernetzung oder Fördergelder einer internationalen Organisation?

Was wir zeigen konnten, bleibt nur ein kleiner Ausschnitt eines riesigen möglichen Netzwerks. Für uns ist klar: Solidarität ist eine Superkraft, die allen zur Verfügung steht und überall gelebt wird. Und wer weiß – vielleicht wären wir irgendwann auch bei Ihnen gelandet.

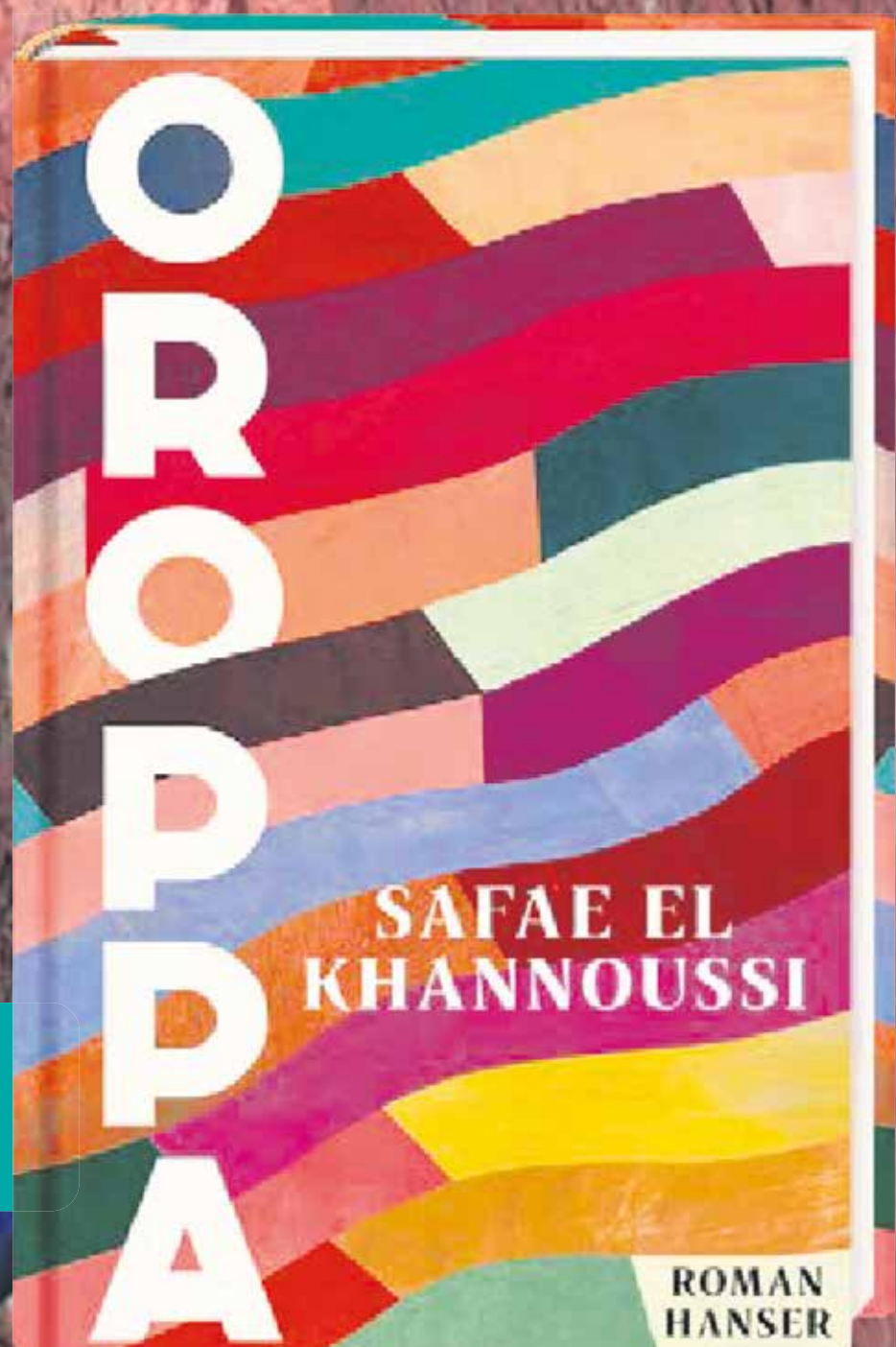
Das Team der feministaz

Julie Grenier vernetzt uns weiter mit einer Künstlerin aus Kuujuaq in Kanada. Sie setzt sich auch in hohem Alter noch für ihre Gemeinschaft ein, zum Beispiel für suchtkranke Menschen.

Das preisgekrönte Debüt von
**SAFAE EL
KHANNOUSSI**

»So gewagt hat
man noch nicht von
Europa gelesen.«

Mithu Sanyal

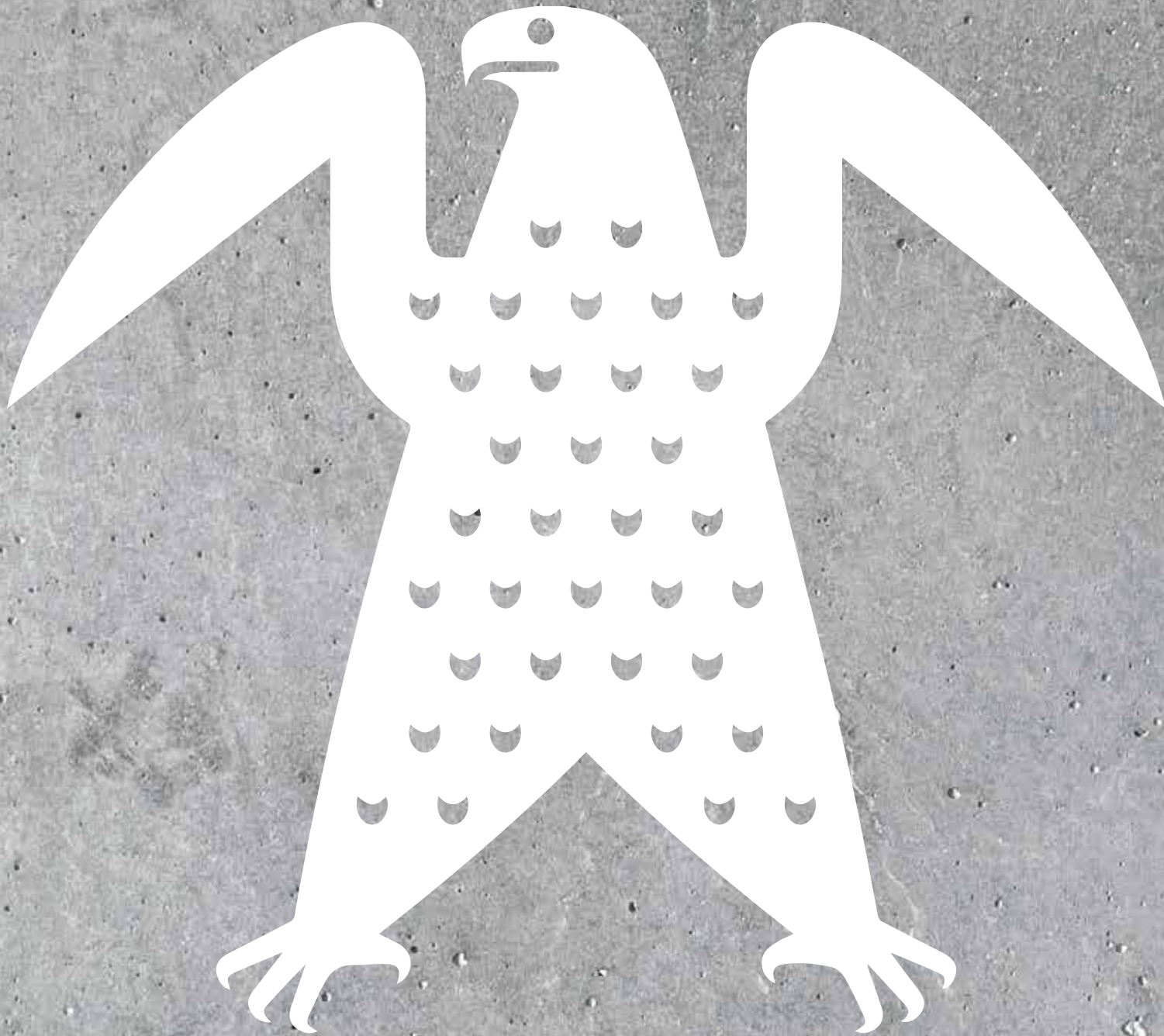


» MEHR

HANSER

Ü.: Stefanie Ochel. 352 Seiten. Gebunden. Farbbig bedrucktes Leinen und Lesebändchen
Foto: © Sanja Marušić

bundes **talk** 



bundestalk

Krieg ohne Plan

Israel und die USA bombardieren den Iran, um die Menschen im Land geht es dabei kaum. Ist ein Regimewechsel wahrscheinlich? Darüber sprechen in der neuen Folge des Bundestalks **Sabine am Orde, Karim El-Gawhary, Daniela Sepehri** und **Bernd Pickert**.

Jetzt hören!

LE MONDE

diplomatique

Am 12. März erscheint die neue Ausgabe von Le Monde diplomatique

Was wird aus Rojava?

Günter Seufert über die Situation der Kurden nach dem Vormarsch der syrischen Regierungstruppen

Anatomie einer Diffamierung

Francesca Albanese, die UN-Sonderberichterstatterin für Palästina, über die Kampagne gegen ihre Person

Die Masken sind gefallen

Tom Stevenson über die Kerkerpolitik von El Salvadors Hightech-Diktator Nayib Bukele

Kobald aus Kivu

Fanny Pigeaud über die US-chinesische Konkurrenz um die Rohstoffe in der DR Kongo

Automatenartikel

Olivier Koch und Nikos Smirnaios über Journalismus in Zeiten von KI

.....
Ausgabe **3/2026** • EVT **12/03/2026** • **5,20 Euro**

monde-diplomatique.de



taz Reisen

in die Zivilgesellschaft

Gruppenreisen für
Individualist*innen

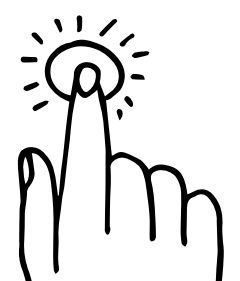
Fremde Kulturen entdecken: taz-Reiseleiter:innen ermöglichen Treffen mit engagierten Menschen und interessanten Projekten.



KALABRIEN LAMEZIA TERME – ROCELLA I. –
RIACE – REGGIO CALABRIA

Diese Reise zur Fußspitze Italiens führt in Dörfer, die Migranten willkommen heißen, und zu Initiativen, die gegen die Mafia ankämpfen; wir hören traditionelle Musik und genießen kulinarische Spezialitäten.

23. Mai bis 1. Juni, ab 1.880 €



DIE AFD INTERESSIERT UNS NICHT.

Uns interessiert das Land.

Mit: Aladin El.Mafaalani, Dana Giesecke, Johannes Heimrath, Carla Hinrichs, Maxim Keller, Rena Krebs, Kevin Kühnert, Beate Küpper, Vivika Lemke, Wolf Lotter u. v. m.



Die
neue taz
FUTURZWEI
Jetzt vorbestellen
ab 10.03.
erhältlich

Jetzt abonnieren!

Vier Ausgaben für 38 €
tazfutzurzwei.de/abo



mit Abo-Prämie

taz FUTURZWEI-Abo-Prämie
Was wäre, wenn wir mutig sind?
das neue Buch von Luisa Neubauer



FUTURZWEI

Magazin für **Zukunft und Politik**

taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin



Die schwäbische Betulichkeit von Grünen-Spitzenkandidat Cem Özdemir geht manchmal auf die Brezel. Foto: BMLEH/Julian Rettig/Photothek

Schwitzt ihr Hemd schon?

Politik **Wer wird's? Der Mann mit dem Ö oder dieser andere von der CDU? Schafft's die Linke erstmals? Die Landtagswahl in Baden-Württemberg am kommenden Sonntag verspricht nun doch noch interessant zu werden, meinen die Kontext-Redakteur:innen aus teils sehr persönlichen Perspektiven.**

Ich bin froh, wenn der Wahlkampf vorbei ist. Seit Monaten werde ich angeschwäbelt. Ja, von CDU-Spitzenkandidat Manuel Hagel, der kann halt nicht anders, vor allem aber vom Grünen-Spitzenmann Cem Özdemir, dem ehemaligen Bundesminister „mit Erfahrung“, der einen mit Weisheiten versorgt wie „des Hemd schwitzt net von alloi“ – was soviel heißt wie: Der Schwabe soll sich anstrengen, seine Tugenden zu erfüllen, vor allem die des Fleißes. In diesem Wahlkampf bin ich mehrfach daran erinnert worden, dass Cem „ei du mei werri beschd“-Özdemir den Brezelschwung beherrscht, nämlich die Ärmchen einer Brezel so zu falten, dass sie schwäbisch korrekt liegen. Kann man froh sein! Wer um Himmels Willen will schon einen Minischerbräsidenten, der andere Qualifikationen hat? Im „Ländle“ der Tüftler, der Ingenieure, der Schaffer!

In Baden sei man weltoffen, sagte er kürzlich, „wir akzeptieren neben Kurpfälzisch, neben Schwäbisch, neben Badisch auch gern Hochdeutsch“. Würg. Bada-Wirdeberg sei ja „Exportschlagerland“, ob man nicht auch mal die Kehrwoche exportieren solle, fragt dr Schwob aus Bad Urach, mr schbart, mr fährt Daimlr ond baschda, mr schwäbeld sich halt so rom und ich sitze da und denke mir, nein, frog me ernschdhaf: Cemle, verarschst du mich? Für wen willst du Ministerpräsident werden? Für Mundart-Fans mit Brezel-Ärmchen? Oder auch für das progressive Baden-Württemberg, das es wirklich nicht verdient hat, nach 15 Jahren „Landesvater“ Kretschmann schon wieder andauernd mit irgendwelchen Diminutiven und Klischees belästigt zu werden? (Anna Hunger)

Jeden Tag mit drei Männern beginnen

Jeden Morgen beim Verlassen der Wohnung blicken mich seit ein paar Wochen überlebensgroß von Plakaten an: Cem Özdemir, Andreas Stoch, Nicolas Fink. Der Grünen-Spitzenkandidat will, dass ich ihn wähle, weil er es angeblich kann. SPD-Spitzenkandidat Stoch, weil es um mich geht. Und Fink, der örtliche SPD-Wahlkreiskandidat, weil – weiß ich auch nicht.

Gut, dass der Wahlkampf bald vorbei ist, denn so langsam bereitet mir der Anblick der drei Kerle schlechte Laune. Klar, irgendwann geht Wahlkampf einem auf die Nerven, immer dieselben Worthülsen über Fleiß, Arbeit und Hemden, die nicht von alleine schwitzen (siehe oben), wirken irgendwann beleidigend auf den Intellekt.

Und Stoch? Der tut einem fast leid. Beziehungsweise die Partei. Bestimmt gibt es in der noch viele aufrechte Sozialdemokrat:innen. Doch sie werden selten sichtbar. Dabei war die SPD auch in Baden-Württemberg mal wichtig, hatte Anfang des Jahrtausends mal 33 Prozent. Doch seit den Vorsitzenden und jeweiligen Spitzenkandidaten Nils Schmid und Andreas Stoch sinken die Wahlergebnisse kontinuierlich.

Schmid (Stuttgart-21-Fan und Verkäufer von 21.500 landeseigenen Wohnungen an den Immobilienkonzern Patrizia) schaffte es, die Partei nach fünf Jahren Regierungsbeteiligung von 25 auf 12 Prozent zu drücken. Die Lage retten sollte zunächst die Parteilinke Leni Breymaier. Doch das hielten Stoch und Kumpäne nicht aus, boykottierten die Frau an der Spitze und Breymaier ging nach zwei Jahren. Nun hatten die Kanalarbeiter freie Fahrt. Stoch schaffte es an die Parteispitze, war 2021 Spitzenkandidat – und die Partei landete bei 11 Prozent. Fünf Jahre Opposition hätten Gelegenheit gegeben, das Profil zu schärfen, vielleicht sogar neue Leute aufzubauen. Das passierte nicht, Andreas Stoch blieb. Und schaut mich nun jeden Morgen an. Immerhin: So ist auch in Baden-Württemberg links viel Platz frei geworden. (Gesa von Leesen)

Bangen in Wangen

Ob die Linkspartei diesen freien Platz im Landtag belegen wird, scheint wenige Tage vor der Wahl alles andere als gewiss. Nach dem Erfolg bei der Bundestagswahl kam die Linke sogar in Baden-Württemberg in Umfragen stets stabil auf sieben Prozent, zuletzt noch Ende Januar. Mit geschwellter Brust teilte man in den sozialen Medien die Ergebnisse mit der Botschaft, man werde sicher in den Landtag einziehen – was eine mittlere Sensation wäre. Die jüngsten Umfragen der vergangenen Woche dürften an dieser Gewissheit mächtig gerüttelt haben: Infratest dimap sieht die Linke zehn Tage vor der Wahl nur noch einen halben Punkt über der Fünf-Prozent-Hürde. Einen Tag später verkündet Forschungsgruppe Wahlen einen Umfragewert von sechs Prozent.

Fast 70 Prozent der Linksparteianhänger:innen gaben gegenüber Infratest an, dass sie sich am ehesten den Grünen Cem Özdemir als Ministerpräsidenten wünschen, wenn sie sich zwischen ihm, Manuel Hagel (CDU) und Markus Frohnmaier (AfD) entscheiden müssten. Aber (nicht nur) einigen Linken dürfte egal sein, ob Hagel oder Özdemir das Rennen macht: Grün-Schwarz, Schwarz-Grün, Jacke wie Hose. Doch manchen dürfte es ein Anliegen sein, Hagel an der Spitze der Landesregierung zu verhindern und deshalb Grüne zu wählen. Was auch zu beachten ist: Die beiden jüngsten Umfragen wurden zum Teil erhoben, als Hagels sexistische Aussage über eine Schülerin mit den „reihbraunen Augen“ von 2018 noch nicht die Runde gemacht hatte. Linke verbreiten seitdem im Netz fleißig nicht nur diesen acht Jahre alten Interviewclip, sondern auch den von Özdemir im SWR-Triell, als er Hagel dafür in Schutz nimmt. Die Botschaft: Hagel ist ein ekliger Sexist und Özdemir findet es nicht einmal schlimm.

Ob das hilft, den Grünen wieder ein paar Stimmen abzuluchsen, zeigt sich am Sonntagabend. In Stuttgart-Wangen wird die Linke ihre Wahlparty feiern. „Zusammen mit der Linken

in den Landtag!“, haben sie sich siegessicher auf die Website geschrieben. Seit vergangener Woche passt als Motto eher: Bangen in Wangen. (Korbinian Strohhuber)

Bekanntheit als Achillesferse

Den einen kennen alle, den anderen nur gut unterrichtete Kreise: Cem Özdemir gegen Manuel Hagel, der kiffende Bundesminister gegen ... äh, wen genau eigentlich? Ach ja, der Hagel ist ja auch schon ein paar Jahre umtriebiger, vereint eigentlich alle wichtigen Funktionen der CDU Baden-Württemberg in seiner Person und steht für ... nun, das ist doch der Mann für ... ähm, hat der nicht neulich ein Social-Media-Verbot für Jugendliche gefordert, nachdem er sich wenige Tage zuvor dagegen ausgesprochen hatte? Und nachdem sein Parteifreund Andreas Sturm Özdemir als „Super-Sheriff“ geschmäht hatte, als der im August vorigen Jahres die gleiche Idee aussprach? Da sei man „wieder beim grünen Reflex: Alles verbieten, was Schwierigkeiten macht“, so der bildungspolitische Sprecher der Landtagsfraktion, der Hagel vorsitzt.

Also noch so ein beliebig austauschbarer Flexibilianer, dessen einziges Prinzip darin besteht, beweglich zu bleiben und für das einzustehen, was bei der Mehrheit gerade gut ankommt. Und so schien der Wahlkampf gemächlich vor sich hinzuplättschern, das Rennen ohnehin klar, die CDU uneinholbar vorne – bis die Wahlberechtigten kurz vor dem Urnengang doch noch was vom konservativen Spitzenkandidaten mitbekommen haben: Das ist also ein Typ, der sich im Fernsehen schmachkend über eine minderjährige Schülerin äußert, oh je. Und hier wird für alle Wahlkampfstrateg:innen die größte Schwachstelle der CDU evident: Der Erfolg der Partei ist vor allem darin begründet, dass sich eine große Mehrheit im Lande kaum für Politik interessiert. Wo die breite Masse mitbekommt, was das für Leute sind, sinken recht schnell die Umfragewerte.



Ob es die Linke das erste Mal in den Landtag von Baden-Württemberg schafft? Foto: Jens Volle

Die erfolgversprechendste Taktik für die letzten Meter des Wahlkampfs dürfte für die politische Konkurrenz also darin bestehen, die CDU bekannter zu machen: ihre Amts- und Würdenträger wie Manuel Hagel, Thomas Strobl, Nicole Razavi, Peter Hauk oder Nicole Hoffmeister-Kraut. Denn immerhin hat die CDU in Baden-Württemberg ja die letzten zehn Jahre mitregiert, und die Bilanz ist ganz schön erbärmlich. (Minh Schredle)

Faktenchecks 2026 und 1969

Wenn der SWR in seinen TV-Formaten zur Wahl auch den Kandidaten der rechtsextremen AfD Markus Frohnmaier zu Gast hat, können Interessierte unmittelbar nach den Interviews online auf einer Faktencheck-Seite des Senders nachprüfen, ob der AfDler – und natürlich auch jede und jeder andere Kandidierende – Recht hatte. Solche schnellen Faktenchecks hat doch erst das Internet möglich gemacht, oder?

Nö, stimmt nicht. Das beweist ein Exponat der aktuellen Ausstellung „Wahlkampf radikal“ im Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart: ein Flugblatt der „Bürgeraktion zum Schutz der Demokratie“ anlässlich der Bundestagswahl 1969. Als der damalige Vorsitzende der rechtsextremen NPD, Adolf von Thadden, in der Freiburger Stadthalle auftrat, druckten die Aktivist:innen der Bürgeraktion noch während der Rede ein Flugblatt, das seine Positionen widerlegte, und verteilten es am Ende an die Besucher:innen. „Wir hatten uns nebenan in der Gaststätte „Zum Schiff“ einen Raum gemietet, mit einer einfachen Vervielfältigungsmaschine, einer Matrize“, erinnert sich Dietrich Elchlepp, Mitgründer der Bürgeraktion, im Kontext-Gespräch. „Einige Leute von uns waren im Saal, alle zehn Minuten ist einer rausgekommen und hat berichtet, was von Thadden gesagt hat. Das hatten wir in ein vorbereitetes Formblatt geschrieben und gleich unsere Antwort darunter.“

Es gab noch schnellere Echtzeit-Interventionen: Leute aus der Bürgeraktion waren oft in NPD-Veranstaltungen, meldeten sich dort zu Wort, und immer wieder schafften sie es, die NPD-Redner, teils unter Gelächter des Publikums, „zu entzaubern, zu blamieren, sie als Lügner zu entlarven“, erzählt Elchlepp. Damit das gelingen konnte, sammelte die Initiative akribisch Äußerungen der NPD-Funktionäre, schulte ihre Aktiven darin, diese zu kontern und zu widerlegen. Dazu kamen Anti-NPD-Infozeitungen.

Gegründet wurde die Bürgeraktion von Elchlepp, damals junger Rechtsreferendar, und einigen Mitstreitern 1967. In dieser Zeit feierte die NPD gerade ihre ersten Erfolge. Ihren Einzug in den baden-württembergischen Landtag 1968 mit 9,8 Prozent konnten Elchlepp und Co. nicht verhindern. Dass die NPD im Jahr 1969 mit 4,3 Prozent am Einzug in den Bundestag scheiterte, führen einige Historiker:innen aber tatsächlich auch auf die Aktivitäten der Bürgeraktion zurück. „Wir hatten ein System von Dependancen in der ganzen Bundesrepublik und bis zu 600 Leute, die bei uns mitgemacht haben“, erzählt Elchlepp. Finanziert wurde das meiste aus eigener Tasche.

Die NPD verlor Anfang der 1970er an Bedeutung, und Elchlepp, seit 1966 bei der SPD, war später unter anderem Bundestags- und Europaabgeordneter. Seit einigen Jahren ist der Denzlinger aber wieder bürgerschaftlich aktiv, gegen die AfD. Seine Meinung zu den TV-Formaten zur Landtagswahl mit Frohnmaier ist dabei sehr klar: „Das ist erschreckend, was ich da gesehen habe.“ Unverständlich sei für ihn, dass die Moderator:innen viele Aussagen Frohnmaiers nicht gleich gekontert hätten, „da sitzen doch zehn, 15 Leute im Hintergrund, die ihnen zuarbeiten können.“ Dass das nichts Menschenunmögliches ist, hatte schon vor bald 60 Jahren die Bürgeraktion bewiesen. (Oliver Stenzel)



In Baden-Württemberg sind schon einige AfD-Funktionär:innen in Konflikt mit dem Gesetz geraten (Symbolbild). Foto: Julian Rettig

Die Scheinheiligen

Gesellschaft

Von Timo Bächner

Die AfD inszeniert sich gerne als Partei für Recht und Ordnung, sie fordert „Nulltoleranz für Straftäter“. Kontext hat zahlreiche Straftaten von AfD-Politiker:innen aus dem Südwesten recherchiert.

Ob Bedrohung, gefährliche Körperverletzung oder Trunkenheit im Verkehr: Kontext hat zahlreiche Fälle von straffälligen AfDler:innen aus Baden-Württemberg recherchiert, und etliche Gerichte sowie Staatsanwaltschaften angefragt, um den aktuellen Stand der Fälle zu prüfen.

Besonders häufig sind Äußerungsdelikte, von der Beleidigung bis zur Volksverhetzung. Steffen Balz, für die AfD in den Gemeinderat Backnang gewählt, rief nach einem Anschlag auf den Magdeburger Weihnachtsmarkt im Dezember 2024 dazu auf, sich zu bewaffnen, „zur Not mit Latten und Mistg....“, da „wir uns in einem Religions- u. Zivilisationskrieg befinden“. Hansjörg Schrade, Kreistag Reutlingen, und Thomas Schmidt, Kreistag Hohenlohekreis, zogen Parallelen zwischen Holocaust und Corona-Pandemie. Nicol Hänle, Kandidat bei der Kommunalwahl 2024 im Landkreis Schwäbisch Hall, bezeichnete einen Journalisten des „Haller Tagblatts“ mit dem rassistischen N-Wort. Hansjörg Wöhrle, Gemeinderat in Weil am Rhein (Landkreis Lörrach), beleidigte verschiedene Politiker:innen der Grünen, die er „wie die Ratten aus der Kanalisation“ aus dem Bundestag jagen wollte. Über Anton Hofreiter äußerte er: „Sein Holocaust ist der Mord am eigenen Volk“.

Alle Genannten wurden rechtskräftig zu Geldstrafen verurteilt. Andere Verfahren sind noch offen – etwa gegen Christine Amann-Vogt, Gemeinderat Lahr, die Geflüchtete als „Kriegsungeziefer“ bezeichnet haben soll. Oder gegen Johannes Simon, Gemeinderat Hechingen und Kreistag Zollernalb, dem vorgeworfen wird, er habe Politiker:innen der Bundesregierung auf Flyern beleidigt und mit psychischen Erkrankungen in Verbindung gebracht.

Neben Äußerungsdelikten sind auch andere Felder der Kriminalität in den Reihen der AfD in Baden-Württemberg vertreten – und nicht immer bleibt es bei Worten.

Der Fall Thomas Rossbacher

Thomas Rossbacher wurde im Juli 2015 Geschäftsführer eines Unternehmens. Obwohl er über die Zahlungsunfähigkeit des Unternehmens informiert war und etliche Mahn- und Vollstreckungsbescheide erlassen wurden, stellte Rossbacher erst im August 2017 einen Insolvenzantrag. Das Amtsgericht Waiblingen verurteilte Rossbacher am 14. Mai 2020 wegen Insolvenzverschleppung zu einer Geldstrafe von 3.000 Euro. Die Berufung, die Rossbacher einlegte, nahm er am 22. Januar 2021 im Rahmen der Berufungsverhandlung beim Landgericht Stuttgart zurück. Seither ist das Urteil rechtskräftig. Am 9. Juni 2024 wurde Rossbacher für die AfD in den Stuttgarter Gemeinderat gewählt. Nach internen Querelen verließ er die AfD-Fraktion und trat aus der Partei aus. Im November 2025 trat Rossbacher in die rechte Werteunion ein. Nun ist er stellvertretender Vorsitzender des Kreisverbands Stuttgart. Sein Mandat im Gemeinderat führt er als Einzelstadtrat fort.

Der Fall Bernd Gögel

Bernd Gögel, der von 2003 bis 2017 ein Unternehmen führte, entlohnte Aushilfen in den Jahren 2016 und 2017 lediglich mit Trinkgeldern. Die nötigen Beiträge an die Sozialversicherung zahlte er nicht. Wegen Vorenthalten und Veruntreuung von Arbeitsentgelt verhängte das Amtsgericht Pforzheim am 8. November 2022 einen Straf-

befehl von 27.300 Euro. Gögel legte Widerspruch ein. Das Amtsgericht Pforzheim verurteilte ihn am 8. Dezember 2023 zu einer Geldstrafe von 8.000 Euro. Das Urteil ist rechtskräftig. Gögel wurde 2016 für die AfD im Wahlkreis Enz über ein Zweitmandat in den Landtag von Baden-Württemberg gewählt. Er war Vorsitzender der AfD-Fraktion von 2017 bis 2022. Aufgrund der Vorwürfe trat Gögel vom Amt des Fraktionsvorsitzenden zurück. Allerdings behielt er bis zuletzt sein Mandat. Bei der Landtagswahl 2026 tritt der 71-Jährige nicht mehr an.

Der Fall Philipp R.

Philipp R. bedrohte im Februar 2022 zwei Bewohner einer Asylunterkunft in Friedrichshafen (Bodenseekreis) rassistisch und bedrohte sie mit einer Schreckschusswaffe. Dabei gab er einen Warnschuss ab. Kurze Zeit später hielt die Polizei den Mann an. Er hatte fast zwei Promille Alkohol im Blut. Die Polizei fand die Schreckschusswaffe samt Magazinen und Munition sowie ein Pfefferspray, einen Schlagring und einen Schlagstock.

Das Amtsgericht Tettnang verurteilte R. am 22. Dezember 2022 wegen Bedrohung, Trunkenheit im Verkehr und unerlaubtem Waffenbesitz. Das Landgericht Ravensburg bestätigte das Urteil im Wesentlichen. Es verurteilte ihn zu einer Geldstrafe von 8.750 Euro. Das Urteil ist rechtskräftig. Laut Stuttgarter Zeitung behauptete R. vor Gericht, er sei „nicht ausländerfeindlich“ und habe „definitiv keinen rechtsradikalen Hintergrund“. Allerdings wurden rassistische und NS-verherrlichende Chatinhalte auf seinem Handy gefunden.

R. war Vorstandsmitglied des AfD-Kreisverbandes Bodenseekreis und Vorsitzender des AfD-Ortsverbandes Bodenseekreis-Mitte. Zudem war er in der AfD-Bundestagsfraktion als „Koordinator Sicherheit“ und in der AfD-Bundesgeschäftsstelle beschäftigt. Im September 2024, einige Monate nach der rechtskräftigen Verurteilung, sperrte die Bundestagsverwaltung seinen Hausausweis. Es bestand der Verdacht, der Ausweis könne für „verfassungsfeindliche Zwecke“ missbraucht werden. Im Oktober 2025, nachdem „Der Spiegel“ die rechtskräftige Verurteilung publik gemacht hatte, trat R. von seinen Ämtern zurück und verließ die AfD.

Der Fall André Rehm

André Rehm griff im Juli 2023 einen 18-jährigen Mann in Singen (Landkreis Konstanz) an. Er schlug und würgte ihn. Wenig später drohte er dem Mann, ihn abzustechen. Im Februar 2024 hielt Rehm einem 16-jährigen Jungen in Radolfzell (Landkreis Konstanz) eine Reizstoffpistole an den Kopf. Optisch glich die Pistole einer Schusswaffe.

Das Amtsgericht Singen verurteilte Rehm im März 2024, das Landgericht Konstanz bestätigte das Urteil im Wesentlichen. Es verurteilte ihn am 6. Juni 2025 wegen gefährlicher Körperverletzung, Nötigung und Bedrohung zu einer Haftstrafe von 11 Monaten ohne Bewährung. Rehm legte Revision gegen das Urteil ein. Das Oberlandesgericht Karlsruhe prüfte das Urteil auf mögliche Rechtsfehler und verwarf die Revision am 13. Oktober 2025. Somit ist das Urteil rechtskräftig.

Rehm war Sprecher des AfD-Ortsverbandes Singen und kandidierte 2024 bei der Kommunalwahl in Singen. Zwar verpasste er den Einzug in den Gemeinderat, jedoch sollte er als Nachrücker

am 3. Juni 2025 vereidigt werden. Am Vortag gab die Stadt bekannt, Rehms Vereidigung von der Tagesordnung zu nehmen und zu verschieben. Nach dem Urteil vom 6. Juni 2025 forderte der AfD-Kreisverband Konstanz den Nachrücker in einer Pressemitteilung auf, „unverzüglich alle seine Parteiämter niederzulegen und aus der Partei auszutreten“.

Der Fall Marcus Ottersberg

Im April 2024 fuhr Marcus Ottersberg sein Auto mit knapp 2 Promille Alkohol im Blut. Wegen fahrlässiger Trunkenheit im Verkehr verhängte das Amtsgericht Göppingen am 7. Mai 2024 einen Strafbefehl von 4.500 Euro. Er akzeptierte die Geldstrafe. Ottersberg war stellvertretender AfD-Bezirksbeirat in Stuttgart-Möhringen. Inzwischen trat er in die Werteunion ein und ist im Kreisverband Stuttgart aktiv.

Der Fall Martin Kühne

Martin Kühne, der 2019 in den Gemeinderat Baden-Baden gewählt wurde, schmierte im Januar und März 2023 ein Hakenkreuz und die Worte „Fuck UA“ (Ukraine, Anm. d. Red.) auf zwei Autos in einer öffentlichen Tiefgarage in Baden-Baden. Das Amtsgericht Baden-Baden verhängte am 10. August 2023 wegen Beleidigung und „Verwenden von Kennzeichen verfassungswidriger Organisationen“ einen Strafbefehl von 3.000 Euro. Die Strafe ist rechtskräftig. Als die Tat bekannt wurde, trat Kühne aus dem Gemeinderat und der Partei aus.

Der Fall Dubravko Mandic I

Dubravko Mandic entriss einer Journalistin, die ihn beim Verlassen eines Treffens des rechtsextremen AfD-Flügels im Mai 2019 gefilmt hatte, das Mobiltelefon. Das Amtsgericht Schwabach verurteilte Mandic am 11. November 2020 wegen Nötigung zu einer Geldstrafe von 7.200 Euro. Das Landgericht Nürnberg-Fürth verwarf die Berufung am 19. Juli 2021. Mit dem Beschluss des Oberlandesgerichts Nürnberg, die Revision zu verwerfen, ist das Urteil rechtskräftig. Mandic kandidierte bei der Bundestagswahl 2017 im Wahlkreis Tübingen sowie bei der Landtagswahl 2021 im Wahlkreis Lörrach. Er konnte lediglich bei der Kommunalwahl 2019 ein Mandat erringen und in den Freiburger Stadtrat einziehen. Allerdings trat er nach internen Konflikten im April 2021 aus der Partei aus und gab im April 2022 sein Mandat im Stadtrat zurück. Heute ist Mandic als Rechtsanwalt für die extreme Rechte tätig. Beispielsweise vertrat er den bayrischen AfD-Politiker und Burschenschafter Daniel Halemba vor Gericht.

Der Fall Dubravko Mandic II

Dubravko Mandic griff im Mai 2019, nachdem er eine Beschädigung von AfD-Wahlplakaten beobachtet haben will, einen Mann auf der Kaiserstuhlrücke in Freiburg mit Reizgas an. Das Amtsgericht Freiburg verurteilte Mandic am 15. Dezember 2020 wegen gefährlicher Körperverletzung zu einer Bewährungsstrafe von sechs Monaten und einer Geldstrafe von 3.000 Euro. Er legte Berufung ein. Das Landgericht Freiburg verurteilte Mandic am 18. Mai 2022 zu einer Bewährungsstrafe von sieben Monaten (Gesamtstrafe einschließlich Urteil des Landgerichts Nürnberg-Fürth, Anm. d. Red.). Als Bewährungsaufgabe musste er eine Geldstrafe von 3.000 Euro zahlen. Mandic ging in Revision. Das Oberlandesgericht Karlsruhe verwarf die Revision am 18. Januar 2023. Somit ist das Urteil rechtskräftig.

Neben den rechtskräftigen Urteilen sind mehrere Urteile in erster und zweiter Instanz gefallen. Die Verurteilten haben Berufung oder Revision eingelegt, weshalb die Urteile noch nicht rechtskräftig sind.

Der Fall Andrea Zürcher

Andrea Zürcher soll im November 2023 einen 19-jährigen Bekannten ihres Sohnes in der

Wohnung in Stühlingen (Landkreis Waldshut) festgehalten und mit einer Schreckschusspistole bedroht haben, um Informationen über einen Angriff auf ihren Sohn zu erzwingen. Das Amtsgericht Waldshut-Tiengen verurteilte Zürcher am 2. April 2025 wegen Freiheitsberaubung und versuchter Nötigung zu einer Geldstrafe von 3.000 Euro. Zürcher hat Berufung gegen das Urteil eingelegt. Das Urteil ist noch nicht rechtskräftig. Rund drei Monate später, am 9. Juni 2025, wurde Zürcher für die AfD in den Kreistag Waldshut gewählt. Bis heute ist Zürcher als Abgeordnete im Kreistag und als parlamentarische Mitarbeiterin im Landtag tätig.

Der Fall Christian Eggs

Auf seiner Facebook-Seite soll Christian Eggs im Februar 2024 ein Foto aus dem Nationalsozialismus gepostet haben. Das Foto soll Kinder mit Hakenkreuzen gezeigt haben. Sinngemäß soll Eggs laut „Badischen Neuesten Nachrichten“ geschrieben haben: 1935 habe – u.a. – mit der Indoktrination der Kinder begonnen. Wenige Monate später wurde Eggs für die AfD in den Gemeinderat Offenburg gewählt; dort sitzt er bis heute. Das Amtsgericht Offenburg verurteilte Eggs am 26. Mai 2025 wegen „Verwenden von Kennzeichen verfassungswidriger und terroristischer Organisationen“ zu einer Geldstrafe von 2.500 Euro. Eggs legte Berufung ein. Das Landgericht Offenburg verurteilte ihn am 27. Februar 2026 zu einer Geldstrafe von 2.400 Euro. Das Urteil ist noch nicht rechtskräftig.

Der Fall Taras Maygutiak

Taras Maygutiak, Fraktionsvorsitzender im Gemeinderat Offenburg, soll im Februar 2024 auf seiner Facebook-Seite ein Foto aus dem Nationalsozialismus, das Hakenkreuze zeigte, verbreitet haben. Das Amtsgericht Offenburg verurteilte Maygutiak am 22. November 2024 wegen „Verwenden von Kennzeichen verfassungswidriger und terroristischer Organisationen“ zu einer Bewährungsstrafe von drei Monaten und einer Geldstrafe von 5.000 Euro. Maygutiak legte Berufung gegen das Urteil ein. Das Landgericht Offenburg verurteilte Maygutiak am 22. Januar 2026 wegen dieses und eines weiteren Fotos vom März 2024, das Kinder mit Hakenkreuzen zeigte, zu einer Geldstrafe von 4.680 Euro. Maygutiak hat Revision gegen das Urteil eingelegt. Die Entscheidung des Oberlandesgerichts Karlsruhe steht noch aus, weshalb das Urteil nicht rechtskräftig ist.

Der Fall Markus P.

Markus P. soll im Mai 2025 in einer Gaststätte in Stuttgart seine Begleitung an den Haaren gezogen haben. Als zwei Gäste und ein Kellner einschreiten wollten, um die Auseinandersetzung zu schlichten, soll P. die Gäste und den Kellner geschlagen haben; diese sind laut Polizei leicht verletzt worden. Das Amtsgericht Bad Cannstatt verurteilte P. am 10. Februar 2026 wegen Körperverletzung zu einer Freiheitsstrafe von acht Monaten ohne Bewährung. P. und die Nebenkläger:innen haben jeweils Berufung eingelegt. Daher ist das Urteil noch nicht rechtskräftig. Außerdem soll P. im Oktober 2025 in einer Gaststätte in Stuttgart im Zuge einer Streitigkeit einen Mann geschlagen haben. Hier dauern die Ermittlungen an.

Bereits in der Vergangenheit war P. mit Gewalt in Erscheinung getreten. So brach er im Februar 2016 einem Mann bei einer Schlägerei in Stuttgart die Nase. Als Mitarbeiter des städtischen Vollzugsdienstes eingreifen wollten, biss P. einem Mitarbeiter ein Teil seines Ohres ab. Einem Verwandten rief P. zu, er solle die Mitarbeiter abstechen. Das Landgericht Stuttgart verurteilte P. wegen Körperverletzung und versuchter Anstiftung zum Mord zu einer Haftstrafe von sechs Jahren. Das Urteil ist rechtskräftig. „Wir wurden von dem Betroffenen von Anfang an über seine Vorstrafe informiert“, teilte der AfD-Fraktionsvorsitzende im Gemeinderat der Stuttgarter Zeitung mit. Die Stadt reagierte schnell: Im Oktober 2025 verlor P. mit sofortiger Wirkung seine AfD-Beiratstätigkeit im Bezirk Stuttgart-Möhringen.

Recherche gegen Rechts

Alle bisherigen Beiträge der Serie, finden sie über diesen QR-Code:





Manuel Hagel (CDU): Was ihm wohl als nächstes einfällt? Foto: Jens Volle

Der Drauflosfabulierer

Politik

Von Josef-Otto Freudenreich
und Johanna Henkel-Waidhofer

Auf dem Grat zwischen Dichtung und Wahrheit wandert Manuel Hagel schwindelfrei. Auf dem Weg in das Amt des baden-württembergischen Ministerpräsidenten, auf dem sich der CDU-Spitzenkandidat wähnt, muss das kein Vorteil sein.

Fast flehentlich appelliert der Generalsekretär der Landes-CDU an die verstörte Gefolgschaft. In jedem persönlichen Gespräch, bittet Tobias Vogt, müsse „mit voller Kraft“ für eine christdemokratisch geführte Landesregierung geworben werden. Jetzt müssten „alle CDU-ler ran, Familie ansprechen, Nachbarn ansprechen, am Arbeitsplatz und WhatsApp-Kontakte“.

Das klingt nach Panik und hat einen Grund: Wieder wird, wie vor fünf Jahren, ein satter Vorsprung verspielt. Damals sollte Susanne Eisenmann in die Staatskanzlei einziehen, ihr Kampagnenchef hieß Manuel Hagel, setzte sich vor dem Wahltag ab und sprach anschließend schlecht über seine Chefin. Diesmal ist er selbst der Spitzenmann – und der zweite Grund für die Panik. Die selbsternannte neue Kraft fürs Land ist ein Drauflosfabulierer. Die Worte fallen ihm in hoher Geschwindigkeit aus dem Mund, offenbar ungehindert durch das Team, das ihn eng begleitet, allen voran der frühere Staatsminister Christoph Palmer (CDU), der wissen müsste, dass die Welt nicht Pippi Langstrumpf ist. Doch immer wieder hieß es, das größte Manko Hagels sei seine Unbekanntheit.

Dieses Problem ist gelöst. Dank einer Schülerin namens „Eva“, einer phantomhaften Gestalt, die im Netz und darüber hinaus Millionen Menschen beschäftigt hat. Mit hohem Wirkungsgrad, wenn auch anders gedacht als geschehen. Aber kann es sein, dass es diese Realschülerin „Eva“ nie gegeben hat? Dass Hagel das Mädchen erfunden hat? Eine steile These gewiss, aber plausibel, weil er „Eva“ dringend für seine Erzählung brauchte, die da lautet: Ich, Manuel Hagel, ich bin ganz anders als die anderen Politiker. Die Story vom Februar 2018 lohnt auf jeden Fall der Rezeption. Denn „Eva“ soll, laut Hagel, beim Besuch in einer Schule zu ihm gesagt haben, „Herr Hagel, als ich gehört hab, dass Sie heute kommen, wollt' ich gar nicht kommen“. Die Politiker sähen alle gleich aus, schwätzten alle das Gleiche und wenn man etwas frage, kriege man „keine g'scheite Antwort“, habe die damals 16-Jährige geschimpft. Zwei Stunden will er dann mit den Realschüler:innen („80 Prozent Mäd-

chen“) diskutiert haben, „echt super“, wie er sich selbst bescheinigt. Die erste Fragestellerin werde er nie vergessen: „Sie hieß Eva, braune Haare, rehbraune Augen.“ Ein Augenschmaus für einen 29 Jahre alten Politiker. So weit so bekannt.

Acht Jahre später, am 1. März 2026, meldet die „Bildzeitung“, sie habe diese „Eva“ in einem Ehinger Teilort entdeckt. Nicht leibhaftig, aber immerhin ihre Tante, die über ihre Mobilnummer verfügt, anruft und auf laut stellt. Die junge Frau, inzwischen 23, bestätigt, sie habe braune Augen, „von mir aus auch rehbraune“. Danach habe das Gespräch allerdings eine „wenig erbauliche Wendung“ genommen, räumt das Boulevardblatt ein und zitiert seine „Eva“ mit den Worten: „Kann schon sein, dass er damals bei uns in der Klasse war. Aber ich erinnere mich nicht an ihn.“ Alles Fake?

Die Nähe zu rechtskonservativen Fundis fällt auf

Das Video von 2018 atmet den Muff jener Jahre, in denen Hagel einem großen Vorbild nacheifert. Gemeint ist Sebastian Kurz (ÖVP), der frühere österreichische Bundeskanzler und heutige Kompagnon rechtslibertärer Figuren wie Peter Thiel von Palantir. Äußerlich mit dem typischen zurückgegelten Haar, inhaltlich mit klaren rechtskonservativen Ansagen, emotional als nicht zu bremsender Aufsteiger – die Alternative zum herkömmlichen Politikbetrieb. Über Kinder habe man gesprochen, berichtet Hagel von einem Kneipenbesuch mit Kurz in Stuttgart im Juli 2024, was ihm offenbar ein stets drängendes Thema ist.

Seine drei Buben fehlen in kaum einer Rede, ebenso wenig Posts zum Muttertag, Fotos vor dem Christbaum, gerne auch ohne Brille. Den ideologischen Überbau liefert er in erzkatholischen Fundi-Publikationen wie der Würzburger „Tagespost“, dem rechtskonservativen US-Portal EWTN-TV, in dem Donald Trump gegen Schwangerschaftsabbrüche hetzen darf, als Redner beim evangelikalischen „Kongreß Christlicher Führungskräfte“ (KCF), als Promoter

der Lebensschützer, dessen Glaube verlangt zu glauben, dass uns Christus auch im ungeborenen Menschen „begegnet“. Beobachter der Szene registrieren jetzt auch eine interessante Person in Hagels Umfeld. Es ist seine Direktorin Digital Campaigning, Julia Fleiner, die für den CDU-Landtagswahlkampf engagiert worden ist. Auf der Seite des evangelikalischen Pfadfindervereins „Royal Rangers“ wird sie als Regionalleiterin gelistet.

Wie ernst das zu nehmen ist, weiß wahrscheinlich nur der liebe Gott oder sein ziemlich bester Freund Sebastian Kurz, in dessen Heimatstadt Wien ein Begriff beheimatet ist, der bestens passt zu dem schwäbischen Epigonen und diesen übertriebenen Hang zu Märchen charmant beschreibt: G'schicht'ldrucker. Das ist ein Mensch mit Fabulierlust, dem bei der Balance zwischen Dichtung und Wahrheit nicht schwindlig wird, der immer wieder oder zumindest sehr lange Zeit mit dieser Tour davonkommt.

Die Liste dieser Stationen ist lang: Die elterliche Wohnung und der Stall des Opas mutieren zum Bauernhof, der Pferdehandel des Onkels wird zur agrarischen Tradition der hagelschen



Selbstauskunft in der Abschlusszeitung der Klasse 10c. Foto: privat

Sippe, aus sommerlichen Besuchen beim Opa wird eine bäuerliche Verwurzelung. Seine berufliche Laufbahn camouffiert er, wenn er beiläufig einfließen lässt, berufsbegleitend studiert zu haben oder dass es in seiner Familie üblich sei, vor dem Studium einen Beruf zu erlernen.

„Millionär, Sparkassenpräsident, Finanzminister“

Die Abschlusszeitung der Klasse 10c in der Realschule Ehingen rückt die Realität etwas näher. Dort steht, Manuel Hagels Traumjob seien „Millionär, Sparkassenpräsident, Finanzminister“, sein „Hassfach“ sei Mathe, ein Lieblingsfach habe er nicht.

Oder nehmen wir den Klassiker Fußball. Jeder schwäbische Junge hat gekickt, „The normal one“, also Manu, nie wirklich. Er hat Tennis gespielt und ist geritten und irgendwann dem VfB Stuttgart beigetreten. Das ist gutbürgerliches Freizeitprofil und hat nichts mit Bolzplatzromantik zu tun. Und trotzdem ist es natürlich ungeheuer lustig, wenn er beschreibt, wie er Jürgen Klopp auf dem Ulmer Bahnhof getroffen hat. Kurzversion: Auf einer Klassenfahrt 2005 hat ihn der Lehrer wegen seiner großen Gosch' aufgefordert zu fragen, ob er der berühmte Fußballtrainer sei? Klopp tätschelt ihm die Backe – wie einst die Oma – und mahnt: „Ja, immer viel Spätzle essen“. Das sage viel über ihn aus, verrät Hagel bei der „Waiblinger Kreiszeitung“ und alle lachen. Auch „Kloppo“ hat ihn schon gemocht.

Salopp plaudert er über eine Begegnung mit Altkanzler Gerhard Schröder (SPD), die so gut passt zum „Agenda-Moment“, den er fürs Land

fordert und deren Details – wann hat er Schröder denn genau getroffen? Wo? Und warum? – aber im Dunkel bleiben müssen. Ebenso wie jene rund um Hagels Behauptung, der SWR habe ein Interview mit ihm nicht ausgestrahlt, weil er dabei nicht habe gendern wollen. Der Sender dementierte, und wer sich in der Medienwelt auch nur leidlich auskennt, kann bloß den Kopf schütteln über soviel „Ich mach' mir die Welt, wie sie mir gefällt“.

Warum tauchen Hagels Eltern nicht auf?

Erstaunlich wortkarg, um nicht zu sagen stumm, wird Hagel nur, wenn er von den Menschen erzählen soll, die sein Mantra („Die Familie ist das Fundament“) erst vollständig werden ließen. Nicht müde wird er zu betonen, dass man wissen müsse, woher man kommt, um zu wissen, wer man ist. Es geht ihm dringlich um Identität, oberschwäbische Heimat und prägende Personen. Eigentlich müssten seine Mutter Michaela und sein Vater Rudolf dazu gehören. Beide tauchen aber in keinem seiner Lebensläufe auf. Bei näherer Betrachtung vor Ort findet man die Herkunftsfamilie ohne Schwierigkeiten. In der Berkacher Straße im Industriegebiet betreiben sie das Sportstudio „Sport X“, nach eigenen Angaben der „coolste Club“ der Stadt. Inhaber ist Julian Hagel, Manuels Bruder, Vater Rudolf (Rude) firmiert als Leiter der Abteilung „Fight Club“. Mutter Michaela ist Chefin der „Group Fitness“. Vor fünf Jahren gratulierte der CDU-Kreisverband Alb-Donau seinem Jubilar Rudolf Hagel noch zum 60. Geburtstag.

Warum also das Verschweigen? Julian Hagel kommt an die Rezeption im „Sport X“, lächelt freundlich und bittet um Verständnis, dass er keine Auskunft geben kann. „Wenden Sie sich an Manu“, sagt er. In familiären Angelegenheiten spreche nur sein Bruder, so sei es vereinbart. „Ich bin nur für den Sport zuständig.“ Kontext fragt bei Sohn Manuel nach den Gründen. Passt Rude, der alte Rocker und Harley-Fahrer, nicht ins Familienbild? Der Kandidat für das Amt des Ministerpräsidenten antwortet auch auf Nachfragen nicht.

Doch zurück zum Anfang, zu „Eva“, der 16-Jährigen mit den „rehbraunen Augen“. Dafür ist Hagel scharf kritisiert worden, vor allem Frauen haben ihm Sexismus vorgeworfen und daran erinnert, dass Charakterfragen nicht verjähren. Und sie haben danach gefragt, ob jemand, den offensichtlich „sexuelle Sentiments umtreiben“, geeignet ist, ein Land zu



Die jungen Herren im weißen Hemd sind ziemlich beste Freunde: Manuel Hagel und Sebastian Kurz in einer Stuttgarter Kneipe, Juli 2024. Foto: privat



Kassandra (Lily Frank) die Hellscherin, politische Vordenkerin und ungeliebte Königstochter.
Fotos: Julian Rettig

Die Welt im Fall

Kultur

Von Verena Großkreutz

Die Württembergische Landesbühne Esslingen bringt pünktlich zum Frauentag den Cassandra-Mythos auf die Bühne – modern, lebendig und aus feministischer Sicht.

Die alten Griech:innen haben ein Wort erfunden für die auf Hochmut, Realitätsverlust und Machtgier aufbauende grenzenlose Selbstüberschätzung von Regenten: die Hybris. Heißt: Lieber alles zerstören und töten, als miteinander zu reden und Kompromisse und Bündnisse auszuhandeln; lieber die anderen auslöschen, als Mitleid und Menschlichkeit zu zeigen oder gar Gnade – ob aus Rache, Machtgier, Bereicherung, Dummheit, Langeweile. Da hat sich bis in unsere Zeit nicht viel geändert. Das Patriarchat hat Bestand.

Ein Hybrist wie er im Buche steht – nämlich in Homers „Ilias“ oder Aischylos’ „Orestie“ – war Priamos, König von Troja. Glaubte wirklich, die Griechen hätten ihm das große Holzpferd als Geschenk dagelassen. Der Rest ist Geschichte. Seine Tochter Cassandra hatte ihn lange schon vor der strategischen Intelligenz der Griechen gewarnt. Der trojanischen Prinzessin war wegen ihrer Schönheit von Gott Apollon die Gabe der Weissagung verliehen worden. Aber weil sie sich gegen seine sexuellen Übergriffe wehrte, belegte er sie mit einem Fluch: Niemand glaubte fortan ihren Prophezeiungen.

Kassandras Schicksal wird jetzt auf der Hauptbühne der Württembergischen Landesbühne Esslingen verhandelt, in einem bemerkenswerten Stück der österreichischen Autorin Magda Woitzuck: „Kassandra und die Frauen Trojas“. Nach der österreichischen Uraufführung 2023 sah man in Esslingen jetzt die deutsche Erstaufführung. Woitzuck folgt darin dem Perspektivenwechsel, den schon Christa Wolf mit ihrer populären Erzählung „Kassandra“ – veröffentlicht 1983 im Jahr des Nato-Doppelbeschlusses – vollzogen hatte, die darin der männlichen Mythendeutung die Sicht der Königstochter entgegensetzte. Cassandra wird seither als feministische Symbolfigur gelesen, als politische Denkerin im Widerstand gegen patriarchale Macht.

In Woitzucks Stück steht Cassandra aber erst einmal als pubertäres Wesen auf der Bühne: wütend, aggro, schlau, aufmüpfig. Denn der Plot entwickelt sich theaterwirksam aus der toxischen Familienstruktur des trojanischen Herrscherhauses. Die Regisseurin Jenke Nordalm lässt Cassandra gleich zu Beginn voller Energie auf die Bühne stürzen: im Würgegriff ihre Schwester Polyxena (Eva Dorlaß), ihre Konkurrentin, die als Älteste den Posten der königlichen Seherin erwarten darf. Im Quizbattle, den Vater Priamos von seinen beiden Töchtern einfordert, wird die schlecht vorbereitete Polyxena

allerdings scheitern und Cassandra mit Alexa-Wissen auftrumpfen. So bekommt die Schlaue den privilegierten Job, während Polyxena die machtsichernde Zwangsverheiratung droht.

Einen offiziellen Fluch braucht es gar nicht

Weil der Glaube an Götter und Göttinnen hier bloß noch Lippenbekenntnis ist, muss Cassandra offiziell gar nicht mehr mit einem Fluch be-



Auf den König! Polyxena (Eva Dorlaß), Priamos (Martin Theuer), Cassandra (Lily Frank), Hekabe (Kristin Göpfert).

legt werden. Die Familie ist schon so von ihrem widerständigen Wesen genervt – ob es nun den vermeintlichen Familienfrieden stört, mit unangenehmen Wahrheiten belästigt oder sich der Hofetikette verweigert.

Auf der Bühne – einem praktikablen Wandelbild mit Treppenaufgängen auf Rollen – agiert das gesamte siebenköpfige Frauenensemble des Hauses: als Mutter Hekabe, ihre Töchter und Schwiegertöchter und – außer Cassandra – auch in weiteren Rollen. Der männliche Teil des Hofstaats befindet sich in Kriegsbereitschaft. Einziger Mann auf der Bühne deshalb: König Priamos, der seine Familie fest im Griff hat. Wenn er auftritt, stehen sie alle stramm, halten Weinkelche in die Höhe wie Fackeln. Die einen ängstlich, die anderen aus Berechnung oder Gewohnheit. Eine verkrampte Zeremonie, in der sich das in klebriger Tumbheit erstarrte

System widerspiegelt. Mutter Hekabe mag mal ein Herz gehabt haben, aber das hat sie längst an die Macht verkauft. Kristin Göpfert verleiht ihr eine sehr hartherzige, erbarmungslose Stimme. Wenn Priamos gegen Ende befiehlt, Cassandra die Augen auszusteichen, übernimmt Hekabe das höchstpersönlich.

Martin Theuer spielt Priamos als einen richtig fiesen Hybristen: latent gewalttätig, übergriffig, beschränkt, cholerisch, hartherzig, gelegentlich mit verlogenen-freundlicher Fassade. Die Söhne schickte er mitleidlos in die blutige Gewaltspirale des Kriegs, der weibliche Nachwuchs dient vor allem dem Machterhalt durch Verheiratung, als „Zuchtschaf“ für Waffenfutter oder als repräsentative „Augenweide“. Priamos nennt die Frauen „ganz besondere Juwelen“ seiner „Sammlung“ – besonders die später auftauchende schöne Helena, die Franziska Theiner als Melancholikerin spielt, deren Schultern viel Unglück zu tragen scheinen.

Die Ausstatterin Vesna Hiltmann hat die Frauen am Hof entsprechend chic ausstaffiert: Trotz Springerstiefeln und Hosen sorgen Schärpen, Bauchbinden und Umhänge in satten Farben für absichtsvoll übertriebenen Modeprotz. Priamos dagegen trägt einen schlabbrigen schwarzen Anzug; später, wenn der trojanische Krieg voll entbrennt, wird er sich eine Krone aus goldenen Patronenhülsen aufsetzen. Die Frauen machen das Spiel nolens volens mit. Aus purer Angst vor dem unberechenbaren Regenten und vor dem Verlust ihrer Privilegien: der Hygge des Wohlstands (Priamos: „Es ist meine Macht und mein Reichtum, der euch Weiber mit einem steten Strom aus Datteln und Gold versorgt“). Also sich lieber anpassen und eingliedern wie Andromache (Elif Veyisoglu), die sich durch ihre Schwangerschaft Vorteile erhofft.

Die, die sich dem Einfluss des Königs entziehen wollen, wie Briseis (Feline Zimmermann), werden den Griechen zum Fraß vorgeworfen. Priamos wird mitleidlos die Verschleppung, den Missbrauch und den Tod von Frauen Trojas in Kauf nehmen. Ohnehin hat er mit mehreren Frauen so viel Nachwuchs gezeugt, dass er die Übersicht verloren hat. Cassandra klärt ihn auf: „51.“

Genau so isses

Lily Frank hat als Cassandra einen komplexen Reifeprozess zu durchleben: vom aufmüpfigen, sehr schlagfertigen Teenager zur erwachsenen Wissenden, die sich verantwortlich fühlt und verzweifelt Leben retten will. Sie spielt das glaubwürdig, anrührend und differenziert – diese Wandlung, die sie in ihren drei Lehrjahren außerhalb des Hofes durchmacht. Angewiesen wird Cassandra dabei von drei Weisen: unheimliche, gesichtslose, Würfel werfende Wesen, die mit verhaltener Gespensterstimme flüstern. Der vielgestaltige Soundtrack von Ulf Steinhauer wird hier besonders wirksam: in seinem finsternen Röhren und seinem rauschenden Klackern unsichtbar fallender Würfel.

Außerhalb des Hofes muss Cassandra ihre Privilegien aufgeben, von denen sie bisher profitierte, verbringt ihr Leben bei den Armen und Bedürftigen. Sieht, wovor ihre Familie die Augen verschließt: Dürren, Hunger, Armut und Ungerechtigkeit. Lernt Mit- und Verantwortungsgefühl, verliebt sich in Penthesilea, die erst einmal mit den Amazonenmythen aufräumt: „Bevor ich mir eine Brust abschneide, ändere ich den Bogen.“ Nicht kriegerisch ist sie, sondern eine soziale, verantwortungsvolle Anführerin ihres Stammes. Gesine Hannemann spielt sie als geerdete, in sich ruhende, aber auch liebesbedürftige Persönlichkeit.

Gewandelt kehrt Cassandra zurück nach Hause. Und muss dann miterleben, wie Troja seinem Untergang entgegengeht, derweil der Krieg in Gestalt der klassischen Mauerschau quasi live berichtet wird: Die Familie beobachtet und kommentiert erschauernd das Gemetzel, muss miterleben, wie Brüder, Ehemänner, Söhne abgeschlachtet werden oder selbst abgeschlachten.

Derweil Cassandra warnt und warnt und warnt. Sie hört überhaupt nicht mehr auf, zu warnen. Bei allen Redundanzen im Stück, in

dessen 41 Szenen durchaus schon ein Drittel gekürzt wurde: Man denkt die ganze Zeit „Ja, so isses“. Prophet:innen im eigenen Land zählen nichts. Ihre Cassandra-Rufe verhallen ungehört. Bis heute: Ob es die Finanzkrise 2008 betrifft, die drohenden Folgen des Klimawandels oder jetzt die erneute Eskalation in Nahost. Und der Epstein-Skandal steht im Raum, besonders wenn Priamos zu Polyxena sagt: „Es will einfach nicht in euren Schädel, dass es euer Fleisch ist, das ein Mann begehrt, und nicht eure Gedanken.“

Gut, dass der Theaterabend offen endet, ein bisschen Hoffnung muss sein. Cassandra: „Es gibt nicht die eine Zukunft, es gibt viele. Wir können uns für eine entscheiden.“ Zusammenhalten, aktiv werden, sich wehren und kämpfen: Das ist ihr Appell an die Frauen. Noch steht das Pferd am Strand, als Cassandra ruft: „Lass uns einen Anfang machen, Schwerte. Lass uns ein Feuer entfachen. Ich kann das nicht alleine.“ Und dann stürmen die sieben Frauen in geschlossener Reihe mit einem wütenden Befreiungsschrei an die Rampe.

Kassandra und die Frauen Trojas“ im Esslinger Schauspielhaus sind am 8., 14., 19. und 27. März. Für die Vorstellung am Internationalen Frauentag (8. März, 18 Uhr) gibt es für Frauen 50 Prozent Rabatt.

Mehr Kontext online auf kontextwochenzeitung.de:

Auftritt um 19.33 Uhr

Draußen mehr als 4.000 Protestierende, drinnen um die 700 AfD-Fans: Vergangenen Samstag sprach der völkische Nazi Björn Höcke in Reutlingen-Kommelsbach. Von Gesa von Leesen und Korbinian Strohhuber

Zeit für einen Reset

Stuttgart 21 soll frühestens 2030 fertig werden. Auch wenn Bahnchefin Evelyn Palla erst zur Jahresmitte einen neuen Termin bekanntgeben wollte, sickerte er schon jetzt durch. Wie lange er Bestand haben wird, ist unklar. Aber klar sollte sein, jetzt einige grundsätzliche Fragen zum Projekt zu stellen. Eigentlich. Von Oliver Stenzel

Mäßiges Interesse

Erstmals dürfen Minderjährige bei der Landtagswahl ihre Stimme abgeben. Für viele junge Menschen spielt Politik aber keine Rolle, das Wissen ist oft auch nicht allzu ausgeprägt. Im Cannstatter Jugendhaus will man die Jugend zum Mitmachen animieren. Von Korbinian Strohhuber

Sie sind unter uns!

Von Epstein-Insel bis Stuttgart: Mann schützt Mann – und vor allem Frauen zahlen. Daran wird leider auch der nächste Internationale Frauentag am 8. März nichts ändern. Von Elena Wolf

Tanz den Mussolini

Völlig plausibel, dass die WM 2026 hingebo-gen wird, wie es den Mächtigen gefällt. Trotzdem wird unser Kolumnist sie nicht boykottieren. Schließlich hat er einen Traum. Von Bernd Sautter

Kontext fördern

Unterstützen Sie Kontext dauerhaft mit einer Spende von 10,00 € | Monat – gerne auch mehr. Sie finden das Soli-Formular unter www.kontextwochenzeitung.de/soli. Gerne schicken wir Ihnen auch per Post oder E-Mail ein Formular zu.
Unser Spendenkonto bei der GLS Bank:
IBAN: DE80 4306 0967 7011 8306 00
BIC: GENODEM3333
KONTEXT e. V. ist gemeinnützig. Sie erhalten automatisch zum Jahresanfang eine Spendenbescheinigung. Teilen Sie uns dazu bitte Ihre Adresse mit. Wenn Sie Fragen haben, senden Sie uns eine E-Mail an verwaltung@kontextwochenzeitung.de oder rufen Sie uns an unter Telefon 0711 66 48 65 48.

Impressum

KONTEXT:Wochenzeitung ist unabhängig. Sie wird von keinem Wirtschaftsunternehmen oder anderen Lobbyisten finanziert. Getragen wird sie von Menschen, die wissen, dass eine freie Presse das Brot der Demokratie ist.
KONTEXT:Wochenzeitung erscheint mittwochs online auf www.kontextwochenzeitung.de und samstags als Beilage der wochentaz.
Herausgeber: KONTEXT Verein für ganzheitlichen Journalismus e. V., Hermannstraße 5, 70178 Stuttgart, Tel.: 0711 – 66 48 65 48, verein@kontextwochenzeitung.de
Der Verein wird vertreten durch die Vorstandsmitglieder Frank Böhringer (Vors.), Anni Endress Annemarie Raab, Michael Schulze und Johannes Rauschenberger.
Redaktion: KONTEXT:Wochenzeitung, Hermannstraße 5, 70178 Stuttgart, Tel.: 0711 – 66 48 65 48, redaktion@kontextwochenzeitung.de
Redaktionsleitung: Anna Hunger (verantw. gem. § 8 PresseG BW | § 55 RStV.)
Produktion: büro uebele visuelle kommunikation Marcel Tillmanns, Maks Barbulović, Lukas Osele, Andreas Uebele
Druck: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg; MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen
Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen.
Die KONTEXT:Wochenzeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung der Redaktion strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in der KONTEXT:Wochenzeitung-Printausgabe, im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.



Wiedersehen im Krieg: Cassandra (links) und Penthesilea (Gesine Hannemann).